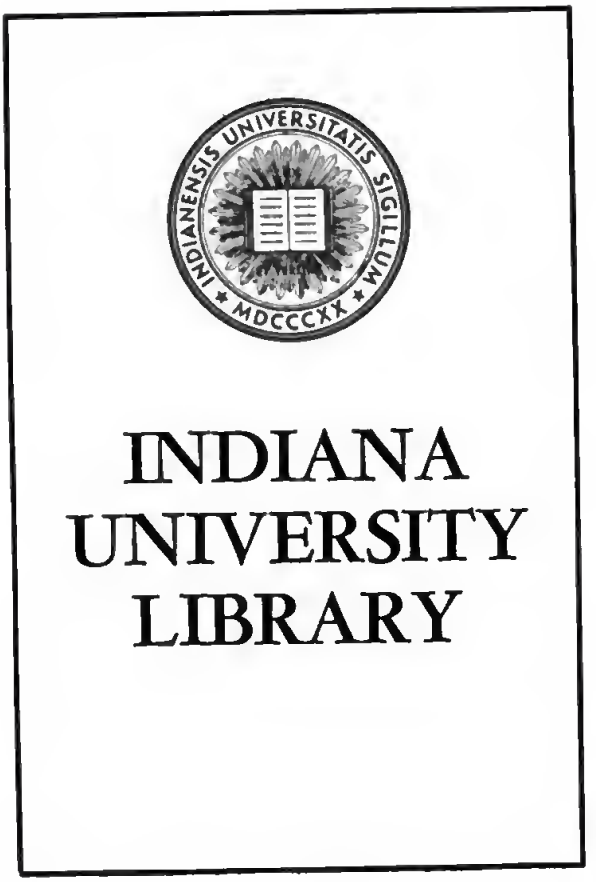
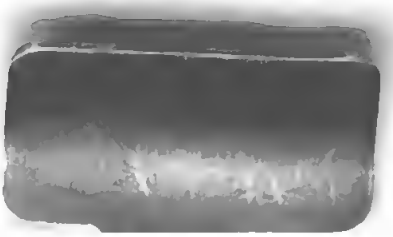
Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben



INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

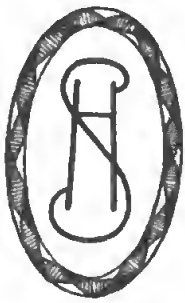


Der Krieg
im Aberglauben und Volksglauben

Kulturhistorische Beiträge

von

Dr. E. M. Kronfeld, Wien



Hugo Schmidt Verlag, München

U21
.K93

Copyright 1915 by Hugo Schmidt, München
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten

Hugo Schmidt E. M. Kronfeld

Seinem seit Kriegsbeginn im Felde stehenden,
vom Kaiser für tapferes und aufopferungsvolles
Verhalten vor dem Feinde ausgezeichneten Bruder,

k. k. Oberarzt Dr. Robert Kronfeld,

als Gruß der Heimat im März 1915
gewidmet

vom Verfasser

Inhalt

Seite

I. Der Aberglaube der Jahrtausende 7

II. „Die Sterne lügen nicht . . .“ (Der Aber- und Schicksalsglaube in Schillers „Wallenstein“*) 23

III. Amulette und Talismane 40

IV. Festmachen und Freikugeln („Passauer Kunst“) 81

V. Orakel, Prophezeiungen, Glücks- und Unglückstage . . 120

VI. Metalle und Edelsteine im Geheimglauben 165

VII. Tiere im Kriege 176

VIII. Wund- und Blutstillungszauber 198

IX. Aus der alten Wundapotheke 222

X. Zauberkräuter im Kriege 241

*) Die Abbildung des Wallensteinschen Horoskops (S. 29) nach „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild“, Übersichtsband, geschichtlicher Teil, Wien 1887, S. 109.

I. Der Aberglaube der Jahrtausende

„Es sind nicht alle frei, die ihrer
Ketten spotten".
Lessing, „Nathan der Weise"

Das Kriegsjahr 1914/15 hat, soweit die sich drängenden Ereignisse Raum und Stimmung ließen für Reflexionen, Erinnerungen kulturgeschichtlicher Art geweckt, die auf die Urzeit der Menschheit zurückgehen. Richtig ist der Kriegskomet des Jahres 1914 erschienen. (Vgl. Kap. V.) So hatte denn nach dem Schillerschen Wort der Herrgott auch diesmal den Kometen gleich einer Rute drohend zum Himmelsfenster herausgesteckt. Der Glaube, daß Kometen Krieg bedeuten, ist alt, und die Chroniken wissen viel Wunderbares vom Zusammentreffen dieser strahlenden Himmelsvagabunden und der Kriegsgreuel zu erzählen. Und wenn wir hörten, daß die Soldaten unserer Alpen, dem Winke ihres Führers aus dem Kaiserhause folgend, auszogen mit Edelweiß als Feldzeichen an den Kappen, so hatten sie die verheißende Blume des hellen Glückes bei sich, eine Art Amulett, das ja im Prinzip gleichfalls zu den ältesten Vorstellungen des Menschen gehört*). In Berta von Suttners Roman „Die Waffen nieder!" tröstet sich die Gräfin Lori damit, daß ihre Brüder sowie ihr Gatte, die sämtlich an dem Kriege des Jahres 1866 als Offiziere teilnehmen, geweihte Amulette tragen, so daß ihnen kaum etwas Unangenehmes passieren könnte. Darauf erwidert ihre Schwester Martha, die von Suttnerschen Ansichten durch-

*) Zauberische Schutzwirkung erwarteten sich die russischen Soldaten vom „Auge des Zaren", dem ovalen schwarz-weiß-orange bemalten Blechschildchen an der Kappe, das als Kriegstrophäe 1914/1915 so vielfach nach Deutschland und Österreich gelangt ist.

drungen ist: „Wie stellst du dir denn einen Krieg vor, Lori, wo in beiden Heeren jeder Mann ein Amulett trüge? Glaubst du, daß sich die Kugeln, wenn sie hin und her fliegen, harmlos in die Wolken zurückziehen werden?“

Gleichwohl wurden Amulette, die es im Deutsch-Französischen Kriege auf beiden Seiten gab, zweifellos auch im Weltkriege 1914/15 gebraucht. Und nach einer Meldung aus Petersburg ist eines der berühmtesten Heiligenbilder Rußlands, die Erscheinung der Jungfrau Maria vor einem russischen Nationalheiligen zur Zeit der Vertreibung der Tataren, von Moskau nach dem Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch gebracht worden. Der Großfürst ist dem Heiligenbild mit seinem ganzen Stab und einer großen Prozession von Geistlichen entgegengegangen und hat es in feierlicher Weise eingeholt. Seit der Zeit des Zaren Alexander, des Vaters Peter des Großen, hat dieses Heiligenbild die russischen Heere auf allen Feldzügen begleitet.

Die wohlmeinenden Zeitungen warnten während des 1914/15er Krieges: Bei einfachen, ungebildeten Menschen besteht der Drang, ungewöhnliche Ereignisse durch verschiedene geheimnisvolle Deutereien und Prophezeiungen zu erklären, und noch nie hatten die Zigeunerinnen so gute Geschäfte gemacht, wie jetzt. Sie verstehen, den Bäuerinnen aus der Hand, aus dem Kaffeesatz, aus den Karten und anderen Dingen bestimmt vorauszusagen, ob ihre Männer und Söhne noch leben, verwundet sind oder nicht, wann sie heimkommen werden und wann der Krieg aufhören wird. Zum Glück fast immer sehr erfreuliche Dinge, weil die Bäuerinnen im Glücke ihres Herzens eher geneigt sind, die Sibylle reichlich zu beschenken. Leider aber beschränkt sich dieser Aberglaube nicht nur auf die unwissenden Schichten unserer Bevölkerung. Auch in den größeren Städten blüht das Geschäft der Kartenlegerinnen und Zukunftsdeuterinnen wie noch nie. Viele von ihnen sind so modern, daß sie ihre Firmen durch Inserate dem Publikum empfehlen. Die ernsten Blätter verurteilen auf das schärfste diesen Unfug und

auch jenen Teil der Presse, der sich zu solch unwürdiger Reklame hergibt. Hoffentlich sind unsere Frauen genug vorgeschritten, um sich nicht durch solche verdächtige Prophetinnen die Stimmung verderben und das Geld aus der Tasche locken zu lassen.

In einer Großstadt des deutschen Industriegebietes fand ein Pastor bei Hausbesuchen in seinem Bezirk, der meist Arbeiterbevölkerung umfaßt, vor den Türen der Wohnungen auf dem Flur zahlreiche Einladungen einer „berühmten Phrenologin aus Amerika", die sich ihrer Kundschaft für „Handlinienlesen, Kopfdeutung, Vergangenheit und Zukunft" in der Sprechzeit von morgens 9 bis abends 9 Uhr empfahl — aber nur drei Tage lang! Die berühmte Dame mußte zum Austragen ihrer Einladungszettel eine kundige Hilfskraft gewonnen haben, denn vorzugsweise solche Wohnungen waren bedacht, wo der Mann draußen im Felde steht. Wie sich auf Befragen herausstellte, hatte diese Kartenschlägerin ganz bedeutenden Zulauf, doch legte die Polizei ihr das Handwerk, noch ehe ihre „drei Tage" um waren. Auch der religiöse „Kettenbrief" meldete sich wieder. Ein an sich harmloses Gebetlein oder ein kurzer Spruch wird verschickt mit der Anmerkung: „Diesen Spruch erhielt ich zugesandt zur Weitergabe, jeder der ihn erhält, soll ihn neun Tage hintereinander einem andern lieben Menschen ohne Unterschrift zuschicken. Die Kette darf nicht unterbrochen werden, es ist die Sage von diesem Spruch, daß, der dieses versäumt, kein Glück mehr hat (!), wer ihn aber schickt, soll am neunten Tage eine große Freude erleben, und von allen Sorgen befreit sein. Genau abschreiben." Von Kriegsschutzbriefen, die uns noch beschäftigen werden, an dieser Stelle nicht zu sprechen.

Der Kometglaube, das Festhalten an glückbedeutenden Gegenständen, das Zukunftschauen und Voraussagen sind Kundgebungen der Volksseele, an denen man mit jener sich vornehm und überlegen dünkenden Superklugheit nicht vorbeikommt, auf die die faustischen Worte so recht passen:

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn:
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das glaubt ihr, gelte nicht.

Und auch mit der Kategorisierung bestimmter Äußerungen des Volkstums als „Aberglaube" — jede Wanderung durch das dämmerige Reich des Aberglaubens ist übrigens nach Rosegger immer auch eine Wanderung durch die Seele des Volkes — schafft man Phänomene nicht fort, die weltumfassend geblieben sind, trotz des Wechsels der Jahrtausende:

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.
(Lessing.)

Den wahren Ursprung des Aberglaubens sucht und findet man in dem Streben des Menschen, sich die Natur und seine eigene Existenz zu deuten, in seinen Bemühungen, sich das Schicksal und das Glück geneigt zu machen, in seinem Verlangen, dem Bösen, das er nicht begreifen und erfassen kann, aus dem Wege zu gehen, vor allem aber in seinem Wunsche, den Schleier von der Zukunft zu heben und sie gründlich zu erforschen. So aufgefaßt würde der Aberglaube schon des Schweißes der Edlen wert sein. Sie mögen dann auch Felix Dahns Mahnung beherzigen: „Mit nichten darf man jener banalen Weisheit des Achselzuckens Konzessionen machen, welche da allen Glauben als unerklärlich, weil sinnlos, weil einer logischen Grundlage ermangelnd, bezeichnet! Im Gegenteil: Ohne Grund schafft das menschliche Vorstellungsvermögen gar kein Gebilde; eine causa sufficiens, wie man sich vor hundert Jahren ausgedrückt hätte, muß immer vorhanden sein zur Erzeugung eines Denkproduktes; und wo ein Aberglaube, eine Sitte, eine Übung auch lediglich Spiel der ästhetischen Phantasie

ist, auch da hat die Phantasie nicht ohne Anhaltspunkte geschaffen. Die Aufgabe des Mythologen wird aber nicht sein, den Unsinn seiner Objekte zu proklamieren, sondern mit Liebe und Hingebung ihren Sinn zu ergründen." Man hört oft sagen, daß der Aberglaube anfängt, wo der Glaube aufhört, in Wirklichkeit wurzelt der Glaube im älteren Aberglauben, der nach Grimm gewissermaßen eine Religion für den ganz niederen Hausbedarf ist. Die kausale, historische Beobachtung der Dinge müßte also ohne Einbeziehung des Aberglaubens in ihren Untersuchungskreis einer wesentlichen Hilfe entbehren.

* * *

Wir sind vom Kriege ausgegangen, dessen bis ins innerste erschütterte Zeugin unsere Generation ist. Wie jede menschliche Betätigung, sei sie schaffend und aufrichtend, sei sie niederdrückend und zerstörend, so spielt auch der Krieg, und mit seiner im Zeitalter der Volksheere alles umfassenden Macht und Gewalt in entsprechend erhöhtem Maße, seine Rolle im Volksglauben. „In hoc signo vinces" ruft der gerechte siegende Glaube und sein dunkles Gegenstück ist die Anrufung des Bösen. Bei der Belagerung Paduas durch die Venetianer rief der letzte der Carraresen vergeblich den Teufel, als die Stadt von der Pest befallen war und er nicht mehr Leute genug zur Verteidigung hatte. (Graf, Geschichte des Teufelsglaubens, übers. v. R. Teuscher, 2. Aufl., Jena 1893, S. 252.) Es wird auf den folgenden Blättern versucht, die Stellung des Krieges im Volksglauben aller Zeiten und Völker an einer Reihe von systematisch gewählten Beispielen aus verschiedenen Gebieten zu illustrieren. Beim vielberufenen Kapitel des „Festmachens" wird der gemeinsame indogermanische Ursprung der mit der vermeintlich erreichbaren künstlichen Unverwundbarkeit zusammenhängenden Sagen und Bräuche ähnlich vorgezeigt werden können, wie der Weihnachtsbaum in direk-

ter Linie auf den indogermanischen Weltlichtbaum zurückgeführt werden konnte*).

Offenbart sich hier der höhere Zweck der Beschäftigung mit dem „Aberglauben", so hat auch die Heilung der Wunden, die der Krieg und seine Instrumente schlagen, ihre tief in den uralten Mythos hineingreifenden Beziehungen. Nach dem um die Volkskunde Bayerns so sehr verdienten Arzt Dr. M. Höfler schöpft die Volkskunde — selbst ein Teil der Anthropologie — aus der Menschen Freude, noch mehr aber aus der Menschen Weh und Ach, aus der Volksmedizin, ihre besten Quellen. Weiter sagt Höfler zutreffend: „Die Urmedizin, die mit versöhnenden Opfergaben, mit Kraut-, Wort- und Steinzauber hantierte, liefert wichtige Beiträge zur Erforschung früherer Kulturepochen der Menschheit, weil gerade die Volksmedizin ein direkter, vom kirchlichen Bekehrungseifer viel weniger berührter Überlieferungskanal aus urgeschichtlichen Zeiten ist." Ist dem so, so wird man teilnehmend aufhorchen, wenn es im Freidank heißt:

krut, stein und wort
hant an kräften grozen hort, —

und wenn Shakespeare in „Romeo und Julia" sagt:

„Es liegt ein großer Schatz von Segensgaben
Im Kraut versteckt und im Gestein begraben."

Der Arzt Dr. Urban in Plan, der sich wie Höfler († 1914) eifrig mit Volksmedizin beschäftigt, äußert sich über ihre interessanten Anfänge:

Ich beharre darauf, daß die heute noch im Volke lebenden Heilsprüche in ihrer Wesenheit noch aus jener Zeit stammen, von der F. W. Weber in seinem Epos „Dreizehnlinden" seinen Mönch Beda zu Swanahild, der Wala (Drude) sagen läßt:

„Waldgewächs und Gartenblüte,
Trost für fressend Weh und Wunde,
Manches lernt ich: Diesen Armen (Elmar vom Habichtshofe)
Rettet nur verhohlne Kunde.

*) Vgl. des Verfassers Buch „Der Weihnachtsbaum", Oldenburg 1906.

Jene (Kunde), die seit grauen Tagen,
Unerkannt dem klügsten Kenner,
Heimlich erbten und vererbten
Weise Fraun und stille Männer . . ."

Wohl ist die Art und Weise, wie die germanischen Volksärzte die Heilkunde ausübten, durch die Verdrängung dieser Volksgeliebten geändert worden, wohl ist sie von Männern, die sich des Volkes Gunst und dabei auch Geld und Gut erwerben wollten, in „marktschreierischer Weise" des germanischen Nimbus entkleidet und ist so zur Dienstmagd eitler Scharlatane geworden, allein ihr Kern war ein guter und bleibt ein guter, man muß es nur verstehen, ihn aus der oft häßlichen Schale herausschälen zu können. Nur seichte Köpfe bezeichnen die altvolkstümliche Heilkunde alsAlbernheit und die zu ihr gehörigen Heilformeln als eitle Zaubersprüche. Diesen Spöttern gehören folgende Worte, die der Prior von „Dreizehnlinden" über Swanahild, „die Hexe", sagte:

„Wohlvertraut mit allen Rätseln
Aller Kräuter und Gewächse,
Weiß sie Heilkraft zu bereiten,
Und man nennt sie eine Hexe.

Eine Hexe? — Tiefste Kenntnis,
Gottesgabe, reich und selten,
Durfte stets, weil unverstanden,
Tor und Törin Zauber schelten . . ."

Und Swanahild erwiderte stolz, als sie Beda, der Mönch, bat, ihm ihre Heilkunst zu lehren:

„Von den Göttern stammt mein Wissen,
Und den Göttern geb' ich's wieder,
Nie den Rupfern unsrer Saaten,
Nie den Kräh'n im Saatgefilde!..."

Von den verbannten germanischen Kultträgern überging die volkstümliche Heilkunde auf die auch später Gebannten, so auf die Hirten (Schäfer), Wasenmeister und andere. Rudolf Baumbach sagt in seiner „Frau Holde" von dem Schäfer Florian, dem Vater der schönen Ilse:

„Das war ein hochberühmter Mann,
Der weise Schäfer Florian.
Er kannte der Wurzeln Eigenschaft,
Der Kräuter Gift und heilende Kraft,
Wußte Salben und Tränklein zu kochen,
Schiente geschickt zerbrochene Knochen,
Heilte auch Schäden und alte Gebrechen,
Und konnte das rinnende Blut besprechen.
Darum genoß er hohe Ehr',
Als ob er gar ein Doktor wär'.
Ja, Edelleute und reiche Grafen
Suchten ihn auf bei seinen Schafen,
Und mancher blanke Silberling
In seine Schäfertasche ging.
Doch war er als ein Mann bekannt,
Der mehr als Brot zu essen verstand,
Darum pflegte sich auch von dem Alten,
Wer ihn nicht brauchte, fernzuhalten!"

„Mit dem Aberglauben hängt" — nach dem im Jahre 1901 verstorbenen Germanisten Weinhold — „die Volksmedizin zusammen, das ist jene über alle Völker gleich dem Aberglauben verbreitete Heilkunde, die auf die verschiedensten Quellen: Religion, Zauberei und frühere Perioden der Medizin zurückgeht."

* * *

Verschiedene Forscher haben auf die höchst merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß die im Volke verbreiteten Besprechungs- und Beschwörungsformeln überaus alt sind und daß wir in ihnen ein „wertvolles, uraltes Erbteil aus heidnischer Vorzeit, ja aus der Entwicklungsperiode der Menschheit" besitzen. Kuhn konnte sogar die germanischen, untereinander so ähnlichen Zaubersprüche auf die altindischen zurückführen, die uns in den Jahrtausende alten Büchern der Veden überliefert sind, „eine Übereinstimmung, die sich teilweise bis auf den Wortlaut erstreckt". Diese auffallende Übereinstimmung weist auf gemeinsamen Ursprung hin: „Diese volkstümlichen Zauberformeln sind urindogermanisches Gemeingut. Neben dem allen indogermanischen

Nationen gemeinsamen Wortschatze, der ihre Zusammengehörigkeit und nahe Verwandtschaft aufs strengste beweist, sind uns also aus jener Urzeit auch Reste überkommen von einer ganz eigenartigen poetischen Literatur, Reste einer hochentwickelten und wohlgepflegten Zauberpoesie."

Wie reizvoll ist es nun für den Empfindenden, den Zusammenhängen von einst und jetzt nachzugehen! Plinius, der berühmte Enzyklopädist des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, schreibt im 27. Buche, Kap. 106 seiner Naturgeschichte:

Bei Ariminum findet sich die sogenannte Reseda*), welche alle Geschwülste und Entzündungen verheilt. Wer diese Kur unternimmt, spricht dabei die Worte: ‚Reseda, stille die Krankheiten; weißt du nicht, weißt du nicht, wer diese Sprößlinge getrieben hat? Sie sollen weder Kopf noch Füße haben.' Diese Formel wird dreimal wiederholt und dabei ebensooft ausgespuckt.

Aus der Urzeit des deutschen Volkes stammen die zwei sogenannten Merseburger Zaubersprüche, durch welche, mit Götternamen an der Spitze, Gliederverrenkungen geheilt und im Kriege die Gefangenen gefesselt, das feindliche Heer aufgehalten und die gefangenen Genossen befreit werden sollten. Die erste der Schlachtensegen bedeutenden Merseburger Formeln aus deutscher Heidenzeit bezweckt die Lösung der Fesseln eines Kriegsgefangenen; sie lautet neuhochdeutsch:

Vormals saßen Weiber, saßen her und hin,
Die einen Fesseln fesselten, die andern das Heer aufhielten,
Die andern pflückten nach Kniestricken.
Entspringe den Fesselbanden, entgehe den Feinden!

Wie man sieht, sind drei Gruppen hilfreicher Schlachtjungfrauen zu denken, von denen die eine Gruppe gefangene Feinde bindet, die zweite Gefangene des eigenen Heeres befreit, die dritte den Anprall der Feinde zum

*) Mit der bekannten Zierpflanze unserer Gärten Reseda odorata, deren Duft Linné einen ambrosischen nennt und die in Ariminum, dem jetzigen Rimini, nicht heimisch ist, nicht zu verwechseln.

Stehen bringt. Im Merseburger Zauberspruche, der von der Genesung eines verrenkten Fußes handelt, fahren „Phol und Wuotan“ „zu Holze“, wie in Siebenbürgen die Mutter Gottes „in einen grünen Wald geht“, um ihren verstauchten Fuß mit Spruch zu heilen. Wir begegnen hier der noch heute weit verbreiteten Vorstellung von der Übertragbarkeit der Gebreste auf Bäume. („Gesundwenden“. Vgl. Kronfeld, Wiener klinische Wochenschrift 1902, Nr. 30.)

Das „Gesundbeten“, das in den letzten Jahren beispielsweise in der Großstadt Berlin behördliches Einschreiten notwendig gemacht hat, gibt gleichfalls dem guten Akiba recht, wenn er behauptet, daß alles schon dagewesen ist.

In Shakespeares „Macbeth“ erzählt der Arzt vom englischen König:

Ein Haufen Unglückseliger
Harrt seiner Heilung — ihrer Krankheit weicht
Die Macht der Kunst! Doch, wenn er sie berührt,
Solch Heiligtum gab der Himmel seiner Hand,
Alsbald genesen sie.

Und Malcolm bestätigt das mit den Worten:

Ein Wunderwerk, das ich den guten König
Seit meinem Aufenthalt in England oft
Ausüben sah. Wie er zum Himmel fleht,
Weiß er am besten. Seltsam Heimgesuchte,
Voll Schwulst und Schwären, kläglich anzusehen,
Wo alle Heilkunst scheitert, stellt er her,
Umhängend ihrem Hals ein Goldgepräge
Mit heiligem Gebet! Und wie man sagt, vererbt er auf den königlichen Stamm
Die Wundersegnung.

So sind im Volke in allen Zeiten und allen Ländern Heilung von bösem Übel und Zauberwirkung eines. Die meisten seiner Heilkräuter sind daher Zauberkräuter, und die volkstümlichen Pflanzennamen gewinnen als Reminiszenzen an alte, heidnische Zeiten besonderes Interesse*). Nun ist es aber merkwürdig, wie aus dem Vielen,

*) Vgl. Höfer und Kronfeld, Die Volksnamen der niederösterreichischen Pflanzen, Wien 1889.

was die Offizin des ländlichen Kräutermannes enthält, manches Wertvolle in die Heilkunde übergegangen, wie das Volk auf empirischem Wege und vielfacher Irrungen ungeachtet, doch mitunter das Richtige getroffen hat. Gleiches mit Gleichem zu heilen — Homöopathie! — war ein alter Grundsatz. Der Edda Mahnungen sind lebendig geblieben bis in unsere Tage:

Edda, Hawamal.

Das rat ich, Loddfafnir, vernimm nun die Lehre,
Wohl dir, wenn du sie merkst:
Guten Freund gewinne dir zu erfreuender Zwiesprach,
Heilspruch lerne solange du lebst. —
Dies rat ich, Loddfafnir, vernimm die Lehre,
Wohl dir, wenn du sie merkst:
Wo Öl getrunken wird, ruf die Erdkraft an:
Erde trinkt und wird nicht trunken.
Feuer hebt Krankheit, Eiche Verhärtung, —
Ähre Vergiftung,
Der Hausgeist häuslichen Hader.
Mond mindert Tobsucht,
Hundsbiß heilt Hundshaar,
Rune Beredung;
Die Erde nehme Naß auf.

Skirnisför (Skirnir zu Gerda).

Mit der Zauberrute zwingen werd' ich dich,
Maid, zu meinem Willen . . .
Zum Hügel ging ich, ins tiefe Holz,
Zauberruten zu finden:
Zauberruten fand ich.

Fiolswinnsmal.

Sage mir, Fiölswidr, was ich dich fragen will
Und zu wissen wünsche:
Ist keine Waffe, die Widofnir möchte
Zu Hels Behausung senden?
Häwatein heißt der Zweig, Loptr hat ihn geboren
Vor dem Totentor.
In eisernem Schrein birgt ihn Sinmara
Unter neun schweren Schlössern.

Der große Zauberer Odin bekennt sich zur Kraft des lebendigen Wortes und der geheimnisvollen Formel:

Ein Gedicht kann ich singen,
Das nicht weiß des Königs Gattin,

Das nicht weiß irgendein Menschenkind,
Es heißt die Hilfe,
Vertreibt die Zanksucht,
Vertreibet Krankheit und Trauer.
Eines weiß ich:
Es müssen's singen
Die Menschenkinder;
Die mögen werden
Heilende Ärzte;
Eines weiß ich:
Es stumpft die Waffen
Drohender Feinde;
Und was sie wollen,
Können sie nicht.
Eines weiß ich:
Dies darf ich singen,
Lieg' ich in Banden,
Und meine Fesseln
Entketten sich,
Und ich bin frei.
Eines weiß ich,
Das ist sehr nützlich;
Denn, wenn ich's singe,
Legen die Flammen
Des Menschenhasses
Sich allzumal.
Eines weiß ich:
Es schweigt die Winde,
Vertreibt die Stürme,
Gibt Ruh' und Frieden
Der Luft sogleich. (Edda.)

Das frühe Christentum strebte ein Kompromiß an mit den heidnischen Vorstellungen des Volkes. Die ältesten priesterlichen Heilmittelchen bestanden: „in verbis, in herbis, in lapidibus". Der verba bemächtigte sich die katholische Kirche durch Gebete, Segen und Besprechungen (Orationes, benedictiones, exorcismi). Die Volksvorstellungen selbst wurzelten zu fest, um ausgerottet werden zu können.

„Das Blut an Menschen und Vieh versprechen oder stillen sie mit Worten" erzählt mit stillen Vorwürfen Pfarrer Prätorius aus dem Jahre 1680 von den Litauern (Im „Erleuterten Preußen", 1723).

Der frühere Scharfrichter von Eger, Karl Huß, der durch seine Sammlungen die Aufmerksamkeit des großen Goethe erregt und im Jahre 1838, 78 Jahre alt, gestorben ist, hat im Jahre 1823 aus vierzigjähriger Erfahrung zusammengeschrieben, was er vom volkstümlichen Aberglauben seiner Zeit kennen gelernt hat. Diese Schrift „Vom Aberglauben", in der sich der bildungseifrige Mann auf den höheren Standpunkt des Richters über menschliche Schwächen begibt, ist im Jahre 1910 aus dem Manuskript herausgegeben worden*). Man liest sie mit gespannter Aufmerksamkeit wohl auch darum, weil sich der Vergleich mit unserer Zeit von selbst aufdrängt. Und wenn der geheimnisvolle Fremde Peter Schlemihl für seinen Schatten „die echte Springwurzel" anbietet, „die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubtaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis", so rechnet er mit den ewig ungestillt bleibenden Sehnsüchten des Menschen.

* * *

Ein Aufruf zum Sammeln von Kriegsaberglauben.

Zu Beginn des Jahres 1915, da der Weltkrieg mit unverminderter Wucht forttobte, veröffentlichte der Bayrische Verein für Volkskunst und Volkskunde in München einen Aufruf zum Sammeln aller volksläufigen Kleinliteratur und Kleinkunst, die das Völkerringen unserer Tage emporwuchern läßt. Eine ganze Fülle von Material liegt bereits vor, heißt es in dem Appell, der Humor, die Satire in Wort und Bild nehmen darin naturgemäß einen breiten Raum ein. Aber auch der Ernst, namentlich der religiöse Ernst, kommt in dieser Kleinliteratur zur Geltung, und hier stehen die Gebete und Soldatenschutzbriefe an erster Stelle. Man betet das Glück herbei und man „verbetet" das Un-

*) Von Alois John, in den Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Prag 1910.

glück in Gestalt seiner Feinde, denen es zu schaden gilt. Zu diesem Zweck bedient man sich mit Vorliebe alter, wohlapprobierter Gebete, die man von den Vorfahren oder guten Freunden erhalten hat und die meist handschriftlich oder auch gedruckt im geheimen als Amulett getragen werden. Solche „Segen", die im jetzigen Krieg wohl kaum weniger wie 1870 und den vergangenen Jahrhunderten getragen werden, gelten vor allem als Schutz gegen alle Kugeln und Waffen. Ihre Texte sind zuweilen ganz kurz, wie der kleine, bei einem vor Namur gefallenen Füsilier gefundene, rührende Segen der Großmutter: „Meinem lieben Enkel in die Schlacht gegen die bösen Feinde mitgegeben. Die Kugeln, die auf Dich abgeschossen, mögen ihren Lauf ändern, die Pest möge Dich nicht finden, der Feinde List Dich nicht betören, ich habe Gott gebeten, und er hat mich erhört. Trage dies Zettelchen immer bei Dir und dann wirst Du Dein Leben nicht geben müssen. Christine R...."

Oft bestehen die Schutzbriefe aber auch aus langen Kompilationen, aus einem Extrakt aus den verschiedensten volksbeliebtesten und ältesten Segen, wie der durch mehrere Gerichtsverhandlungen schon zu Beginn des Krieges bekannt gewordene Münchener Kugelsegen, dessen Verfasser, ein 60jähriger Naturheilkundiger, der den Segen im Krieg von 1870 erprobt haben will, ihn aus allerlei Vorlagen, darunter der berühmten „Goldenen Schatzkammer", zusammengetragen hatte. Lebhaft begehrt unter solchen Schutzblattamuletten ist heute wie stets der noch von Weißenburg i. E. und Neuruppin in ständigen Drucken vertriebene, seiner Legende nach von Gott selber geschriebene „Himmelsbrief". Er hat, schon Ende des sechsten Jahrhunderts von einem chartagenischen Bischof bezeugt, trotz aller kirchlichen und weltlichen Verbote seit der Synode von 745, auf der Papst Zacharias den Klagen des Bonifazius über den Himmelsbrief recht gab, und einem ihn verurteilenden Kapitular Karls des Großen von 789 nichts von seiner

Lebensfrische eingebüßt und ist heute in etwa einem Drittel der Erde literarisch nachgewiesen.

Aber auch außerhalb des Soldatenkreises hat der Krieg ein jähes Aufflackern religiösen Lebens, gerade in seinen primitiven Formen, gezeitigt. Stärker wie je laufen jetzt wieder die sogenannten „Schneeballgebete" im Lande umher. Sie verheißen dem, der sie neunmal abschreibt und an neun verschiedene Personen weitersendet, Glück, und meist auch dem, der sich weigert, schwere Strafen. Ihre Verbreitung hat zur Kriegszeit derartigen Umfang angenommen, daß der Polizeipräsident von Frankfurt am Main in einer amtlichen Erklärung darauf hinweisen mußte, daß ihre Weitergabe strafbar sei. Wie sehr diese Schneeballengebete als rein magische Amulette betrachtet werden, beweist, daß ihr Text der heutigen Zeit entsprechend durch einen patriotischen Ausspruch ersetzt werden konnte, ohne daß sie ihren Gebetscharakter verloren hätten. So wurde in München Mitte Oktober das Bismarcksche Wort „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt" als Schneeballengebet versendet mit der Erklärung: „Nächststehenden Spruch erhielt ich zur Weitergabe; jeder, der ihn bekommt, soll ihn neun Tage lang täglich einem anderen Bekannten zuschicken, und zwar ohne Unterschrift. Die Kette darf nicht unterbrochen werden. Es ist dies ein Gebet, von dem die Sage geht, daß jeder, der es nicht weitergibt, kein Glück mehr hat, daß aber jeder, der es weitergibt, alle neun Tage eine große Freude haben wird..." (Vgl. S. 9.)

Außer solchen gedruckten oder geschriebenen Gebets- und Beschwörungsformeln ist auf die Gegenstände zu achten, die die Soldaten als Amulett mit sich führen, von den kirchlich geduldeten alten Beutelchen voll geweihter Kräuter an bis zu den neuen Fassungen von Geschoßsplittern, die aus der Wunde glücklich entfernt wurden, den „Glücksringen für das Kriegsjahr", dünnen Silberreifchen mit einem emaillierten Johanniskäfer, und dem modernsten Talisman, den „gesetzlich geschützten selbstleuchtenden Radiumkriegskreuzen in allen deut-

schen und österreichisch-ungarischen Landesfarben", die ein Verlag Curt Preußner in Gautsch bei Leipzig inseriert*).

Wie man sieht, erscheint hier das weite Gebiet des Aberglaubens und Volksglaubens in Kriegszeiten, dem unser Buch gewidmet ist, in den Kreis der Betrachtung gezogen.

*) Vgl. das erste Heft 1915 der Vierteljahrsschrift für Volkskunde usw., München.

II. „Die Sterne lügen nicht . . ."

(Der Aber- und Schicksalsglaube in Schillers „Wallenstein").

In seinem Prolog zum „Wallenstein" sagt Schiller selbst von seinem Helden, er sei „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt". Es ist klar, daß ein so ungewöhnlicher, impulsiver Mensch wie Wallenstein am ehesten den Wunsch hat, die Zukunft zu meistern, und, wenn er nicht das, was er wünscht, vorher zu erkennen glaubt, auf den Gang der Ereignisse Einfluß zu gewinnen trachtet.

Der Zweck mußte hierbei — der Denkart Wallensteins und seiner Zeit gemäß — die Mittel heiligen. Es ist auch zu berücksichtigen, daß der am 24. September 1583 als Sohn eines altadligen tschechischen Hauses geborene und früh verwaiste Albrecht Wenzel Eusebius Freiherr von Waldstein, wie sein eigentlicher Name lautete, als Jüngling mit dem Magister Verdungus, einem Freunde und Fachgenossen des berühmten Astronomen Kepler, Europa bereiste und in Padua direkt mathematische und astronomische Studien trieb. Astronomie und Astrologie arbeiteten um 1600 Hand in Hand.

Schiller verlegt die Handlung seines „Wallenstein" mitten in den Dreißigjährigen Krieg, in eine Zeit, in der schon „sechzehn Jahre der Verwüstung hingeflohen"; der richtige Rahmen für Aber- und Schicksalsglauben jeder Art. Und so kommt es denn, daß fast alle Personen im „Wallenstein", der Feldherr selbst obenan, abergläubisch sind. Schon im „Lager" (Auftritt 6) läßt der Dichter die Soldaten von Wallensteins geheimnisvoller Unverwundbarkeit und seinem Sternenglauben sprechen:

Zweiter Jäger.

Ihm schlägt das Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bei andern pflegt zu geschehen.
Der Tilly überlebte seinen Ruhm.
Doch unter des Friedländers Kriegspanieren,
Da bin ich gewiß zu viktorisieren.
Er bannet das Glück, es muß ihm stehen.
Wer unter seinem Zeichen tut fechten,
Der steht unter besondern Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeister.

Ja, daß er fest ist, das ist kein Zweifel.
Denn in der blutigen Affär' bei Lützen
Ritt er auch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war sein Hut,
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren,
Konnt' ihm keiner die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe tät schützen.

Erster Jäger.

Was wollt ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Daß keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeister.

Nein, es ist die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeister.

Sie sagen, er les' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahen und fernen;
Ich weiß aber besser wie's damit ist.
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Frist
Durch verschlossene Türen zu ihm einzugehen;
Die Schildwachen haben's oft angeschrien,
Und immer was Großes ist darauf geschehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erschien.

Zweiter Jäger.

Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das lustige Leben.

Und kurz bevor Wallenstein sein Verhängnis in Eger erreicht („Tod", Akt V, 2. Auftritt) beschäftigen sich die Verschworenen mit der angeblichen Unverwundbarkeit des Feldherrn und den Mitteln, ihr zu begegnen:

Macdonald.
Was hilft uns Wehr und Waffe wider den?
Er ist nicht zu verwunden, er ist fest.

Buttler (fährt auf).
Was wird er —

Macdonald.
Gegen Schuß und Hieb! Er ist
Gefroren, mit der Teufelskunst behaftet,
Sein Leib ist undurchdringlich, sag' ich dir.

Deveroux.
Ja, ja! In Ingolstadt war auch so einer,
Dem war die Haut so fest wie Stahl, man mußt' ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederschlagen.

Macdonald.
Hört, was ich tun will!

Deveroux.
Sprich.

Macdonald.
Ich kenne hier
Im Kloster einen Bruder Dominikaner
Aus unsrer Landsmannschaft, der soll mir Schwert
Und Pike tauchen in geweihtes Wasser
Und einen kräft'gen Segen drüber sprechen,
Das ist bewährt, hilft gegen jeden Bann.

Überhaupt ist Wallenstein in den Augen der Soldaten ein besonderer, ein wunderbarer Mensch. Man vergleiche „Lager", Auftritt 9:

Erster Jäger (zum Wachtmeister).
Sagt mir! Was meint er mit dem Göckelhahn,
Den der Feldherr nicht krähen hören kann?
Es war wohl nur so gesagt ihm zum Schimpf und Hohne?

Wachtmeister.
Da will ich Euch dienen! Es ist nicht ganz ohne!
Der Feldherr ist wundersam geboren,
Besonders hat er kitzlichte Ohren,
Kann die Katze nicht hören mauen,
Und wenn der Hahn kräht, so macht's ihm Grauen.

Erster Jäger.
Das hat er mit dem Löwen gemein.

In drastischer Weise erinnert, gleichfalls im „Lager", der Kapuziner an die unausrottbar gebliebene Vorstellung vom Unglückskometen als Gottesgericht (8. Auftritt):

Es ist eine Zeit der Tränen und Not,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken blutigrot,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er wie eine Rute
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus
usw.

Während im „Lager" astrologische und Traumprobleme nicht zu finden sind, herrschen sie in den beiden anderen Teilen vor. Oktavio erzählt Questenberg vom Traume, dem er Wallensteins Vertrauen verdanke („Piccolomini", Akt I, Auftritt 3):

Wir waren immer Freunde, Waffenbrüder;
Gewohnheit, gleichgeteilte Abenteuer
Verbanden uns schon frühe — doch ich weiß
Den Tag zu nennen, wo mit einemmal
Sein Herz mir aufging, sein Vertrauen wuchs.
Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht —
Mich trieb ein böser Traum, ihn aufzusuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten.
Fern von den Zelten, unter einem Baum,
Fand ich ihn eingeschlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte,
Sah er mich lange staunend an; drauf fiel er
Mir um den Hals und zeigte eine Rührung,
Wie jener kleine Dienst sie gar nicht wert war.
Seit jenem Tag verfolgt mich sein Vertrauen
In gleichem Maß, als ihn das meine flieht.

Wallenstein spricht dann auch selbst davon („Tod", Akt II, Auftritt 3):

Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist. Groß war der Drang. Mir tötete
Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir

Hinweg, gleichgültig, setzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag;
Da faßte plötzlich hilfreich mich ein Arm,
Es war Octavios — und schnell erwach' ich,
Tag war es, und — Octavio stand vor mir.
„Mein Bruder," sprach er, „reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
Das sichre Tier, das ich dir ausgesucht.
Tu's mir zulieb, es warnte mich ein Traum."
Und dieses Tieres Schnelligkeit entriß
Mich Banniers verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

Der zweite Aufzug der „Piccolomini" (Auftritt 1) zeigt uns Seni, wie er so kabbalistisch wie möglich von der Bedeutung der Zahlen spricht:

Zweiter Bedienter.
Warum denn aber ward die Erkerstube,
Die rote, abbestellt, die doch so leuchtet?

Erster Bedienter.
Das frag' den Mathematikus. Der sagt,
Es sei ein Unglückszimmer.

Zweiter Bedienter.
Narrenspossen!
Das heißt die Leute scheren. Saal ist Saal.
Was kann der Ort viel zu bedeuten haben?

Seni (mit Gravität).
Mein Sohn, nichts in der Welt ist unbedeutend.
Das Erste aber und Hauptsächlichste
Bei allem ird'schen Ding ist Ort und Stunde.

Dritter Bedienter.
Laß dich mit dem nicht ein, Nathanael!
Muß ihm der Herr doch selbst den Willen tun.

Seni (zählt die Stühle).
Elf! Eine böse Zahl. Zwölf Stühle setzt!
Zwölf Zeichen hat der Tierkreis, fünf und sieben,
Die heil'gen Zahlen liegen in der Zwölfe.

Zweiter Bedienter.
Was habt Ihr gegen Elf? Das laßt mich wissen.

Seni.
Elf ist die Sünde. Elfe überschreitet
Die zehn Gebote.

Zweiter Bedienter.
So? Und warum nennt Ihr
Die Fünfe eine heil'ge Zahl?

Seni.
Fünf ist
Des Menschen Seele. Wie der Mensch aus Gutem
Und Bösem ist gemischt, so ist die Fünfe
Die erste Zahl aus G'rad' und Ungerade.

Baptista Seni, dem wir noch wiederholt begegnen werden, hieß eigentlich Zenno und stammte aus Genua; er war Wallensteins Hofastrolog.

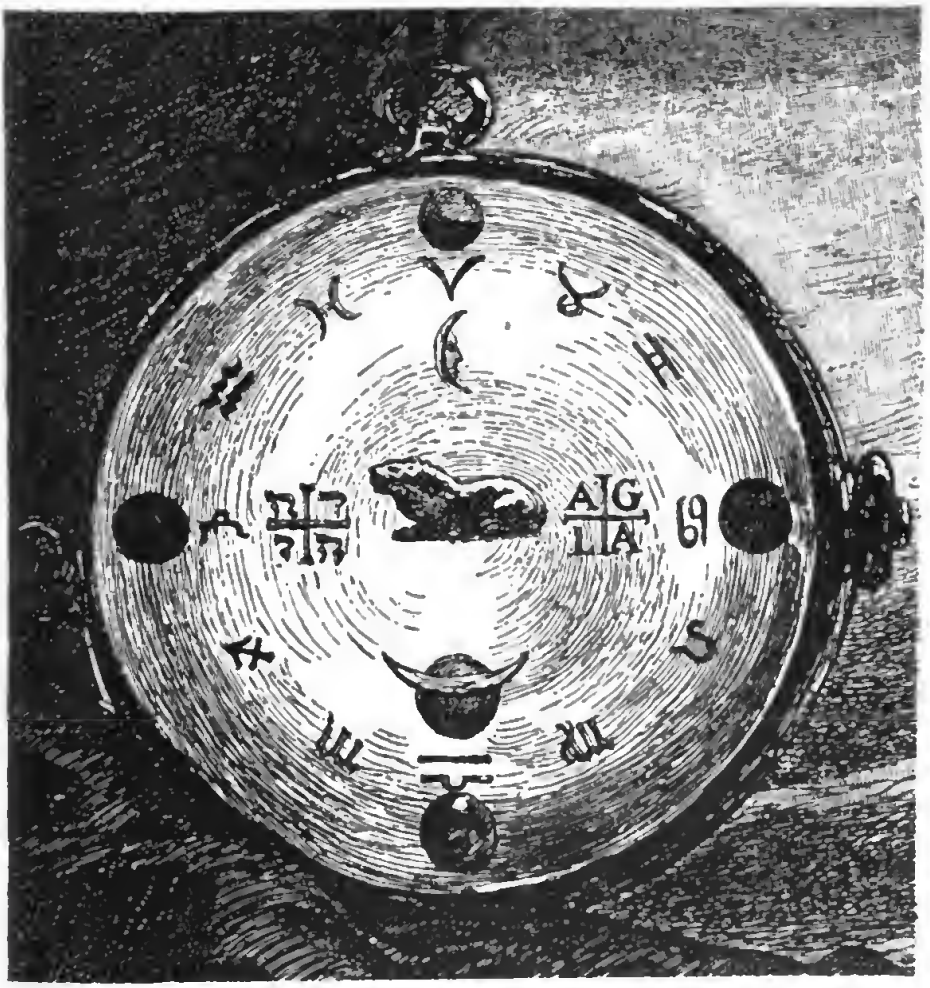
* * *

Auf Illos und Terzkys Bemerkungen über Oktavio antwortet Wallenstein („Piccolomini", Akt II, Auftritt 6):

Lehre du
Mich meine Leute kennen. Sechzehnmal
Bin ich zu Feld' gezogen mit dem Alten,
Zudem — ich hab' sein Horoskop gestellt,
Wir sind geboren unter gleichen Sternen —
Und kurz — (geheimnisvoll) es hat damit sein eigenes
Bewenden.

Das Horoskop ist eine der wichtigsten Hilfen der sogenannten Astrologie gewesen. Henne-Am Rhyn (Kulturgeschichte) sagt von der Astrologie: Die Astrologie oder Sterndeuterei war die zudringliche Begleiterin der Astronomie seit uralten Zeiten und daher eigentlich bloß ein Überbleibsel des Mittelalters; ihre Betreibung reicht aber weit in die von uns geschilderte Zeit herab, und steht mit dem in dieser getriebenen übrigen Aberglauben sowohl, als mit der in derselben wiedererstandenen Astronomie in sehr engem Zusammenhange. Die Astrologie kann in zwei Formen eingeteilt werden: in die populäre und in die wissenschaftlich sein wollende. Erstere beschäftigt sich mit den Charakteren der Menschen, mit ihrem Schicksale und mit den Krankheiten, die sie zu erwarten haben. Sie erkennt dies aus demjenigen der zwölf Tierkreise, in dem man geboren wurde; so wurden z. B. die im Krebs geborenen angeb-

lich von Schwindsucht befallen usw. Die „gelehrte“ Astrologie beruhte auf dem Ptolomäischen Weltsystem, wie es verchristlicht wurde. Die Astrologen teilten das Firmament nach den Zeichen des Tierkreises in zwölf „Häuser“, jedes zu 30 Grad und jedes „Haus“ in drei



Das Horoskop Wallensteins
Nach dem Original im Wiener Hofmuseum

„Angesichter“ zu zehn Graden der Kreislinie des Horizontes. Das erste „Haus“ wurde beim ersten Tierzeichen, also beim Widder, angenommen und bestimmte die Schicksale des Menschen, die sich auf sein Leben, das zweite jene, die sich auf seine Güter beziehen. Die

übrigen betrafen Geschwister, Eltern, Kinder, Mißgeschick, Heiraten, Tod, Religion oder Reisen, Macht, Glück und Gefangenschaft. Wie nun bei der Geburt eines Menschen die Häuser, d. h. die Lücken des Tierkreises standen und die Planeten auf dieselben verteilt waren und letztere zueinander standen — was man Nativität nannte —, so wurde — nicht frei von Willkür — durch allerlei Kombinationen das Schicksal bestimmt. Denn jedes Gestirn beeinflußte das Temperament des Menschen, seine einzelnen Körperteile und Krankheiten, und die Pflanzen als Heilmittel derselben. Regierte z. B. Saturn, so wurde der Neugeborene hochmütig, eigensinnig, boshaft, aß wenig, trank dagegen viel, hatte wenig Familiensinn, und litt an Magerkeit, Blässe, neigte zu Lungenentzündung, Wassersucht und Podagra. Nicht nur bei der Geburt, sondern zu einer beliebigen Zeit konnten die Astrologen das Schicksal eines Menschen bestimmen, sogar das eines Volkes, eines Staates oder gar das der ganzen Welt. Eine solche Bestimmung nannte man Horoskop oder Prognostikon. In jedes der zwölf Häuser, die sich bei einem Horoskope um das Quadrat gruppieren, schrieb man die Zahl der Grade, in welchen das betreffende Zeichen am Himmel stand, und den Planeten, der sich in demselben befand; in die Mitte den Gegenstand (z. B. die Geburtsstunde), um dessen Prognostikon es sich handelte. —

Der römische Astrolog Firmanus übte seine Kunst besonders zum Nutzen der hohen Politik, gab den Feldherren „die rechte Sternenkunde“ an; ja, er sagte aus den Gestirnen den Untergang Roms voraus. Ebenso hat der Sterndeuter Sulla dem blutdürstigen Tyrannen Caligula das Ende seiner Herrschaft und den Tod vorausgesagt, indem er den Stand der Gestirne ermittelte.

Der Astrolog des Kaisers Tiberius hat eine große Anzahl Personen um das Leben gebracht; er erwirkte Todesurteile gegen sie, weil er dem Kaiser aus den Sternen geweissagt, daß jene ihm Unheil bringen würden. — Ebenso ließ König Erich XIV. den hervorragenden

Staatsmann Sture und seine ganze Familie ermorden, weil sein Astrolog ihm aus den Sternen gedeutet, daß jemand mit blondem Haar ihn vom Throne stürzen wolle, und jene unglücklichen Stures waren zufällig blond.

Berühmt sind die Prophezeiungen des Königs der Sterndeuter, des weisen Nostradamus, bei dem sich die Könige Heinrich II. und Karl IX. von Frankreich Rat zu holen pflegten. (Vgl. Kap. V.)

Der Nürnberger Humanist Wilibald Pirckheimer (1470—1530) hat dem Kaiser und seinen Freunden für wichtige Ereignisse Horoskope gestellt. In einem Briefe betonte er, daß er

„vorlengst des Babstes Fall, Änderung der Gesetz, Gefängniß des Königs von Frankreich, Unglück des Ungarlands sambt Aufruhr des gemeinen Volks angezeigt und alweg gesagt, das werd der Sünd Straf sein, wie das viel Menschen von mir gehort haben, die ietz scheinparlich (offenbar) sehen, ob ich geirrt habe oder nit. Allein ist es noch nicht recht über die Venediger, wie ich gesagt hab, gangen, zweifel aber nit, ir werd am End auch nit vergessen, Gott geb, daß wir in den Reichsstädten also und ohne härtere Straf davonkommen. Was ich gesagt, habe ich nit erraten, sondern aus rechtem Grund der Astrologie gethan, woll Gott, ich hätt es nicht so wohl erraten."

Auch Melanchthon — um einen anderen führenden Geist seiner Zeit zu nennen — war ein überzeugter Anhänger der aus der Konstellation zu lesenden Schicksale, während Luther kurz und kräftig sagte: „Wir sind Herren über die Gestirne"*).

Wallenstein, der mit seinem Glauben und seinen Hoffnungen an den Sternen hing, stand selbst unter einem Unglücksstern. Sein angeblich von dem berühmten Astronomen Kepler gestelltes Horoskop ist noch heute vorhanden, und wir sehen daraus, daß zur Stunde der Geburt dieses Mannes Saturn regierte (S. 29).

* * *

Im September 1912 konnte man, nicht wenig überrascht, von einem „Horoskop" in der modernen Welt-

*) Vgl. Reicke, Der Gelehrte, S. 95.

metropole New-York lesen. Der nachgeborene Sohn Astors, der jetzt wenige Wochen alt ist, geht, so versicherten die Zeitungen, einem traurigen Geschick entgegen: er wird kinderlos und verarmt sterben. Dies behauptet wenigstens der amerikanische Astrologe Leo Bernart, der dem jüngsten Astor das Horoskop gestellt hat. Schon in der frühesten Jugend, so versichert er, ist das Kind den schwersten Gefahren ausgesetzt, ja, wenn er (Leo Bernart) darüber zu bestimmen hätte, dürfte vor dem 14. November niemand außer der Mutter das Kind auch nur berühren, und am besten täte man, es bis dahin — in einen Glasschrank einzusperren! Der 14. November ist nämlich ein kritischer Tag, das sagt der Lauf der Sterne. Vom zehnten Lebensjahre an wird der heranwachsende Astor heftige Streitigkeiten mit seiner Mutter haben, und wenn er die Mitte der Zwanzig überschritten hat, geht das Unglück erst recht los: jetzt tritt nämlich das Weib in sein Leben. Zunächst ist es seine Mutter, die ihm Sorgen bereitet: er muß versuchen, sie von einer neuen Eheschließung zurückzuhalten, was ihm jedoch nicht gelingt. Dann handelt es sich um ihn selber: zuerst rettet ihn ein Weib aus den Händen wilder Tiere. Sie entbrennt in Liebe zu ihm, aber er muß sie verschmähen. Eine zweite tritt dann auf die Bildfläche: Astor erblickt sie von der Flugmaschine aus, und beginnt sie zu lieben. Sie ist arm und gehört einer anderen Sphäre an, aber er heiratet sie trotzdem. Innerhalb des nächsten Jahrzehntes taucht ein drittes Weib auf, eine aus der Schicht der oberen Zehntausend, die ihn seiner Frau abspenstig macht. Von hier an verliert sich Leo Bernart zu sehr ins Phantastische, als daß man ihm folgen könnte. Es scheint, als entbrenne zwischen Nummer zwei und Nummer drei ein langjähriger Kampf um Astor, über dessen Ausgang jedoch nichts verlautet. Schließlich erfährt man noch, daß Astor einen großen Krieg überlebt und kinderlos, in größter Armut stirbt: das ist das Schicksal Astors!

Mit Schiller möchte man diesen Schwärmern zurufen:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne,
Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit
Ist deine Venus!

* * *

Auch in manchen Wortbildern spiegelt sich der Sternenglaube wider. So sagt Illo einmal: „So werden auch die rechten Sterne scheinen!“ Thekla meint:

Nur dem Himmel wollen wir's verdanken!

Später sagt Thekla:

O meine ahnungsvolle Seele — Jetzt —
Jetzt ist sie da, die kalte Schreckenshand,
Die in mein fröhlich Hoffen schaudernd greift.
Ich wußt' es wohl — O gleich, als ich hier eintrat,
Weissagte mir's das bange Vorgefühl,
Daß über mir die Unglückssterne ständen —

Oktavio sagt von Wallenstein:

Er traut auf seine Sterne.

Oder an einer andern Stelle Illo zu Wallenstein:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.

Wallenstein bemerkt darauf („Piccolomini“, Akt II, Auftritt 6):

Du red'st, wie du's verstehst. Wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — Dir stieg der Jupiter
Hinab, bei der Geburt, der helle Gott;
Du kannst in die Geheimnisse nicht schauen.
Nur in der Erde magst du finster wühlen,
Blind, wie der Unterirdische, der mit dem bleichen
Bleifarbnen Schein ins Leben dir geleuchtet.
Das Irdische, Gemeine magst du sehn,
Das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen;
Darin vertrau' ich dir und glaube dir.
Doch, was geheimnisvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur, —
Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt, mit tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die zentralsche Sonne —

Die sieht das Aug' nur, das entsiegelte,
Der hellgebornen, heitern Jovis-Kinder.
Die himmlischen Gestirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sämann bloß bezeichnen sie die Zeiten
Der Aussaat und der Ernte. Auch des Menschen Tun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.
Da tut es not, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenstunde auszulesen,
Des Himmels Häuser forschend zu durchspüren,
Ob nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens
In seinen Ecken schadend sich verberge.

Der erste Auftritt des dritten Aktes der „Piccolomini" zeigt uns Illo und Terzky im Gespräch über Wallensteins astrologische Beobachtungen:

Illo.

Er seine alten Plane aufgegeben!
Ich sag' euch, daß er wachend, schlafend mit
Nichts anderm umgeht, daß er Tag für Tag
Deswegen die Planeten fragt —

Terzky.

Ja, wißt Ihr,
Daß er sich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im astrolog'schen Turme mit dem Doktor
Einschließen wird und mit ihm observieren?
Denn es soll eine wicht'ge Nacht sein, hör' ich,
Und etwas Großes, Langerwartetes
Am Himmel vorgehn.

Im vierten Auftritt des dritten Aktes bekommen wir dann eine genaue Schilderung des Beobachtungsturmes und der rätselhaften Gestirne:

Thekla.

Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes
In dieser kurzen Gegenwart gesehn!
Und doch muß alles dies dem Wunder weichen,
Das dieses Schloß geheimnisvoll verwahrt.

Gräfin (nachsinnend).

Was wäre das? Ich bin doch auch bekannt
In allen dunkeln Ecken dieses Hauses.

Thekla (lächelnd).
Von Geistern wird der Weg dazu beschützt,
Zwei Greife halten Wache an der Pforte.

Gräfin (lacht).
Ach so! der astrolog'sche Turm! Wie hat sich
Dies Heiligtum, das sonst so streng verwahrt wird,
Gleich in den ersten Stunden Euch geöffnet?

Thekla.
Ein kleiner, alter Mann mit weißen Haaren
Und freundlichem Gesicht, der seine Gunst
Mir gleich geschenkt, schloß mir die Pforten auf.

Max.
Das ist des Herzogs Astrolog, der Seni.

Thekla.
Er fragte mich nach vielen Dingen, wann ich
Geboren sei, in welchem Tag und Monat,
Ob eine Tages- oder Nachtgeburt —

Gräfin.
Weil er das Horoskop Euch stellen wollte.

Thekla.
Auch meine Hand besah er, schüttelte
Das Haupt bedenklich, und es schienen ihm
Die Linien nicht eben zu gefallen.

Gräfin.
Wie fandet Ihr es denn in diesem Saal?
Ich hab' mich stets nur flüchtig umgesehn.

Thekla.
Es ward mir wunderbar zumut, als ich
Aus vollem Tageslichte schnell hineintrat;
Denn eine düstre Nacht umgab mich plötzlich,
Von seltsamer Beleuchtung schwach erhellt.
In einem Halbkreis standen um mich her
Sechs oder sieben große Königsbilder,
Den Zepter in der Hand, und auf dem Haupt
Trug jedes einen Stern, und alles Licht
Im Turm schien von den Sternen nur zu kommen.
Das wären die Planeten, sagte mir
Mein Führer, sie regierten das Geschick.
Drum seien sie als Könige gebildet.
Der äußerste, ein grämlich finstrer Greis,
Mit dem trübgelben Stern, sei der Saturnus;
Der mit dem roten Schein, grad von ihm über
In kriegerischer Rüstung, sei der Mars,
Und beide bringen wenig Glück den Menschen,

Doch eine schöne Frau stand ihm zur Seite,
Sanft schimmerte der Stern auf ihrem Haupt,
Das sei die Venus, das Gestirn der Freude.
Zur linken Hand erschien Merkur geflügelt.
Ganz in der Mitte glänzte silberhell
Ein heitrer Mann, mit einer Königsstirn;
Das sei der Jupiter, des Vaters Stern,
Und Mond und Sonne standen ihm zur Seite.
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn sie jetzt,
Die sonst im Leben freundlich mit gewandelt.
Dort winken sie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne.

Thekla.

Wenn das die Sternenkunst ist, will ich froh
Zu diesem heitern Glauben mich bekennen.
Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeßnen Höhn,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon geflochten ward.

Im letzten Akte der „Piccolomini" vergleicht Max Wallenstein sehr glücklich mit den Gestirnen:

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer.
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.
Glaub' mir, man tut ihm Unrecht. Alles wird
Sich lösen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus diesem schwarzen Argwohn treten sehn.

Im ersten Aufzug von „Wallensteins Tod" (Auftritt 1) sehen wir Wallenstein und Seni selbst bei der Arbeit. Zunächst beschreibt uns Schiller den Raum:

Ein Zimmer zu astrologischen Arbeiten eingerichtet und mit Sphären, Karten, Quadranten*) und anderm astronomischen Geräte versehen. Der Vorhang von einer Rotunde ist aufgezogen, in welcher die sieben Planetenbilder, jedes in einer Nische, seltsam beleuchtet, zu sehen sind. Seni beobachtet die Sterne, Wallenstein steht vor einer großen schwarzen Tafel, auf welcher der Planeten-Aspekt**) gezeichnet ist.

*) Instrumente zur Bestimmung der Polhöhe mit Viertelkreis aus Metall.

**) Das ist die augenblickliche Stellung der Planeten.

Es folgt der Dialog zwischen Wallenstein und Seni.

Wallenstein.

Laß es jetzt gut sein, Seni. Komm herab.
Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es ist nicht gut mehr operieren! Komm!
Wir wissen g'nug.

Seni.

Nur noch die Venus laß mich
Betrachten, Hoheit. Eben geht sie auf.
Wie eine Sonne glänzt sie in dem Osten.

Wallenstein.

Ja, sie ist jetzt in ihrer Erdennäh'
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.
(Die Figur auf der Tafel betrachtend.)
Glückseliger Aspekt! So stellt sich endlich
Die große Drei verhängnisvoll zusammen,
Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tück'schen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir gesinnt,
Und schloß mit senkrecht — oder schräger Strahlung
Bald im Gevierten, bald im Doppelschein
Die roten Blitze meinen Sternen zu,
Und störte ihre segensvollen Kräfte.
Jetzt haben sie den alten Feind besiegt,
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Seni.

Und beide große Lumina von keinem
Malefiko beleidigt! Der Saturn
Unschädlich, machtlos, in cadente domo.

Wallenstein.

Saturnus Reich ist aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenschoß
Und in den Tiefen des Gemüts beherrscht,
Und über allem, was das Licht scheut, waltet.
Nicht Zeit ist's mehr zu brüten und zu sinnen,
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß
Gehandelt werden, schleunig, eh' die Glücks-
Gestalt mir wieder wegflieht überm Haupt,
Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.

Terzky bespricht im dritten Auftritte des zweiten Aktes Wrangels Abwesenheit und meint zum Schluß:

Es war, als ob die Erd' ihn eingeschluckt.
Er war kaum von dir weg, als ich ihm nachging,
Ich hatt' ihn noch zu sprechen, — doch weg war er,
Und niemand wußte mir von ihm zu sagen.
Ich glaub', es ist der Schwarze selbst gewesen,
Ein Mensch kann nicht auf einmal so verschwinden.

Wie fest Wallenstein an die Sterne glaubt, zeigt der Ausspruch:

Du wirst mir meinen Glauben nicht erschüttern,
Der auf die tiefste Wissenschaft sich baut.
Lügt er, dann ist die ganze Sternkunst Lüge.
Denn wißt, ich hab' ein Pfand vom Schicksal selbst,
Daß er der treuste ist von meinen Freunden.

Trotzdem Wallenstein im dritten Aufzug schon getäuscht ist, ist sein Vertrauen zu den Gestirnen doch nicht erschüttert; dies geht aus dem Dialog mit Terzky hervor (Auftritt 9):

Die Sterne lügen nicht, das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.
Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrsagung.
Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
Da irret alle Wissenschaft. War es
Ein Aberglaube, menschliche Gestalt
Durch keinen solchen Argwohn zu entehren,
O nimmer schäm' ich dieser Schwachheit mich!

Daß die Weisung der Gestirne zu spät kommt, erkennt endlich auch Wallenstein („Tod", Akt V, Auftritt 5):

Seni.
Erwarte nicht die Ankunft dieser Schweden!
Von falschen Freunden droht dir nahes Unheil,
Die Zeichen stehen grausenhaft, nah', nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens.

Wallenstein.
Du träumst, Baptist, die Furcht betöret dich.

Seni.
O glaube nicht, daß leere Furcht mich täusche.
Komm, lies es selbst in dem Planetenstand,
Daß Unglück dir von falschen Freunden droht.

Wallenstein.
Von falschen Freunden stammt mein ganzes Unglück,
Die Weisung hätte früher kommen sollen,
Jetzt brauch' ich keine Sterne mehr dazu.

Seni.
O komm und sieh! Glaub' deinen eignen Augen.
Ein gräulich Zeichen steht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Den Strahlen deines Sterns. — O laß dich warnen!
Nicht diesen Heiden überliefre dich,
Die Krieg mit unsrer heil'gen Kirche führen.

Wallenstein (lächelnd).
Schallt das Orakel daher? — Ja! Ja! Nun
Besinn' ich mich. — Dies schwed'sche Bündnis hat
Dir nie gefallen wollen. — Leg' dich schlafen,
Baptista! Solche Zeichen fürcht' ich nicht.

Vorher (Akt V, Auftritt 4) kündigt sich das Unglück an. Vor dem Schlafe läßt sich Wallenstein vom Kammerdiener entkleiden. Dabei fällt die goldene Kette zu Boden und zerreißt. Wallenstein sagt nachdenklich:

Das war des Kaisers erste Gunst. Er hing sie
Als Erzherzog mir um, im Krieg von Friaul,
Und aus Gewohnheit trug ich sie bis heut.
— Aus Aberglauben, wenn Ihr wollt. Sie sollte
Ein Talisman mir sein, solang ich sie
An meinem Halse gläubig würde tragen,
Das flücht'ge Glück, des erste Gunst sie war,
Mir auf zeitlebens binden — Nun, es sei!
Mir muß fortan ein neues Glück beginnen,
Denn dieses Bannes Kraft ist aus.

Den Rest des Vertrauens in das Schicksal, der dem Friedländer noch bleibt, hat er nicht lange überlebt. Aber bis in unsere Zeit stand die Wallensteineiche bei Stralsund. Unter diesem Baum saß einst der Feldherr bei der Belagerung jener Stadt, als eine Kugel ihm ein Glas voll Wein vor dem Munde zerschlug. Hierin sah der abergläubische Mann ein Zeichen, daß er die Stadt nicht erobern werde und hob infolgedessen die Belagerung auf, mit der er die Zeit vom 13. Mai bis 24. Juli 1628 erfolglos verbracht hatte.

III. Amulette und Talismane

Wir gebrauchen die Worte Amulett und Talisman ohne den Unterschied, der zuerst zwischen ihnen war oder doch als vorhanden vorausgesetzt wurde. Man liest darüber gleich im Eingange von Goethes „West-östlichen Divan“:

Talisman in Carneol,
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx Grunde
Küß ihn mit geweihtem Munde!
Alles Übel treibt er fort,
Schützet dich und schützt den Ort:
Wenn das eingegrabne Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und Tat entzündet:
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

*

Amulette sind dergleichen
Auf Papier geschriebene Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge,
Wie auf edlen Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen,
Längre Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Scapuliere.

Amulett, das amuletum des römischen Enzyklopädisten des ersten nachchristlichen Jahrhunderts Plinius, ist ein mit gewissen Figuren, Charakteren oder einer Inschrift versehener kleiner Gegenstand aus Stein, Metall, Pergament usw., den man, gewöhnlich um den Hals umgehängt, bei sich trägt, um gegen Krankheit, Verwundung in der Schlacht, Festmachung oder Bezauberung geschützt zu bleiben, und Glück in allen Dingen, besonders auch in der Liebe, und im Reichtum zu haben.

Es ist ungewiß, ob die Bezeichnung vom arabischen hamàil, das ist Schwertgehänge, Halsschnur, herrührt.

Zu den ältesten Amuletten gehören die Nachbildungen des heiligen ägyptischen Käfers Scarabäus (Pillendreher*) in Stein und gebrannter Erde. Meist etwa anderthalb Zentimeter lang, waren sie mit einem Loche versehen, um an Schnüren aufgezogen werden zu können. Auch in Griechenland, Italien (Etrurien) und Asien fanden sich Scarabäen, zum Teil aus Halbedelsteinen, so Karneol, hergestellt und mit Symbolen versehen, die an die ägyptische Heimat erinnern.

Trotz des ausdrücklichen Verbotes im Alten Testament trugen die Juden Amulette als Schmuck und Zaubermittel. Hierher gehören die Ohrringe, die Jakob den Seinigen abnimmt und vergräbt, die kleinen Monde, die sich die Frauen, wie jetzt auch im Orient, einhingen u. dgl. Die alten Griechen hingen den Kindern ein schützendes Amulett gleich nach der Geburt um, wie dies bei uns im Volke heute noch geschieht. Der Amethyst, auch im Ringe, wurde als Amulett sehr geschätzt. Die alten Römer, die zu den abergläubischesten Völkern der Welt gehörten, verwendeten Plättchen aus verschiedenem Material mit Inschriften und Zeichen, dann verschiedene Stoffe, die in kleiner Kapsel (bulla) um den Hals getragen wurden als Amulette. Das Christentum suchte die abergläubischen Zaubermittel, so auch die Amulette, wegzuschaffen, kam aber auf frommen Umwegen wieder zu ihnen. So waren die Fische von Bronze oder Glas mit Öhren zum Anhängen, nach dem Griechischen Ichthys genannt, Verbildlichungen des Christusmonogramms aus den Worten Jesus Christus Theu Yios Soter (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland), an altägyptische Kultur erinnernd, die mittelalterlichen Abraxassteine oder Abraxasgemmen mit abenteuerlichen Bildern und Symbolen, die Münzen mit Bild und Um-

*) Über den mystischen Versuch, auf den Scarabäus auch die französische Lilie zurückzuführen vgl. Jennings, Die Rosenkreuzer usw. I, S. 47.

schrift Alexanders des Großen und dem Monogramm Christi christliche Amulette. Mit dem Anfang des Evangeliums Johannes beschriebene Pergamentstücke wurden gleichfalls als Amulette gegen Krankheit und Unglück getragen, und schafften den Geistlichen solchen Gewinn, daß die Kirche dagegen eiferte. Vergeblich verdammte die Synode zu Laodicea im 4. Jahrhundert, Gregor II. im Jahre 721 und Karl der Große den Gebrauch der zauberischen Verwahrungsmittel (vgl. S 20). Nicht nur im Orient, auch im zivilisierten Europa (siehe Glücksschweinchen, Bibis usw.) sind sie noch allgemein im Gebrauch und speziell aus der Kinderstube nicht auszurotten. (Vgl. des Verfassers „Zauberpflanzen und Amulette", Wien 1898*).

Die Talismane haben ihren Namen vom mittelalterlichen Griechisch to telesma (die Vollendung, der Luxusgegenstand), das von den Arabern aufgenommen wurde, um ein übernatürliches Schutzmittel zu bezeichnen. Die Bezeichnung ist im ganzen Orient und in Europa gebräuchlich geworden.

Ein Talisman ist nach Ausspruch der Sternkundigen das Siegel, der Charakter, die Gestalt eines Zeichens des Tierkreises, eines Planeten oder einer Konstellation, auf den entsprechenden Stein geschnitten oder in das betreffende Metall gegraben, welche beide Sympathien mit dem Gestirn haben. Zu der Herstellung des Wundermittels muß eine Stunde gewählt werden, in welcher das Gestirn, dessen Zeichen man braucht, an einem klaren und heiteren Himmel steht. Dann grabe man es in Stein oder Metall, an einem glücklichen Orte und unter Erfolg verheißenden Aspekten. Wie nun die Sonnenstrahlen, in einem Brennspiegel gesammelt, Verbrennliches vernichten, entwickeln die Sternbilder in ihren

*) Von älteren Schriften über Amulette seien erwähnt: J. Emela, Über Amulette und das, was darauf Bezug hat, Mainz 1827; J. Reichelt, Exercitatio de amuletis, aeneis figuris illustr., Argent. 1676; Talismane und magische Amulette, etwas über dieselben, mit Abbildung einer Talisman-Münze, Weimar 1811.

Gleichnissen auf dem Talisman ähnliche Kräfte, wobei sie das Böse verzehren, denn nur abwehren konnten die Talismane, nicht selbstständig Gutes bewirken.

Bei den Indianern gilt der Zaubersack (Medizinsack), das aus dem Balge eines Säugetieres oder Vogels gemachte sackförmige Amulett für den Jüngling, der zum Manne reifen will, als unentbehrlich. Verliert der Jüngling den Zaubersack, so muß er einen solchen dem Feinde abnehmen*).

Amulette und Talismane gab es zu allen Zeiten, und A. Laurent ist der Ansicht, daß die am Eingange der Tempel und Paläste aufgestellten kolossalen Tiergestalten nichts anderes als talismanische Objekte waren.

Dr. Barth erzählt in seiner afrikanischen Reise, er habe am Hause des Amtmannes der Stadt Taganama ein großes, in ein Fell eingewickeltes Paket auf hoher Stange aufgehängt gesehen und gedacht, es enthalte den Körper eines Verbrechers, der als Beispiel strenger Bestrafung dienen sollte. Zu seinem Erstaunen hörte er nun, daß es ein höchst mächtiger Talisman sei, der hier aufgehängt war, um die Stadt gegen die Fellata, wie die Fulbe von Komori genannt werden, zu schützen, da deren Einfälle im hohen Grade gefürchtet seien.

„Es ist mit den Talismanen und Amuletten wie mit dem Gebet. Der Skeptiker hat nichts davon zu erwarten, da nur im Glauben, den sie finden, ihre hauptsächliche Kraft liegt. Der Wilde, der, sein Gri-gri tragend, sich in der festen Überzeugung auf die europäischen Bajonette stürzt, daß ihm diese nichts anhaben können, schöpft wenigstens aus dieser Illusion einen künstlichen Mut, der mehr als einmal die zivilisierten Truppen zurückweichen ließ, da sie von einer solchen Tollkühnheit verblüfft waren**)."

Bei den Javanern sind die djimats geschriebene Amu-

*) Müller, Reise der Fregatte Novara, Anthropolog. Teil, 3. Abt. Ethnographie, Wien 1868, S. 133.

**) Laurent und Nagour, Okkultismus und Liebe. Autorisierte Ausgabe, Berlin 1903, S. 284.

lette mit Koransprüchen oder sinnlos kombinierten Buchstaben; gegen Krankheit und Unglück trägt man Ringe (pantjalogam) an Finger, Arm und Knöchel; als Schutzmittel gegen herrschende Krankheiten einen Ring aus Kokosschale; als Zaubermittel ein aus Blättern geflochtenes, verschlossenes Säckchen (Kembal) auf dem Bauch usf.*).

Im Germanischen Museum in Nürnberg fällt in der Sammlung von Amuletten und Talismanen ein Band auf, an dem eine ganze Anzahl von verschiedenartigen Naturprodukten vereinigt ist. Sie sollen den Träger summarisch vor allen irdischen Krankheiten und Gefahren schützen. Man erblickt da in Metallfassung Maulwurfsfüßchen, Meerbohnen, Krebsaugen, Muskatnuß, Bergkristall, Lasur- und Krötenstein, Karneol und ähnliche Dinge.

* * *

Man hat bis jetzt immer angenommen, daß der aufgehende junge Mond das Vorbild des türkischen Halbmondes ist, dieses Wahrzeichens, das den Völkern des Islam eigen ist. In einem Vortrag vor den Mitgliedern des englischen anthropologischen Instituts hat der ausgezeichnete Archäologe und Anthropologe William Ridgeway vor einigen Jahren den Ursprung des Halbmondes als Wahrzeichen der Söhne Mohammeds ganz anders erklärt. Nicht auf den neu erscheinenden Himmelskörper, sondern auf ein wohlbekanntes Amulett, das aus einer Klaue, Kralle oder einem Hauer besteht, gehe das halbmondförmige Symbol zurück. Im Laufe der Zeit wurden zwei derartige Krallen oder Hauer aneinandergefügt, welche dann eine halbmondförmige Form bildeten. Diese beiden Krallen wurden dann zunächst meist durch ein Band oder einen Silberstreifen vereinigt, später aber in einem einzigen Stück aus dem Material herausgeschnitzt oder geschnitten, wobei alle Spuren der früher

*) Bohatta, Wiener medizinische Wochenschrift, 1904.

üblichen Verbindung verloren gingen, außer daß in einigen Fällen Dekorationsmuster an den Stellen auftreten, an denen früher die zwei Teile sich getroffen haben. Wenn die modernen Engländer den Halbmond auf ihren Pferdegeschirren anzubringen pflegen, so ist damit auch nicht der Himmelskörper, sondern ursprünglich das Unheil abwendende Symbol der zwei vereinigten Krallen dargestellt.

Mohammed mußte ebenso wie jeder andere Religionsstifter Wunder tun, und eines dieser Wunder bestand darin, daß er in Gegenwart besonders widerspenstiger Leugner eines Abends den strahlenden und leuchtenden Vollmond in zwei Hälften schnitt und die eine Hälfte im Ärmel verbarg. Neben dieser Tradition laufen andere, natürlichere Hinweise über den Ursprung des Halbmondes. Gegenüber der Deutung Ridgeways ist es wahrscheinlicher, daß der Halbmond ein umstilisiertes Hufeisen sei, und zur Unterstützung dieser Ansicht werden sowohl volkskundliche als auch geschichtliche Tatsachen herangezogen. Es steht fest, daß der Roßschweif*), der noch heute eine Auszeichnung des türkischen Paschas bildet, bereits in sehr früher Zeit den Häuptlingen der islamitischen Nomadenstämme vorangetragen wurde. Im Lager wehte er vor dem Zelte des Anführers und diente gleichzeitig als Versammlungspunkt für kriegerische Beratungen. Die Wichtigkeit, die das Pferd bei den reitenden Nomadenvölkern besitzt, die große Liebe, die ja bekanntlich der Araber seinem Rosse zuteil werden läßt, machen es wahrscheinlich, daß neben dem Roßschweif auch dem Hufeisen die Ehre zuteil wurde, als ein besonderes Symbol angesehen zu werden. Nun haben die orientalischen Hufeisen eine andere Form als die bei uns gebräuchlichen, denn mit Rücksicht auf das schwierige Gelände, die scharfen Felskanten, die oft zu über-

*) Meist der rotbraun gefärbte Schweif des Yaks oder Grunzochsen, also gar nicht vom Pferde hergenommen; war auch ein Abzeichen aus dem frühesten Reiterleben der osmanischen Nation.

schreiten sind, muß auch das Innere des Pferdehufes geschützt werden und erhält eine Metallplatte, die dem Hufeisen Ähnlichkeit mit einem Halbmonde verleiht.

Jedenfalls ist das Zeichen des Halbmondes schon sehr alt; bereits Dschingis-Chan hat bei der Erstürmung der chinesischen Mauer im Jahre 1209 auf seiner mit neun weißen Roßschweifen gezierten Tatarenfahne das Zeichen des Halbmondes angebracht gehabt. Noch früher war die Spitze des Zeltes des Sultan Mohammed Tekesch von Chwaresm, der zu Ende des 12. Jahrhunderts regierte, mit einem Halbmond geschmückt und die rote Fahne, die 150 Jahre nachher Sultan Orchan den Janitscharen verlieh, trug an ihrer Spitze einen silbernen Halbmond. Es läßt sich jedoch nicht mit absoluter Sicherheit behaupten, daß der Halbmond im Hufeisen seinen alleinigen Ursprung habe; es ist nicht ausgeschlossen, daß die Mondsichel, mit der das Haupt der griechischen Göttin Artemis geschmückt war, vielleicht ebenfalls dazu beigetragen hat, dieses Wahrzeichen in der orientalischen Welt einzubürgern. Von rein historischem Interesse ist die Erzählung, daß bei der Einnahme von Konstantinopel durch die Türken der Mond zur Hälfte sich verfinsterte und seit dieser Zeit und in Erinnerung an dieses Ereignis der Halbmond türkisches Symbol geworden sei. Symbole haben überhaupt das Schicksal, den verschiedensten Deutungen zu unterliegen: religiösen, historischen und solchen, die spitzfindigen Gelehrtenauslegungen entstammen. Dies muß sich auch der Halbmond gefallen lassen, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß der Halbmond mit dem Stern weit in die vormohammedanische Zeit zurückgeht. Es war das Wappen der altrömischen Provinz Illyricum, und die Münzen der in jener Zeit regierenden Kaiser weisen dieses Wahrzeichen auf.

* * *

Feldzeichen in Form von Tierbildern waren, wie Tacitus berichtet, schon den alten Germanen bekannt. Nach und nach erhielten die Feldzeichen jene talis-

manische Bedeutung, welche sie heute noch besitzen. Eine solche Bedeutung war vor allem dem deutschen Hauptheerzeichen eigen, der Reichssturmfahne mit dem schwarzen Adler im goldenen Felde, für die mittelalterlichen Deutschen das, was für die Franzosen die Oriflamme, für die Dänen der Danebrog, für die Mailänder der Caroccio (Fahnenwagen) mit dem Bilde des heiligen Antonius war.

Oriflamme ist die spätere „Auriflamme" (Feuerflamme oder Goldflamme) und war die früheste Standarte Frankreichs. Es war die heilige Flagge von Frankreich, und ihre Farbe war rot, das heraldische oder rosenkreuzerische Rot, welches Gold bedeutet. Die drei „Lotusse" oder „Lisses" waren das Wappenfeldemblem der Trimurti (der indischen Dreieinigkeit), der drei Personen, der dreifachen zeugenden Kraft, oder der Sonne oder „Lux". (Jennings, a. a. O. S. 48.)

Wenn bei den Türken der Krieg verkündet wurde — so auch im Jahre 1914 — dann war es immer ein heiliger Krieg, und er stand unter religiösen Symbolen, zu denen auch die Fahne des Propheten zu rechnen ist. Wenn der Kalif als Beherrscher aller Gläubigen die Fahne des Propheten entrollt, dann ist jeder Muselman verpflichtet, Heeresfolge zu leisten und mit auszuziehen gegen die Feinde des Volkes, die zugleich Feinde seines Glaubens sind.

Dieses Entrollen der Fahne des Propheten ist aber keineswegs buchstäblich zu nehmen, denn die einzige Fahne, die in der Familie Mohammeds, beziehungsweise deren Abkömmlinge, noch aufbewahrt wird, dient nicht dazu, als Banner und anfeuerndes Feldzeichen vorangetragen zu werden. Diese Fahne des Propheten, Sandschak-Scherif genannt, wurde jahrhundertelang in der Schatzkammer des Eski-Serail aufbewahrt, wo sie sich wahrscheinlich noch befindet. Von dort wird sie niemals herausgenommen und ist ein Gegenstand ehrfürchtiger Betrachtung. Eine Nachahmung dieser Fahne wird am Ramasan, türkisch Ramadan, einem der Hauptfeste

der Mohammedaner, gezeigt und zur öffentlichen Verehrung in den Räumen des erwähnten Palastes, wo sich das Original befindet, aufgestellt. Und in Zeiten der Kriegsgefahr wird sie auch an der großen Moschee ausgesteckt. Die echte Fahne des Propheten darf nur mit in die Schlacht genommen werden, wenn der Kalif selbst zu Felde zieht; das war aber nur einmal der Fall, und zwar im Jahre 1595, als Murad III. gegen Erlau zog. Der Ursprung der Fahne des Propheten ist durchaus legendenhaft. Sie soll, wie die Religionssage berichtet, aus den ersten Kriegen des Propheten stammen, dann in den Besitz der Omejjaden und der Abbassiden übergegangen sein und fiel schließlich während der Eroberung Ägyptens in die Hände des Sultans Selim I., von dem sie nachher nach der Türkei gebracht wurde. Allgemein gilt grün als die Farbe des Propheten, und fromme Derwische, die sich der Verwandtschaft mit der Prophetenfamilie rühmen können, tragen zumeist einen grünen Turban. Auch der Sandschak-Scherif, die Fahne des Propheten, ist grün, ebenso die Nachbildung, die von derselben Farbe und mit goldenen Fransen besetzt ist und an der Spitze das Wort „Alem“ graviert hat. Der Prophet bediente sich aber, wie die Religionsgeschichte meldet, verschiedener Fahnen; so soll Mohammed aus den Turbans der von ihm unterworfenen und getöteten Choreischiten eine weiße Fahne sich gemacht und diese mit ins Feld genommen haben. Diese weiße Fahne existiert ebenfalls noch; sie ist aber im Laufe der Zeit schwarz geworden, und die orthodoxen Türken sind der Meinung, daß diese Fahne überhaupt immer schwarz gewesen sei und daß Mohammed als Fahnentuch den schwarzen Vorhang von der Pforte zu den Gemächern seiner Lieblingsgattin Aischa benützt habe. —

In keinem Lande Europas spielt die Lilie eine solche Rolle als in Frankreich; den ersten Anlaß hierzu soll der Begründer der französischen Monarchie, Klodwig, gegeben haben. Es wird von ihm erzählt, er habe sich in der Schlacht bei Zülpich gegen die Alemannen,

als diese den Sieg zu erringen drohten, an Christus im heißen Gebete gewandt und ihm gelobt, ein Christ zu werden, wenn er als Sieger aus der Schlacht hervorginge; da sei ihm ein Engel erschienen, der ihm eine Lilie gebracht, mit der Weisung, sie als Schwert zu benutzen. Der Anblick der Lilie entflammte in Klodwigs Kriegern den schon gesunkenen Mut zur höchsten Kampflust; ihrem Ungestüm vermochten die Alemannen nicht zu widerstehen; und seit der Zeit wurden die königlichen Insignien mit Lilien geschmückt. In dem Familienwappen der Könige von Frankreich tritt sie 1197 zum ersten Male auf. Ludwig IX. setzte bei seinem Kreuzzuge drei Lilien auf seine Fahne und in sein Wappen. Das Lilienbanner ist seitdem immer das Zeichen gewesen, um welches sich alle treuen Anhänger der Bourbonen geschart haben, und selbst in der Gegenwart ist die Lilie noch die Parteiblume für die wenigen Getreuen, welche dem Hause Bourbon verblieben.

Wie die Lilie den Franzosen, so war die Hyazinthe — die übrigens durchaus nicht mit der heute darunter verstandenen, erst aus dem Orient eingeführten Blume identisch ist — den alten Griechen bedeutungsvoll. Die Sage erzählt, daß der lichte Sonnengott Apollo mit dem tugendhaften und reizenden Königssohn Hyacinthos ein inniges Freundschaftsbündnis geschlossen hatte. Oft ließ sich Apollo mit dem Jüngling in gymnastische Spiele ein, aber einst, als sie im Diskuswerfen sich übten, trieb der neidische Zephyros, der den Jüngling ebenfalls liebte und sich für seine Verschmähung rächen wollte, die von Apollo geschleuderte Wurfscheibe so, daß sie zurück und dem Unglücklichen auf den Scheitel fiel und ihn erschlug. Unendlich war des Gottes Schmerz und laut strömten seine Klagen. Um doch einigen Trost zu haben, gab er einen Beweis seiner Wunderkraft. Denn

„Siehe, das Blut, das strömend des Erdreichs Kräuter gefleckt,
Endiget Blut zu sein; voll Glanz, wie syrischer Purpur,
Hebt sich die Blum' und empfängt Gestalt, gleich Lilien, wenn nicht
Rötelnde Bläue die ein', und die andre Silber gefärbet.

Nicht genügt es dem Phöbus; denn der war Stifter der Ehre.
Selbst mit eigenem Wehe beschrieb er die Blätter, und Al Al
Sagt dem Griechen die Schrift, und es klagt auf der Blume der Buchstab."

Apollo ließ also aus dem Blute des Geliebten die Hyazinthe hervorsprießen, mit dem Klagelaut Ai.

Bei den Doriern, namentlich in Sparta, war der Kultus dieses Heros sehr hoch gehalten und ihm zu Ehren das große Fest der Hyakinthien gefeiert, das sich bis in die römische Kaiserzeit erhielt.

Auch mit dem berühmten Helden Ajas wird die Blume in der griechischen Sage in Beziehung gebracht. Ajas oder Ajax, Sohn des Telamon, Königs der Insel Salamis bei Attika, war vor Troja der Schönste und Tapferste der Griechen nächst Achilles. Den Hektor verwundete er durch einen Steinwurf, und viele Feinde sanken von seinem mächtigen Arm im Kampfe bei den Verschanzungen und Schiffen. Nach Achilles Tode stritt er sich mit Ulysses um die Waffen des Helden, und als sie dem letzteren zugesprochen wurden, ward er so rasend, daß er sich im Wahnsinn selbst tötete, und

— — — — — „das Land von dem Morde gerötet,
Zeugt aus grünendem Rasen die purpurne Blume,
Die dir früher entkeimt, öbalischer Knab', Hyacinthos.
Eine gemeinsame Schrift, dem Knaben sowohl, wie dem Manne,
Ward auf die Blätter geprägt; ihn nennet sie, jenen beklagt sie."

Die Nelke*) war die Lieblingsblume des großen Condé. Selbst als er in das Gefängnis geworfen wurde, hörte seine Liebe zur Blume nicht auf. Es war seine einzige Freude, die Nelken in Töpfen unter sorgsamer Pflege zu ziehen, und gern vergaß er bei ihrem Anblick sein Mißgeschick. Seine Gattin warb während dieser Zeit treue Anhänger, die sie selbst zum Kampfe gegen die Feinde führte. Als es ihr endlich nach großen Anstrengungen gelungen war, ihn aus dem Gefängnis zu befreien, rief er bewundernd aus: „Fast ist es nicht

*) Vgl. Kronfeld, Geschichte der Gartennelke.

zu glauben, während der alt erprobte Kämpfer Nelken zieht und pflegt, führt die Frau den Krieg und erringt ruhmvolle Siege!“ Die rote Nelke wurde die Parteiblume aller, die ihm von Herzen zugetan waren. Knopfloch und Helm schmückten sie mit derselben, um sich schon äußerlich als treue Verbündete erkennen zu geben. Sie war ein Zeichen ihrer Verehrung, aber auch zugleich ihres kühnen Mutes und ihrer opferfreudigen Hingebung für ihren geliebten Feldherrn.

In der Geschichte Englands erinnert die Rose an den blutigen Krieg von 1399—1486, der unter dem Namen „die Kämpfe der roten und weißen Rose“ in der Geschichte verzeichnet ist. Er wurde geführt von den Häusern York und Lancaster, welche um den Thron Englands miteinander stritten. Das Haus York führte eine weiße, und das Haus Lancaster eine rote Rose im Wappen. Zur Erinnerung an dies Ereignis hat man in England eine Lancaster-York-Rose gezüchtet, die auf einem Stamme rote und weiße Rosen trägt.

Ein beziehungsreiches Feldzeichen war auch Graf Eberhards Weißdorn:

Graf Eberhard im Bart
Vom Württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästinas Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen frischen Wald:
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeresflut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt',
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Besucht es jedes Jahr,
Erfreute dran den Mut,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und blaß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land. (L. Uhland.)

Bei den Siebenbürger Sachsen wird nach der Konfirmation der Knabe in die Bruderschaft eingeführt. Bei

solch einer Veranstaltung, die alljährlich in Nadesch stattfand, ging an der Spitze eines Zuges ein Alter, der die Trommel schlug, die Jugend ihm nach, gegürtet, mit dem Streitkolben in der Hand, um eine wehende Fahne geschart. Fragte man nach der Bedeutung dieses Umzuges, so erhielt man die Antwort: „Also sind einst unsere Vorfahren, freie Leute, hinter der Fahne in dieses Land gekommen und haben Kriegsdienste getan." Von jeher waren die Sachsen kriegslustig und mutig, und als 1809 Österreich den Kampf gegen Napoleon aufnahm, stellten sie außer einem ganzen Infanterieregiment, zweitausend Mann, und einer Eskadron Husaren noch auf eigene Kosten ein Jägerbataillon bei, in dessen Kriegslied es hieß:

„Von Österreichs hohem Kaiserthron
Schallt, Donnern Gottes gleich,
Der Ruf: Es spricht ein Feind uns Hohn,
Auf, Sachsen, rüstet euch."

* * *

Als Lohengrin auf den Ruf der Schwäne die Frau von Brabant verläßt, bleiben die drei Talismane der Wehklagenden zum Schutze zurück: Schwert, Horn, Ring.

Die heilige Hildegard, die 1098 geboren wurde und um 1180 als Äbtissin von Bingen gestorben ist, bezeichnet in ihrer „Physica" die Leber von der Amsel, gewisse Teile des Kamels, Dromedars, Löwen und Walfisches als wertvolle Amulette.

Das Familienschloß der Grafen von Feydeau in Frankreich wurde vom König im Jahre 1393 nach dreijähriger Belagerung erstürmt. Um das Leben der Überwundenen zu retten, ließ die Gräfin de Feydeau — die schönste Frau in Frankreich — sich die rechte Hand abhauen. Diese traurige Reliquie wird im mumifizierten Zustand gegenwärtig in goldener Schatulle auf dem Familiensitz in der Gironde sorgsam aufbewahrt.

Katharina von Medici ließ sich auf ihrem Talis-

man nackt, zwischen den Zeichen des Stieres und Widders, mit der einen Hand einen Pfeil, mit der anderen ein von geheimnisvollen Inschriften umgebenes flammendes Herz haltend, stechen.

Von dem englischen Admiral Nelson, dem Sieger von Trafalgar, wird erzählt, daß er am Maste seines Schiffes „Victory" ein Hufeisen anbringen ließ. Der während des Krieges von 1914 verstorbene Lord Roberts war ein eifriger Sammler von Hufeisen, die ihm bei seinen militärischen Unternehmungen Glück bringen sollten.

Hierher gehört auch der sogenannte Spiritus familiaris, oft auch Galgenmännlein oder Glücksmännlein geheißen, von dem die deutschen Sagen der Gebrüder Grimm erzählen. Er wird gemeiniglich in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer diesen kauft, bei dem bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wo er will, immer kehrt er von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden geliebt, bei Feinden gefürchtet, im Kriege fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängnis. Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle. Darum sucht ihn der Besitzer wieder loszuwerden, was aber nur schwer und häufig gar nicht gelingt. Als Orte, wo man die verhängnisvolle Phiole erhalten kann, werden Rabensteine, Kreuzwege oder öde, durch darin begangene Verbrechen dem Bösen verfallene Häuser genannt. Der Träger wird Wissenden kenntlich, Unwissenden unheimlich durch das fein schrillende Geräusch, welches die Bewegungen des Teufelchens begleitet. Tagüber ist dasselbe schwarz, bei Nacht glänzt es in phosphorischem Licht. Betritt der Besitzer eine Kirche oder gibt er sich auch nur einem frommen Gedanken hin, so bekommt einer der zahllosen Füße des Dämons die Fähigkeit, das Glas zu durchdringen und dem Träger

einen Stich zu versetzen, welcher die Lebenskraft jedesmal bedeutend schwächt.

Reichsgräfin Magdalena Sibylla von Rochlitz (geb. 1668, gest. 1694), die Geliebte des Kurfürsten Johann Georg IV. von Sachsen, kaufte für ihre Liebeszaubereien u. a. in Frankfurt am Main „für schweres Geld von einem Juden einen sogenannten Spiritum familiarem in einem hermetisch verschlossenen Glase".

Dem bekannten kartesianischen Taucher oder kartesischen Teufelchen, dieser physikalischen Spielerei, die allerdings im düsteren Mittelalter den Besitzer in Gefahr brachte, des Bündnisses mit dem Teufel geziehen zu werden*), scheint der „Spiritus familiaris" nahe verwandt gewesen zu sein. Man kann ihn noch auf Jahrmärkten bei der Ausgabe von „Planeten" (gedruckten Zetteln mit Schicksalsbestimmung) oder Lottonummern in Aktion sehen, ein Beweis, daß der Glaube an ihn noch nicht völlig erloschen ist.

Das Kind, das „unter der Glückshaut geboren", das mit der Embryonenhaut (Glückshaube, Glücksschleier) zur Welt gekommen ist, bleibt zeitlebens glücklich. Der Glücksschleier wird getrocknet und in einem seidenen Säckchen verwahrt und bei der Taufe dem Kinde beigelegt (mitgetauft). Ist derselbe mit noch zwei Kindern gleichen Geschlechtes mitgetauft (also dreimal getauft worden), so ist er zeitlebens für das Glückskind, von dessen Eltern er sorgfältig aufbewahrt wird, ein glückbringender Talisman (Wlislocki, Siebenbürger Sachsen, Berlin 1893, S. 141).

Der Totengräber von Elbekosteletz sagte, die „Fexte" verfaulen deshalb nicht, weil sie in einer eigenen Hauteinhüllung auf die Welt gekommen seien. Solchen Leuten schadete keine Kugel. Letzteres glauben

---

*) Im siebzehnten Jahrhundert noch wurde dem Alessandro Tassoni ein Prozeß gemacht, weil man in seinem Hause so ein Teufelchen in der Glasflasche gefunden hatte. Graf, a. a. O., S. 262.

auch die Mohammedaner in Bosnien*). Im Angeltale heißt diese Hauthülle das Ewlbäuwl (Nebelhäubchen) und bringt dem Kinde Glück.

Mancher Mensch hat angeblich bei seiner Geburt gewisse Beutelchen unter den Armen, die, wenn man sie ihm läßt, sich verbreiten und den Körper mit einer undurchdringlichen Haut überziehen, so daß ihn keine Waffe schadet usw.**).

* * *

Als der große Soliman nach der Schlacht von Mohacs Deutschland bedrohte, sammelten sich christliche Streiter aus allen Landen, um dem Mächtigen zu widerstehen. Unter diesen befand sich auch ein Spanier Alonzo de Zuniga. Dieser schloß enge Freundschaft mit einem magyarischen Edlen, Andor Revistey. Als nun der Feldzug beendet war, und die spanischen Hilfsvölker durch Kaiser Karl V. abberufen wurden, sprach Zuniga zu Revistey: „Wir sehen uns wohl nimmer in diesem Leben, und wenn wir beide sterben, gedenkt niemand weiter unserer Freundschaft, und sie ist doch so fest und wahr, wie irgend etwas auf der Welt. So gib du mir ein Andenken, das sich forterbe von Kind zu Kind, nützlich jedem, ich gebe dir auch eines. Mögen sich unsere Geschlechter dann auch nie begegnen, so bleibt das Andenken unserer Freundschaft dennoch aufrecht, und die spätesten Enkel blicken bei entscheidenden Gelegenheiten dankbar auf uns zurück.“ Revistey zog hierauf einen Ring, den er immer auf der Brust getragen, unter seinem Kleide hervor und sprach: dieser Ring ist „der Ring der Treue“ genannt, wer ihn trägt, ist gewiß, daß sein Lieb sich nie von ihm wendet, ihn lieben muß, sein ganzes Leben über. Nimm ihn hin, und von Kind zu Kind ruhe er auf eines Zuniga Brust. Zuniga aber holte einen maurischen Säbel herbei, und reichte

*) Zeitschrift für österr. Volkskunde, 1905, S. 192.
**) Grohmann, Aberglaube aus Böhmen, Prag 1864.

ihn seinem Freunde mit den Worten: „Es liegt ein Spruch darauf. Wer diesen Säbel schwingt, um sein Liebstes in der Welt zu schützen oder zu rächen, ist gewiß, daß sein Gegner fällt. Von Kind zu Kind gehe der Eid, daß jeder Revistey sich dieses Schwertes bedienen will, wenn es das Heiligtum seines Herzens gilt." Andor sprach: „so wahr mir Gott helfe, so soll es geschehen, und Zuniga soll die Klinge heißen für ewige Zeiten." Beide schlossen sich noch einmal in die Arme und ritten dann auseinander, der eine nach Osten, der andere nach Westen. Die Revistey haben Wort gehalten, und mancher Feind ist von der Klinge Zuniga in den Staub gesunken, bis der letzte dieses Stammes von der Hand eines Renegaten durch Meuchelmord fiel, denn er soll die Schwester eines türkischen Befehlshabers geraubt haben. Von diesem zum Zweikampfe dessentwegen geladen, erschien, in des Gemordeten Kleider gehüllt, die Geraubte und fiel, da die verhängnisvolle Klinge sprang, von der Hand ihres Bruders, der ihren Raub zu rächen gekommen war. Die Burg verfiel und die Bewohner zogen in das Tal. Ein Dorf bildete sich im Laufe der Zeiten am Fuß der hohen Revistey, und vielleicht weiß noch mancher Bauer daselbst die hier erzählte Sage.

Wo der tapfere Herr und die schöne Herrin begraben sind, weiß niemand. Die verhängnisvolle Klinge aber soll in das Innere der Türkei gebracht worden sein. Es geht die Sage, daß sie im Kriege der Türken und Venetianer noch einmal geleuchtet habe*).

Der vielseitige Hofrat Louis Schneider (1805 bis 1878), Schauspieler, Regisseur, Schriftsteller, Vorleser und Vertrauter des Königs, späteren Kaisers Wilhelm I., erwähnt in seinem Memoirenwerk „Aus dem Leben Kaiser Wilhelm I., 1849 bis 1873", auch einen geheimnisvollen Glücksring, der sich im Hohenzollernhause von Generation zu Generation vererbt. Von ihm geht die Sage, daß, solange der Talisman beim Hause Brandenburg

*) Gebhart, Österreichisches Sagenbuch, Pest 1863, S. 344.

erhalten werde, dieses nicht allein Wohlergehen haben, sondern auch wachsen und zunehmen würde. Das Kleinod soll ein schwarzer Stein in Goldfassung sein und wurde, soweit sich seine Geschichte verfolgen läßt, vom Kurfürsten Johann Cicero unter geheimnisvollen Umständen erworben, denen es seine Hochschätzung als Schicksalsring verdankt. Des Kurfürsten Gemahlin soll ihn nach der Überlieferung von einer Kröte erhalten haben, als sie ihrem ersten Sohn das Leben schenkte. „Dieser Ring soll," so lautet die Bestimmung, „dem in des Stammes Erstgeborenen immerfort zum Gedächtnis und vermeinten, hierunter verborgenen Glück und Wohlergehen gegeben und zugeeignet werden." Der Ring wird in einem versiegelten Paket im Krontresor aufbewahrt. Die verschiedenen Hohenzollernfürsten haben das Paket nach ihrer Thronbesteigung geöffnet und den Ring in Augenschein genommen. König Friedrich I. hat dem Ring ein Papier mit den Worten beigefügt: „Diesen Ring hat mir mein seliger Vater auf dero Sterbebette eingehändigt mit der Erinnerung, daß, solange dieser Ring bei dem Hause Brandenburg erhalten werde, solches nicht allein Wohlergehen haben, sondern auch wachsen und zunehmen würde." Friedrich der Große hatte das Paket ebenfalls öffnen lassen, jedoch dabei bemerkt: „Ich glaube gar nicht an solche Dinge, der Ring soll aber aufbewahrt werden."

Schneider trug alles erreichbare Urkundliche und was man darüber am Hofe raunte, zusammen und unterbreitete schließlich am 12. November 1865 das ganze Material dem König selbst. Der gab folgende, höchst bemerkenswerte Antwort, die Schneider gleich beim Nachhausekommen niederschrieb: „Alles, was Sie da von Eröffnung des versiegelten Pakets (Schneider erzählte vorher ein Zusammentreffen mit dem ersten Tresorier Gelling, der dem König ein Päckchen mit dem Ring und darauf bezüglichen Urkunden vorlegen sollte) durch mich gesagt, hat seine vollkommene Richtigkeit. Es ist im königlichen Hause üblich, daß der Ring und die Pa-

piere jedem neuen König vorgelegt werden. Soviel ich mich erinnere, ist es ein altmodisch geformter Ring mit einem einfachen, dunkelfarbigen Stein. Nachdem ich den Ring meiner Frau und dem Kronprinzen gezeigt, habe ich ebenfalls die weitere sorgfältige Aufbewahrung befohlen.“ Da Schneiders Gesprächsaufzeichnungen von einem sehr guten Gedächtnis unterstützt waren und unmittelbar nach dem persönlichen Erlebnis stattfanden, darf man mit dem Berliner Altertumsforscher Geheimrat Ernst Friedel, der die interessante Sache gelegentlich in der „Brandenburgia“ besprochen hat, resümieren: „Daß dieser Talismanring uralter Familienbesitz sei und aus dem Mittelalter stamme, kann ebenso wenig bezweifelt werden, wie daß er noch jetzt sich im Krontresor, welches dem königlichen Hausministerium unterstellt ist, befindet.“

Bei zahlreichen Familien des deutschen Uradels besteht das sorgsam gehütete Amulett des Blühens und Gedeihens aus einem Ringe. Wir geben nach Schwebel*) zuerst die Sage der Herren von Alvensleben. Es kam einst in uralten Tagen zu nächtlicher Stunde eine Magd vor Haus Calbe, das Schloß der Alvensleben auf dem Werder an der Milbe in der Altmark; die mahnte die Edelfrau, aufzustehen und ihr hinaus bis vor die Stadt zu folgen, wo eine Frau in schweren Kindesnöten hilflos daliege. Die Schloßherrin folgte denn auch der Magd. So kamen die beiden ins freie Feld; da war ein schöner Gang, der mitten in einen Berg führte. In demselben fanden sie ein kleines Weiblein, welches auf dem Bette lag in schweren Geburtswehen. Die Edelfrau leistete ihr erfahren die nötige Hilfe, und glücklich wurde ein Knäblein geboren. Ohne etwas von den angebotenen Speisen und Getränken berührt zu haben, ging die Edelfrau mit der Magd nun wieder nach dem Schlosse zurück. Vor dem Burgtore zu Calbe aber stand die Magd still und

*) Oskar Schwebel, Tod und ewiges Leben in deutschem Volksglauben, Minden 1887, Kap. III.

sprach, indem sie einen goldenen Ring vom Finger abzog und ihn der Edelfrau verehrte:

„Nehmet dieses teure Pfand wohl in acht und lasset dasselbe nicht von euch, noch von eurem Geschlechte kommen; denn die von Alvensleben werden blühen, solange sie diesen Ring besitzen; — kommt ihnen derselbe aber dermaleinst von Händen, so muß der ganze Stamm erlöschen."

Der Ring der Alvensleben ist noch heute vorhanden: Es ist ein einfacher, nicht sehr starker, goldener Ring in Form eines Trauringes, aber ohne eingesetzten Diamanten, welcher sich früher in dem Ringkasten befunden haben soll.

Auch die Herren von Veltheim besitzen einen Ring als Familienkleinod. Wir sind ausführlicher über denselben unterrichtet. Von 1119 bis 1125 ist ein Rüdiger von Veltheim Erzbischof von Magdeburg gewesen. Er gilt für den ersten Besitzer des noch heute in der Veltheimschen Familie als Talisman aufbewahrten Ringes, von dessen Erhaltung wiederum das Gedeihen derselben abhängt. Es ist dies ein für einen sehr starken Finger gemachter Ring aus gutem Dukatengolde; er besteht aus zwei Oberteilen von Drachen, welche einen Kasten für den Edelstein tragen. In dem letzteren befindet sich ein Diamant, ein achteckiger Spitzstein, dessen Seiten geschliffen sind. Er wiegt $2^{15}/_{32}$ Karat. An beiden Seiten des Kastens aber stehen schwärzliche, sechsblättrige Rosen, welche aus Stahl gefertigt zu sein scheinen, und in deren Mitte kleine Rubine gefaßt sind. Die beiden Nebenseiten sind mit Edelsteinen besetzt; auch die Augen der Drachen werden durch Edelsteine angedeutet. Der Reifen des Ringes ist nicht abgerundet, sondern kantig; es befindet sich auf ihm und auf der Innenfläche des Ringes eine Inschrift aus fremdartigen Lettern, welche nur zum Teile den griechischen und lateinischen Buchstaben entsprechen. Anscheinend ergibt diese Inschrift den ganz barbarischen Wortlaut:

„Gug Gug Baltebani Alpha et Omega Ezer ave Eger Ave Eagam."

Eine irgendwie genügende Deutung ist noch nicht gefunden. Die Überlieferung erzählt, der Ring sei zu Ehren der thebaischen Legion verfertigt worden; nach einer andern Sage aber soll in alten Zeiten ein unbekannter Reisender zu einer Witwe von Veltheim gekommen sein, welche auf dem Schlosse zu Harbke wohnte. Er war schwer erkrankt und wurde von ihr aufs liebreichste verpflegt. Da habe er denn bei seinem Abzuge seiner gütigen Pflegerin zur Bezeugung seiner Dankbarkeit diesen Ring mit der Versicherung hinterlassen, daß, solange derselbe bei der Veltheimschen Familie verbleiben und mit Sorgfalt werde aufbewahrt werden, auch das ganze Geschlecht sich in Flor und Wohlstand befinden werde. Dieser Talisman hat eine förmliche Geschichte: Noch heute befindet sich in Harbke das Bild eines Burchard von Veltheim, geboren 1579, gestorben 1625, auf welchem derselbe den Ring am Mittelfinger der rechten Hand trägt. Nach der Tradition haben sich die beiden Söhne desselben, Josias und Gottschalk, bei der Teilung der väterlichen Güter betreffs des Ringes dahin verglichen, daß Josias den Stein in neuer Fassung, Gottschalk dagegen das alte Kleinod ohne Stein erhalten sollte. Nun aber wurde die Gottschalksche Linie von fortdauerndem Unglücke betroffen, bis sie 1681 erlosch. Auch in der Josiasschen Linie folgte Unfall auf Unfall. Da beschlossen zwei Frauen des Geschlechtes, Armgard Amalie von Veltheim, geboren von Bartensleben, und Helena von Pfuel, geborene von Veltheim, Ring und Stein wieder zu vereinigen, um die Macht des Unglücks zu brechen. Ring und Stein sollten nicht wieder getrennt werden. Das Kleinod sollte beständig auf dem Gute Harbke aufbewahrt werden; auf dem dortigen Schlosse befindet sich dasselbe unseres Wissens auch noch heute.

Fremde Edelinge, erzählt Lezner im „Plessischen Stammbuche“, kamen einst aus fernen Landen nach der Plesse bei Göttingen. Dort wollten sie sich niederlassen. Allein sie bekamen eine Fehde mit denen von Beverstein. Es waren ihrer aber drei Brüder, Siegfried, Sieg-

hart und Gottfried vom Schwanenringe; sie führten Schwanenflügel und Ringe in ihren Schilden. Bodo von Beverstein erschoß den Sieghart von Plesse mit einem Pfeile und floh vor der Rache der Brüder in ferne Lande. Die andern Beversteine aber legten eine neue Burg an gegen die Schwanringe; die hießen sie den Hardenberg. Von der aus wollten sie die Brüder schädigen und fangen. Die Schwanringe aber hatten einen Bastardbruder bei sich, geheißen Heiso Schwanenflügel; der war der Wege und Stege in Feld und Holz gar wohl erfahren. Darum führte er die Brüder zu einer noch besser gelegenen Burgstelle, auf welcher sie das Schloß, die Plesse genannt, erbauten. Des Hauses Kleinod aber blieben die drei Schwanenringe. Unzweifelhaft liegt hier eine Walkürensage in deutscher Fassung vor. Die Brüder heißen „Schwanenringe" und „Schwanenflügel"; sie besitzen dergleichen Dinge auch als Amulett. Von wem aber sind ihnen dieselben verliehen? Nur von ihren Lebensschützerinnen, von den ernsten und doch so wunderholden schwanenflügligen Walküren, welche, wie allbekannt ist, ihre Gestalt durch Hilfe der Schwanringe verändern und durch sie sich bald in herrliche Frauen, bald in schneeweiße Schwäne verwandeln können.

Auch in dem bekannten Geschlechte Derer von Quizow auf der Eldenburg in der Priegnitz besaß man einen Ring als Talisman. Nach Handtmanns märkischen Sagen wurden Wunderdinge von demselben erzählt.

In einer rührseligen Geschichte aus dem großen Kriege 1914 sagt ein junger Offizier zu seinem treuen Unteroffizier: „Herr Unteroffizier, Sie müssen ein guter Mensch sein im Leben. So edel wie Sie sind wohl wenige Ihrer Landsleute, ich habe Sie während des ganzen Transportes beobachtet. Ich möchte Ihnen etwas schenken, daß Sie unverwundet aus dem Kriege heimkehren können." Ich traute meinen Ohren kaum und schaute ihn zweifelnd an. Da zog er einen Brillantring vom Finger und bot ihn mir dar. „Es ist ein geweihter Ring, der den Träger unverwundbar macht. Ich bin in diesem

Kriege schon fünfmal in Situationen gewesen, wo ich nach menschlichem Ermessen verloren war, und immer bin ich heil davongekommen. Auch heute, trotzdem mich auf 20 Meter die Maschinengewehre befeuerten. Nehmen Sie, denn mein Leben ist jetzt nicht mehr gefährdet."

Das Tiroler Glücksringelein, seit uralten Zeiten von alt und jung getragen, wurde ursprünglich schon dem neugeborenen Kinde in die Wiege gelegt und später als ein Heiligtum getragen und gehütet. Bei allen Gelegenheiten, als Taufen, Firmungen, Konfirmierungen, Verlobungen, als Fest- und Geburtstagsgeschenk, als Andenken an Freunde und Bekannte spielt es auch heute noch eine große Rolle. Es ist nicht der Aberglaube, daß dasselbe dem Träger Glück bringen müsse, sondern seine Beliebtheit verdankt es neben der Sage seiner symbolischen Bedeutung, indem der Geber schon durch die Gabe den Wunsch ausdrückt, daß der Empfänger glücklich sei.

Seit die Glücksringelein durch die I. Tiroler Landes-Ausstellung 1893 in weiteren Kreisen bekannt geworden, wandern jährlich tausende davon als „Mitbring" ins Ausland; wer vermöchte aber auch ein sinnigeres Geschenk seinen Lieben mitzubringen?

Besser als Gold und Edelgestein,
Bringt Glück dies kleine Ringelein.
Ringlein fein, Ringlein fein,
Wann stellt bei mir das Glück sich ein?
Ich schau hinauf zum Himmelszelt,
Ob's als ein Stern herunterfällt.
Ich spähe in den Erdenspalt,
Ob es daraus empor einst wallt,
Und luge in den Fluß, ins Meer,
Kommt mir mein Glück, mein Glück daher?
Ich lausche, wenn der Wind sich regt,
Ob es sein Wehen zu mir trägt,
Frag' suchend manchen Menschenblick:
Webt dort sich jetzt mein gut Geschick?
Nun schmiege um den Finger dich,
Dein Zauber, Glücksring, zeige sich.
Dem Menschen, dem ein Glücksring eigen,
Sich alle guten Geister neigen,

Das ist ein Spruch aus alter Zeit,
Des Sinn noch heute ist geweiht,
Und die den Ring in Ehren tragen,
Sie können nur von Segen sagen.
Ein Glücksring ist ein wahrer Schatz,
Doch merke dir dabei den Satz:
Nicht stell' in einen Ring allein,
Die Hoffnung für die Zukunft ein;
Nur wenn sich deines Wesens Art,
Der guten Kraft des Ringes paart,
Wird das Bemühen reich belohnt
Vom Zauber, der im Glücksring wohnt.

Im Kriege von 1914/15 wurden von österreichischer Seite „Glücksringe" sozusagen offiziell ausgegeben. Das Kriegshilfsbureau des Ministeriums des Innern teilte mit, daß es auf Anregung des Bürgermeisters von Wien die Genossenschaft der Juweliere, Gold- und Silberschmiede in Wien mit der Lieferung von aus eisernen Hufnägeln gefertigten Ringen, versehen mit der handgravierten Inschrift: „Kriegsglück 1914" betraut hat. Diese Ringe wurden mit einer kleinen Schachtel mit dem Aufdrucke „Durch Kampf zum Sieg, Andenken an den Weltkrieg 1914", zum Preise von 2 Kronen per Stück geliefert und auch der Vorsteher der Genossenschaft entwickelte die Idee eines Glücksringes, welcher, billigst hergestellt, den Soldaten, welche in die Front einrücken, oder eingerückt sind, mitgegeben werden sollten. Die Idee bestand darin, daß ein Hufnagel zu einem Ringe gekrümmt, gelötet und vernickelt wird, auf dessen Außenseite die Worte „Kriegsglück 1914" eingraviert sind. Dieser Ring wurde samt einer kleinen, runden Schachtel, in der sich noch eine Beschreibung des Glücksringes befindet, um 1 Krone verkauft und der Reinertrag dem Kriegsfürsorgeamte zugewiesen.

* * *

Der aus dem Golde der Unterirdischen gefertigte Häring wurde der Sage nach dem Grafen Josias von Rantzau zuteil, einem schlachtenfrohen und kampfes-

freudigen Manne, welcher in seinem Eifer für den Krieg das Kleinod in einen Degengriff umformen ließ. Josias von Rantzau ging später in französische Dienste; er machte unzählige Schlachten mit und erhielt endlich den Marschallstab. Der Sage nach war er aber auch ein schlimmer Raufbold, und selbst, nachdem er schon ein hohes Alter und die ersten militärischen Würden erreicht hatte, mischte er sich wohl noch manchmal in einer abenteuerlichen Verkleidung unter die Landsknechte und fing Händel mit ihnen an. Das Schwert mit dem Griffe aus dem Golde der Unterirdischen aber schützte ihn; er wurde in keiner Schlacht, in keinem Duelle von einem Hiebe getroffen oder von einer Kugel verwundet. Darob sah man ihn mißtrauisch an; man ahnte wohl, daß dies nicht mit richtigen Dingen zugehen könne. Nun zechte er einst mit deutschen Edelleuten zu Straßburg nach voller Herzenslust. Die Köpfe waren vom Weine heiß geworden; da rief Kaspar Bockwold, ein Edelmann aus Holstein, in übelangebrachtem Spotte gegen Herrn Josias aus: „Nicht Rantzau siegt, sondern der Häring in seinem Degengefäße!“ — Mit finsterm Blicke warf Herr Josias da den guten Degen in den Rhein und forderte Kaspar von Bockwald zum Kampfe. Er erstach ihn im Duelle. Auch nach dieser Zeit verließ ihn selten der Sieg; aber er mußte ihn nun teuer erkaufen: von allen Gliedern, die ein Mensch doppelt hat, blieb ihm nur je eins; an seinem Körper aber trug er sechzig Wunden.

Das Sinnbild des Herdfeuers war nach Schwebel für die Niedersachsen einst der Kesselhaken. Wir verstehen, warum derselbe in einzelnen Teilen Norddeutschlands, wir denken an Westfalen, Oldenburg, Mecklenburg und selbst an die pommerschen Seestädte, welche eine niedersächsische Bewohnerschaft erhalten hatten, wie ein Heiligtum gehütet wird. Eine ganze Gruppe sächsischer Adelsgeschlechter hat sich den Kesselhaken zum Talisman und Wappenzeichen erwählt. Sie haben das schöne Symbol des schützenden, segnenden Herdfeuers in weite Ferne getragen: auch die er-

loschenen märkischen Herren von Ziethen, denen der Husarengeneral ruhmreichen Angedenkens angehörte, führten diesen Talisman im Wappen. Das Feuer ließ sich ja nicht abbilden. Man wählte darum die Kesselhaken. Die „Schnalle“ der schlesischen Herren von Zedlitz ist gleichfalls nichts weiter, als ein sächsischer Kesselhaken.

In das Gebiet der Lebenstalismane ist wohl auch die Sage vom Gral zu stellen. Wir setzen die Ableitung von gradalis, Schüssel, als bekannt voraus, ebenso die Sage, daß Joseph von Arimathia in dieser Schüssel das Blut Christi aufgefangen haben soll. Im Jahre 1101 erbeuteten die Genuesen übrigens eine zweite heilige Schüssel, il sacro catino, aus welcher Christus das Abendmahl genommen haben sollte; sie war von sechseckiger Gestalt und galt für einen prächtigen Smaragd, welcher sich später jedoch nur als ein Glasfluß auswies. Sicherlich nun ist die Sage vom Grale orientalischen Ursprungs. Allein die alten, deutschen Talismansagen verschmolzen sich mit ihr. So lebte denn, um mit Dr. Holland zu sprechen, die ganze, wehrliche Ritterschaft der Templeisen auf Monsalvaesche nur durch den Gral, welcher eine solche Kraft hatte, daß auch der Phönix sich auf ihm verbrannte und dann verjüngt wieder in die Lüfte stieg. „Wär' einem Menschen noch so weh', — er könnte doch an dem Tage nicht sterben, an welchem er den Gral gesehen. Sieht ihn einer aber zweihundert Jahre lang, so ergraut ihm nicht das Haar: er verbleibt in jugendlicher Schönheit.“ Also Wolfram von Eschenbach. Der Gral ist demnach Lebenstalisman par excellence. Alljährlich am Karfreitage schwingt sich eine Taube vom Himmel, welche eine kleine weiße Oblate auf den Stein legt; — davon empfängt er seine Kraft, alles zu spenden, was unter dem Himmel fliegt, läuft und schwebt. Der Gral beruft ferner alle die, welche er zu seinem Dienste haben will, durch eine Schrift, welche verschwindet, sobald sie gelesen ist. Wer aber zu ihm kommt, der ist vor sündlichem Schaden immerdar behütet; — scheidet er aus diesem Leben, so

wird ihm dort der „Wunsch", d. h. die ewige Seligkeit gegeben. — Der Gral ward später der Lebenstalisman des edelsten Rittertums. Darum baute König Ludwig der Bayer in der ungelichteten Bergwildnis, in welcher einst sein Ahn Eticho der Welf in der Felseneinsamkeit verschwunden war, das Heiligtum zu Ettal auf, eine Nachbildung des Graltempels. Berühmter noch ist die Kapelle auf dem Karlssteine in Böhmen, mit den Wänden voller glühendroter Edelsteine, welche Kaiser Karl IV. aufführte, und deren geheimnisvolle Pracht zum Teile noch heute erhalten ist. Die Gralsritterschaft lebte noch lange Zeit nach Wolfram als höchstes Mannesideal in den Herzen fort. Der märkische Schwanenorden, welchen der Markgraf Friedrich II. auf dem alten, sagenberühmten Harlungerberge bei Brandenburg stiftete, ist kaum etwas anderes als eine Gralsgemeinschaft zu Ehren der heiligen Jungfrau. Das altgermanische Bild des weiblichen Schutzgeistes, der Fylgja, begegnet uns auch hier in dem wundervollen, edel schönen Kleinod, welches an der Kette des Schwanenordens aus den silbernen „Bremsen" mit den leuchtend roten Herzen hing: in einer silbernen Binde, welche mit kleinen, goldenen Glöcklein besetzt ist, befindet sich auf dem Ordenszeichen unter dem Muttergottesbilde der „Schwan", der altheidnische Vogel der Walküren, welcher hier als das Sinnbild des fröhlichen Abscheidens von der Welt gedeutet wird.

* * *

Bei der Wallfahrtskirche Maria-Enzersdorf in Niederösterreich wurde noch in den letzten Jahren folgender, fraglos nach Art des Talismans zu verwendender gedruckter „Tobiassegen"*) verkauft:

*) Wer den rechten Tobiassegen besitzt, bezwingt nach nordböhmischem Volksglauben den Feind, kann nicht ums Leben kommen oder sterben, ist sicher vor allem Gift, vor Hexereien und Zaubereien, vor Hagel, Donner und Blitz, vor Feuer- und Wassernot, vor allen Dieben, Mördern und Straßenräubern, welche gegen

Auch die drei anderen Quadrate sind mit Randschriften versehen, in denen folgende tiefsinnige Worte vorkommen: Laffimaius, Saba in Duen, Seusesson, Sego, Duoseonam, Milas, Daches, S. Estes, Aminoto, Garfon, Jansisinnus, Curson, Sabaoth, Arassaclaison. Tmes, Ton omis in † Nollin genisa † Ristomosea.

Dem Segen des heilgen Franiziskus, der in Sta. Maria Degli Angeli ausgeteilt wird, rühmt man allgemeine Wunderwirkung gegen Blitz, Fieber, plötzlichen Tod, Nachstellungen der Feinde usw. nach.

Wie der leicht um die Schulter gehängte Dolman der Husaren, so sind die Pferdeschwänze und Schellen oder unzähligen kleinen Glöckchen, die die Schabracken schmücken, ihrem Ursprunge nach orientalisch. Tief begründet in den magischen Vorstellungen der östlichen Völker war die Heiligkeit und die Wirksamkeit ihrer kleinen Glocken gegen böse Geister, wie die der Glocken der chinesischen Pagoden. Auch von den Kirchenglocken glaubt man, daß sie böse Geister stören

---

den Willen Gottes weder einen Menschen angreifen noch ihm einen Schaden zufügen können; alles, was er beginnt, nimmt ein gutes Ende, sei es im Kaufen oder Verkaufen. (Bachmann, in Zeitschr. für österr. Volkskunde 1908, S. 114.)

und scheuchen und verjagen. Nach den alten abergläubischen Vorstellungen nahm man an, daß diese sich zusammenscharten, sei es im Schlachtengetöse, um unsichtbar die Krieger zu behindern, sei es, um die heilige Handlung im Gotteshause zu stören (Jennings, a. a. O., II. Bd., S. 97).

In Tirol rief einmal eine Hexe der anderen zu: „Schlag drein!" Diese antwortete: „Ich kann nicht: St. Magnus Hund bellt, und St. Kreiner Goaß schellt." Gemeint sind dem heiligen Magnus und der heiligen Katharine geweihte Glocken*). —

Hohe Stücke hielt auf ein Amulett auch die Kaiserin Eugenie. Kurz vor ihrer Verlobung mit Napoleon III. erhielt die damalige Gräfin von Teba von diesem eine Brosche, die ein großes, von Smaragden und Diamanten gebildetes Kleeblatt darstellte. Napoleon hatte die Brosche bei einem Feste in einer Lotterie gewonnen. Die Kaiserin legte diesem Schmuckstück gewisse mystische Eigenschaften bei und trug es, wie sie auch gekleidet sein mochte, tagtäglich, nachdem es ihr schon bei der Vermählung am 29. Januar 1853 ein glückverheißender Talisman gewesen war. Am Todestag Napoleons legte sie die Brosche ab. Jahrelang trug sie sie nicht. Erst als ihr Sohn Prinz Louis nach dem Zululande ging, um im englischen Heer Ruhm und Lorbeeren zu erwerben, schmückte sie sich wieder mit ihr. Wie früher trug sie sie jetzt tagtäglich — bis zu jenem für sie entsetzlichen 19. Juni 1879, da die Nachricht eintraf, daß Prinz Louis unter den Speeren der Zulus gefallen sei. Später schenkte sie das Kleeblatt der Herzogin von Mouchy mit den Worten: „Es ist meine liebste Reliquie. Ich habe es lange Zeit für einen Talisman des Glückes gehalten, aber in meinem Herzen ist jetzt kein Raum mehr für menschliches Hoffen."

Über den Talisman Karl des Großen, der im Besitze Napoleon I. und Napoleon III. eine große Rolle spielte,

*) Nagl-Zeidler, Deutsch-österr. Literaturgeschichte.

wurde in der „Deutschen Revue“ von 1909 aus den Lebenserinnerungen des vor kurzem gestorbenen Professor Ernst aus 'm Weerth ein Kapitel veröffentlicht, das die persönlichen Erinnerungen des Historikers an Kaiser Napoleon III. enthält. Interessant sind die Stellen, die das „Karolingische Medaillon“ betreffen, das den Namen „Talisman Karls des Großen“ führt. Der Talisman ist 1804 in den Besitz Napoleons I. gelangt. Der Historiker schildert seine Audienz bei Napoleon III. und schreibt:

„Als der Kaiser an mich die Frage richtete, ob mich persönlich kein besonderer Wunsch nach Paris begleite, konnte ich sofort den äußern, den Talisman Karls des Großen, den das Stiftskapitel von Aachen 1804 dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin Josefine huldigend überreicht hatte, in Augenschein nehmen zu dürfen.

Der Kaiser erwiderte: „Ich werde ihn Ihnen sofort zeigen. Bitte, folgen Sie mir!“

Er öffnete die nächstfolgende Tür, wir durchschritten ein Gemach, in dem sich die beiden berühmten Geheimsekretäre Pietri und Conti, an einem großen Schreibtisch sitzend, befanden. Ein weiteres Gemach durchschreitend, gelangten wir in das letzte, das Eckzimmer des Pavillon de Flore. Es war das große Schlafgemach des Kaisers, dessen beide nach dem Tuileriengarten gehenden Fenster offen standen und einen unheimlichen Zugwind an dem kalten Dezembertag verursachten. Mir stand es nicht zu, die Erlaubnis zum Fensterschließen zu erbitten, und es war verwunderlich, daß der Kaiser darauf verzichtete, einen seiner Kammerdiener herbeizurufen, denn er schritt nun selbst mit mir seinem Bette zu, über dem auf einer Holzkonsole der karolingische Talisman unter einer Glasglocke herabhing. Der Kaiser nahm die Glasglocke, die auf einer runden Holzscheibe befestigt war, herunter und hielt sie mir zur Besichtigung hin. Natürlich war dieses Beschauen ganz und gar nicht hinreichend zu einer kritischen Beurteilung des Schmuckstückes, weil das in der Glasglocke hängende Bijou nicht zur Ruhe kommen wollte. Um diesem Übelstand abzuhelfen, versuchte der Kaiser mit mir, die auf dem Untersatz festgekittete Glocke loszulösen, doch vergeblich. Auch bei diesem Vorgang blieb es verwunderlich, daß der Kaiser keinen Diener zur Hilfeleistung herbeirief. Er zeigte mir noch das kleine Elfenbeinkästchen, das gleichzeitig mit Reliquien vom Gewande der Mutter Gottes und den Windeln des Jesuskindes in Aachen der Kaiserin geschenkt worden war, worauf wir das kaiserliche Schlafgemach verließen.

Als ich aus dem kaiserlichen Kabinett wieder in den Audienzsaal trat, wurde ich vom Großkammerherrn, dem Herzog von Bassano,

befragt, ob mein Wunsch, den Talisman Karls des Großen betrachten zu können, erfüllt sei; ich mußte mein größtes Bedauern darüber ausdrücken, daß die Huld des Kaisers für die Erreichung dieses Zweckes zu groß gewesen sei, und schilderte ihm den Hergang. Es habe mir doch nicht zugestanden, einen Techniker zur Herabnahme der Glocke zu erbitten oder diese zu zerschlagen. Genug, ich sei sehr unglücklich, gesehen und nicht gesehen zu haben. Um den Talisman einer wissenschaftlichen Kritik zu unterziehen, hätte ich ihn in der Hand besichtigen und mit Lupe und Maß untersuchen müssen. Der Herzog schwieg, und ich verließ die Tuilerien.

Am nächsten Morgen empfing ich einen abermaligen Audienzbefehl. Bei meinem Eintritt in das Audienzzimmer der Tuilerien sprach ich mein Bedauern darüber aus, abermals zum Kaiser befohlen zu sein, da es mein sehnlichster Wunsch sei, den karolingischen Talisman allein und ungestört studieren zu können, was in der Gegenwart des Kaisers unmöglich sei mit Rücksicht auf die ihm schuldige Ehrfurcht. Der diensttuende Kammerherr führte mich darauf in einen Salon, in dessen Fensternische auf einer Samtdecke der Talisman Karls des Großen lag und daneben Feder, Tinte, Papier, Farbstifte, Lupe und Zirkel. Ich saß mit dem Gesicht dem Fenster zu und hatte kaum meine Arbeit begonnen, als plötzlich hinter mir der Kaiser stand, dessen Schritte die schweren Smyrnateppiche unhörbar gemacht hatten, und die Worte an mich richtete: „Sie haben mich nicht sehen wollen, so werden Sie doch erlauben, daß ich Sie einige Augenblicke sehe."

Ich beschränke mich hier auf den Ausspruch der Meinung, daß das Kleinod nach seiner Arbeit und Erscheinung älter als karolingisch ist. Ich neige zu der Ansicht, daß Karl es von seinem Vater Pipin als Erbstück bekam, welch letzterer dieses wahrscheinlich als ein durch seinen Reliquieninhalt kostbares Geschenk der ihm so verpflichteten Päpste Zacharias und Stephan erhielt. Die bei allen alten Völkern und besonders bei den Römern übliche Sitte, sich durch Amulette vor bösen Geistern und Dämonen zu schützen, ist in ausgedehntem Maße auf die byzantinischen, gotischen und fränkischen Völker übergegangen. Es kann deshalb nicht als eine ungewöhnliche Erscheinung betrachtet werden, daß Karl der Große als eine solche Schutzgewalt Splitter des Kreuzesholzes Christi in einer kostbaren goldenen Kapsel im Leben und im Grabe um den Hals trug. Dieser Annahme folgte auch Napoleon III., indem er sich in der Beischrift der übersendeten Photographie des venezianischen Historikers des dreizehnten Jahrhunderts Marino Sanuto: „In pero portavit ad collum" beruft.

Die Goldschmiedearbeit des Medaillons, hergestellt in sogenanntem Feingold, in dessen Mitte zwei kostbare große ungeschliffene Saphire die darunter befindlichen Splitter vom Kreuze Christi erkennen lassen, umgeben von kleineren buntfarbigen Steinen, kann

ebensowohl aus byzantinischen wie aus gotischen Werkstätten hervorgegangen sein.

Nach dem Tode des Kaisers und dem tragischen Ende seines einzigen Sohnes glaubte ich bei dem frommen Sinn der Kaiserin Eugenie dem Gedanken Raum geben zu können, daß die tiefgebeugte Frau geneigt sein dürfte, das dem ersten Kaiserpaar 1804 im Münster vom Aachener Kapitel überreichte Kleinod diesem zurückzugeben. Als deshalb im Jahre 1878 die Kaiserin Eugenie die Bäder von Ems besuchte, veranlaßte ich den damaligen Vertreter des Stiftspropstes, den Grafen Spee, mit mir und dem späteren Domherrn Altenkirchen von Trier sich nach Ems zu begeben und bei der Kaiserin in dem gedachten Sinn vorstellig zu werden. Wir wurden vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz Exzellenz v. Bardeleben und dem Badekommissär von Ems, Herrn v. Lepel, zur Einführung bei der Kaiserin empfohlen, doch deren Kammerherr Pietri erklärte uns mit Bedauern, daß die Kaiserin in ihrer damaligen Lage leider sich alle Empfänge versagen müsse. Er werde indessen nicht verfehlen, Ihrer Majestät sofort Vortrag über unser Ansinnen zu halten und uns den Bescheid in kürzester Frist mitzuteilen. Dieser erfolgte denn auch nach wenigen Stunden in dem unerfreulichen Inhalt: die Kaiserin dürfe die Rückgabe des Talismans an das Münster zu Aachen nicht als eine persönliche betrachten, sondern könne sie nur als eine „question de la dynastie" ansehen, die jede andere Verfügung als die Belassung in der Familie Napoleons ausschließe. Die Ansicht Napoleons III. war allerdings dieselbe, wie dies aus nachfolgendem Brief an mich von Frau Hortense Cornu vom 4. Februar 1868 hervorgeht:

„Napoleon I. legte dem Besitz dieses Kleinods eine gewisse Bedeutung bei, er gab es seiner Frau Josefine und nahm es ihr bei der Ehescheidung nicht wieder. Aus dem Nachlaß der Kaiserin fiel es der Königin Hortense zu, die eine abergläubische Idee daranknüpfte. Ich habe es denn auch immer so gekannt und genannt, wie es der Kaiser noch nennt: als den Talisman Karls des Großen oder richtiger, den Talisman des Kaiserreiches. Es gab eine Zeit, wo Napoleon III. im Gefängnis und sehr arm und von seiner ganzen Familie verlassen war, mit Ausnahme einer großherzigen Frau, seiner Cousine, der Prinzessin von Hohenzollern, die Sie kennen. Zu jener Zeit hatte der Gefangene Verpflichtungen gegen jene zu erfüllen, die sich seinetwegen kompromittiert hatten. Er hatte alles verkauft, nur der Talisman Karls des Großen war geblieben: das Pfand des Kaiserreiches! Er entschloß sich, es zu opfern, und das war das größte Opfer, das er seinen Verpflichtungen bringen konnte. Im Augenblick, als er sich davon trennen wollte, ermöglichte ihm ein unerwarteter Umstand, es zu behalten, und mit welcher Freude!"

Das „geteilte Krähenauge" und der Opal im Ring

der Castiglione sollen den unglücklichen Ausgang des spanischen Krieges mit den Vereinigten Staaten bewirkt haben.

Während des russisch-japanischen Krieges erzählte im September des Jahres 1904 der Radautzer Kaufmann Bernhard Tutnauer, ein sehr frommer Jude, es sei ihm im Traume der Geist des verstorbenen Beherrschers aller Reußen, Kaiser Alexander, erschienen und habe ihn flehentlich gebeten, fünf vom Wunderrabbiner geweihte Münzen, die er (Tutnauer) seit ungefähr dreißig Jahren in seinem Besitze habe, seinem Sohne, dem Kaiser Nikolaus, zu übergeben, damit er siege. Tutnauer überlegte sich's nicht lange, ließ von einem Advokaten ein Schreiben an die kaiserlich russische Kabinettskanzlei verfassen, ins Französische übersetzen und schickte es rekommandiert ab. Er teilte seinen Traum mit und erklärte sich bereit, die Münzen dem kaiserlich russischen Konsul in Czernowitz zur Weiterbeförderung an Kaiser Nikolaus zu übergeben. Man lachte allgemein hierüber und hielt sein Beginnen für töricht. Nicht wenig erstaunt waren aber die lieben Radautzer und mit ihnen natürlich auch Tutnauer, als wenige Tage später eine Vorladung ins Bürgermeisteramt und am darauffolgenden Tage eine zur Bezirkshauptmannschaft eintraf. Es war nämlich im Wege der betreffenden Ministerien an die genannten Ämter die Anfrage über den Briefschreiber herabgelangt und dieser einem genauen Verhöre unterzogen worden. Er mußte über seinen Traum genau berichten und die fünf geweihten Münzen vorzeigen. Die Ämter behandelten die Angelegenheit sehr dringend und leiteten noch am selben Tage die Auskunft an die vorgesetzten Behörden zurück.

* * *

Ging man an den großstädtischen Auslagen während des Krieges 1914/15 vorbei, so sah man überall wunderwirkende Amulette ausgeboten. Uralt und in allen Ländern heimisch sind die „Svastikakreuze"; sie veranschau-

lichen zwei kreuzweis übereinandergelegte Reibehölzer, führen also auf die dem Menschen der Frühzeit heilige Macht des Feuers zurück. Die hübschen Svastikakreuze sind aus farbigen Steinen geschnitten, in Silber oder Email gearbeitet, Anhänger, besonders aber Broschen, so daß sie wohl auch von den Kriegern Frauen zum Andenken gegeben werden. Auf den Glauben des Nillandes gehen die kleinen Skarabäen, Abbildungen des den Ägyptern heiligen pillendrehenden Käfers, zurück. (Vgl. S. 41.) Weniger zierlich als diese der Fremde entnommenen Amulette wirkt ein aus der deutschen Vergangenheit geholtes, der Hammer Thors. Der Sohn Odins gebraucht ihn, den Donner zu erzeugen, aber auch die Unholde zu bekämpfen und die Kultur zu schützen; er scheint also recht eigentlich gegen unsere Feinde gemünzt. Die Runenzeichen für „Minne", das ja zunächst „Gedenken", „Erinnerung" bedeutet, sind ihm eingeprägt. Daß alles, was das Volk gemeinhin als glückbringend ansieht, unter den Schutzbildern gut vertreten ist, nimmt nicht wunder. Kleine, namentlich weiße Elefanten, Schweinchen, Skarabäen, Marienkäferchen gibt das Tierreich her, Pilze und Vierklee die sprießende Welt. Die Kriegsamulette in den Wiener Auslagefenstern waren gewöhnlich münzenförmige Anhänger, in verschiedenen Metallen gefertigt. Sie waren mit einfachen, in schlichtem Volkston gehaltenen Inschriften versehen*). So trug ein für Artilleristen bestimmtes Amulett mit dem Bildnis der heiligen Barbara folgende Inschrift:

„Heilige Barbara, hilf in der Not,
Schenk' uns den Sieg — den Feinden den Tod."

Auf einem anderen Anhänger, der Maria, „die immerwährende Hilfe" zeigt, war zu lesen:

„Trägst du dies heil'ge Zeichen,
Muß jeder Feind dir weichen."

Ein mit den österreichischen und deutschen Farben gezierter Glückbringer drückte das Vertrauen in die

*) Neues Wiener Journal, 29. Nov. 1914.

Unbesiegbarkeit der deutsch-österreichischen Waffenbrüderschaft aus:

„Unlöslich ist dies Band,
Hält allen Feinden stand."

Auf einem zierlichen Hufeisen stand ein kurzer Spruch:

„Es bring' dir Glück,
Komm' heil zurück!"

Weniger zum Schutz des Trägers als den Feinden zu Trutz war folgender Reim gedacht, der zwischen den Adlerwappen der verbündeten Reiche prangt:

„Pulver, Blei und Eisen
Wird meine Kraft beweisen."

Eine Braut, die auf ihren heldenmütigen Liebsten stolz ist, mochte vielleicht ein Amulett mit der Inschrift wählen:

„Erwirb dir Ehr' und Ruhmesglanz,
Und deinen Schatz vergiß nicht ganz."

Den Wunsch nach baldigem, glücklichem Wiedersehen, nach siegreicher Beendigung des Feldzuges enthielt dieser Reim:

„Und mußt du auch zum Städtle 'naus,
Als Sieger komme bald nach Haus."

Eine originelle Begründung, warum wir siegen müssen, wurde auf diese Weise versucht:

„Glück und Segen fleh' ich herab,
Weil ich dich so gerne hab'."

Das neueste Amulett nahm bereits von dem Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg Notiz und war mit den Farben der drei verbündeten Kaiserreiche geschmückt. Die Inschrift lautet:

„Treu vereint,
Mit dem Freund
Hand in Hand
Fürs Vaterland."

In manchen Geschäften konnte man während der

Kriegszeit Damen leise und verstohlen fragen hören, ob „Bibi“ zu haben sei. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein Kriegsamulett, das mit genauer Beschreibung verkauft wurde. Es besteht in einer kleinen laufenden Figur mit fratzenhaften Zügen, die „Bibi“ genannt wird und nach der Meinung der abergläubischen Käuferinnen im Kriege Glück bringen soll. Zumeist wehrten die in den Krieg gezogenen Militärs lachend die ihnen aufgedrängten „Bibis“ ab. Die beigegebene Beschreibung verrät das Geheimnis. Ein Modelleur, übrigens ein bedeutender Künstler, soll demzufolge, mit der Anfertigung der Figur beschäftigt, in seinem Eifer einen geplanten Theaterbesuch versäumt haben. Er kam zu spät ins Theater und dies rettete ihm sein Leben. Denn das Theater war inzwischen — abgebrannt. So ist „Bibi“ seitdem zum „Kriegsglückbringer“ geworden.

Neben allerlei kabbalistischen Zeichen scheint die aus einem Rundstück geschnittene Zahl „13“ gegen den Aberglauben scherzhaft Widerspruch zu erheben. Man erinnert sich, daß ängstliche Gemüter die Ankunft des Jahres 1913 mit einer gewissen Besorgnis erwarteten, weil es die gefürchtete dreizehn enthielt. In Wirklichkeit hat aber erst das Jahr 1914 den gewaltigen Krieg gebracht.

In unserer Gesellschaft wirken mit neuem Reiz jene Münzamulette, die rein aus dem Geschmack unserer Tage fließen. Der heilige Christophorus, der den Christusknaben auf der Schulter durch die Flut trägt, schmückt eine Münze, die als Amulett für Autofahrer gedacht ist. Einem länglichrunden Kriegstalisman ist auf der einen Seite der Erzengel Michael, der Hüter des Reiches, auf der anderen ein „Gott schütze dich“ aufgeprägt. Den Spendern dieser widerstandsfähigen Amulette mag wohl, in der Erinnerung an manche Berichte von Kugeln, die von Geldstücken, Uhren, Zigarettendosen, Legitimationskapseln, Metallkämmen, Schnallen, Knöpfen, selbst Gebetbüchern abprallten, etwas wie eine körperliche Schutzwirkung vorschweben.

Im Krimkriege trugen sämtliche französischen Soldaten bis hinauf zu ihrem General Canrobert Schutzamulette bei sich. Im Kriege von 1870/71 wurden bei zwei gefallenen Generälen Splitter vom Kreuze Christi gefunden und Prinz Napoleon, bekannt durch den Beinamen „Plon-Plon", trug ebenfalls ein regelrechtes Amulett.

Im Kriege von 1914/1915 führten Tausende englischer Soldaten und Offiziere ihren Talisman mit sich, der sie — von der Kaninchenpfote bis zum Bilde der Geliebten — sicher durch alle Kriegsgefahren leiten sollte. Seitdem im Burenkrieg ein Soldat vom Lancaster-Regiment durch die blecherne Schokoladenschachtel der Königin Viktoria gerettet wurde, gilt die kleine Blechbüchse, in der der englische Soldat seine Schokolade erhält, als besonders wirksames Amulett. Ein Gemeiner trägt einen Ring, der aus einer Kugel gefertigt ist, die seinem Vater im afghanischen Krieg bald das Leben gekostet hätte. Ein Ulan aus Süd-Wales führt am Halse eine Medaille, die sein Großvater im Krimkrieg gewann. Ein Northumberland-Füsilier trägt im Tornister ein altes Hufeisen mit sich, das er einige Tage vor dem Abmarsch auf der Straße gefunden hat. Der Chirurg Traves erzählt aus dem letzten südafrikanischen Krieg von einem Soldaten, der sich durchaus nicht von seinem Talisman trennen wollte. Er lag schwer verwundet in einem Graben und hielt acht Stunden lang krampfhaft einen Ring in der Hand. „Als ich getroffen wurde, beschloß ich, den Ring niemals in die Hand des Feindes fallen zu lassen, deshalb behielt ich ihn in der Hand, um ihn zu verschlucken, ehe meine Sinne schwanden." Ein Offizier der englischen Garde trägt nach dem Bericht einer Londoner Zeitung einen Rubinring, der die Kraft haben soll, den Träger vor jedem körperlichen Schaden zu bewahren, und bei den Imperial Light Horses führt ein anderer ständig einen Stock mit sich, der ihn schon über zwei Jahrzehnte sicher beschützt hat. Freilich, das Amulett kann trügen. Ein junger Pionierleutnant, der das Miniaturbild seiner Mutter als Talisman trug, wurde von

einer Kugel getötet, die nur wenige Millimeter neben dem Bilde eingeschlagen war.

* * *

Nach Wilhelm Wundt (Völkerpsychologie) eignet man sich mit dem Blut des Erschlagenen auch seine Stärke und Tapferkeit an.

Livius erzählt von Hannibal, er habe seine Soldaten Menschenfleisch essen lassen, um sie tapferer zu machen.

Die Prophetin des „hellen Haufens" im deutschen Bauernkrieg war die „schwarze Hofmännin", des Führers Rohrbach Freundin und Ratgeberin. Sie segnete in der Ebene von Erlenbach das Bauernheer. Sie schmierte sich mit dem Fette des grausam gemordeten Grafen von Helfenstein ein, was ebenso vom Rachedurst wie vom Aberglauben eingegeben war.

Die Hand eines Toten schützt nach russischem Glauben vor der Kugel*).

Was im „zivilisierten" Europa möglich, das ist bei den Naturvölkern der übrigen Erdteile ein immer wieder vorkommendes Phänomen, mit dem sich die Wissenschaft vom Standpunkt der ethnographischen Vergleiche vielfach zu beschäftigen Gelegenheit hat.

Im Basutokrieg wurden alle Buren, die im Kampfe gefallen waren, sofort von den Schwarzen gefressen, weil diese so den Mut der Getöteten an sich bringen wollten.

Bei den Aschantis schlachteten die dem Heere folgenden Priester die tapferen, im Kriege gefallenen Feinde, rissen ihnen das Herz aus und gaben es demjenigen Soldaten zu essen, der noch keinen Feind getötet hatte.

Bei den südafrikanischen Ma-Atabele, die zu den Zulus gehören, bezaubert des Königs „Doktor" (Regendoktor, Zauberer und Leibarzt) Schilde und Speere,

*) Löwenstimm, Aberglauben und Strafrecht, Berlin 1897, S. 113.

daß erstere die Hiebe und Stiche aller Feinde abhalten, die letzteren alle Feinde töten, und dann sammeln sich alle zum großen Kriegszugtanze. Der König läßt einen schwarzen Stier herbeischaffen, der auf ein Zeichen so lange gejagt und gehetzt wird, bis er von Schaum bedeckt zu Boden stürzt; nun wird ihm mit geschicktem Schnitte das eine Schulterblatt samt der anhaftenden Muskulatur ausgetrennt, das blutige Stück ans Feuer geworfen und in kleinen Stücken, nachdem es 2—3 Minuten lang geröstet worden, als das wirksamste Mittel gegen Verwundungen gierig verschlungen. In ähnlicher Weise wird, nachdem die Häuptlinge die Schulter genossen, das ganze Tier von den Kriegern verspeist; ein jeder muß seinen Bissen bekommen. Diese Gesamtzeremonie, noch mit einem der obligaten Kriegstänze verbunden, wird „Pina ca Morimo" genannt und wiederholt sich in nur etwas abweichender Form bei der Heimkehr der Krieger*).

Die Nubier aßen die Leber des Feindes, um sich seinen Mut anzueignen.

In Australien rieb sich der Sieger mit dem Nierenfett des tapferen Feindes ein, um seine Kraft zu gewinnen.

Wenn bei den neuseeländischen Maoris eine Schar von Männern in den Kampf zog, so war sie tapu, d. h. sie stand unter dem besonderen Schutze eines Geistes, meistens eines verstorbenen Häuptlings. Derselbe wachte über sie und stand durch einige alte Anführer (tohunga), die seinen Willen zu verkünden hatten, mit der Truppe in Verbindung. Sobald ein feindlicher Pa erstürmt worden war, wurde ein Teil der Gefangenen geschlachtet, der andere Teil zu Sklaven gemacht. Das Fleisch des zuerst Geschlachteten wurde dem Schutzgeist (atua) dargebracht, um sich dessen Wohlgefallen zu erwerben. Das Herz desselben wurde jedoch an einem Pfahl aufgespießt und samt den Ohren und den Haaren für die Reinigungszeremonie aufbewahrt. Nach

*) Dr. Emil Holub, Zeitschrift für Ethnologie, 1893, S. 200.

der Rückkehr durften die Mitglieder der Expedition mit den Ihrigen nicht früher verkehren, bis sie gereinigt worden waren.

Vor der Reinigung mußte aber jedes Stück Menschenfleisch weggeworfen werden, da es tapu war und jeden, der es berührte, tapu machen konnte. Das Ohr und das Herz des zuerst Geschlachteten wurde der ältesten Stammutter (wahine ariki) dargebracht, die dieselben verzehrte. Es wurde dann das Haar des Geschlachteten an die Stengel des Toetoe-Grases (Lepidosperma clatior) gebunden und jedem der Männer, die an dem Kampfe teilgenommen hatten, ein solcher Büschel in die Hand gegeben. Die Männer stellten sich dann nackt in Reih und Glied wie zu einem Kriegstanze und liefen, während der Tobunga einen Zauberspruch absang, hin und her. Nach Beendigung dieser Zeremonie waren sie gereinigt*).

Bei den Manobos, einem malaiischen Volke, öffnet der Oberpriester mit dem heiligen, nur zu diesem Zwecke geweihten Schwerte die Brust des getöteten Feindes und taucht die Talismane, die ihm um den Hals hängen, in das rauchende Blut ein. Dann reißt er das Herz oder die Leber heraus und verzehrt ein Stück davon.

Die als Kopfjäger gefürchteten Dajaken auf Borneo geben Knaben das Herz und die Stirnhaut erlegter Feinde zu essen, um sie mutig zu machen.

Bei den Anamiten galt der für unverwundbar und ununbesiegbar, der das Herz eines Helden verzehrt hatte.

* *
*

Im Februar 1915 wurde aus der ungarischen Hauptstadt berichtet: Der Stolz der Kopal-Jäger ist bekanntlich ein silbernes Horn, welches das Bataillon zur Zeit des 1849er Krieges erhalten hat und gleich einer Regimentsfahne in Ehren gehalten wurde. Dieses be-

*) Müller, Reise der Fregatte Novara usw., S. 53.

rühmte Horn begeistert gleichsam als Talisman im Feuer der Gefechte die tapferen Zehnerjäger. Sie schlugen sich in den Kämpfen an der Nida so heldenmütig, daß heute fast jedes zweiten Kopal-Jägers Brust mit der Tapferkeitsmedaille geschmückt ist. Jetzt wird bekannt, daß dieses historische Horn „verwundet“ worden ist. Der Schaden wurde repariert, das Loch verlötet und nun ruft das Horn die Kopal-Jäger wieder zu neuen Heldentaten.

IV. Festmachen und Freikugeln

(„Passauer Kunst")

Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.
Goethe.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens; deswegen schadets dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein. Goethe.

Der Berliner Gelehrte W. Schwartz hat mit Geist und Wissen den noch heute herrschenden Glauben vom Festmachen in allen seinen Wandlungen durch Altertum, Mittelalter und Neuzeit auf die Indogermanen in der Zeit der Trennung der arischen Stämme nach Ost und West zurückzuführen gesucht. Dem Jason verleiht die kräuterkundige Medea für einen Tag die Unverwundbarkeit durch das sogenannte titanische oder prometheische Kraut, das ursprünglich im Kaukasus dem Blute des Prometheus entsprossen war. „Die uns hier entgegentretende mythische Pflanze, die echt sagenhaft an den Weltrand gesetzt wird, wie anderes Ähnliche, wurzelt nach allen an ihr hervortretenden Bezügen tief im indogermanischen Glauben und deutet noch in höchst charakteristischen Weise speziell auf die Gewitterszenerie hin, sich so recht eigentlich wieder als die Gewitterblume bekundend*)."

*) Schwartz, W., Indogermanischer Volksglaube, Berlin 1885, S. 84 ff.

Drachenblut rühmte auch schon die Vorzeit als ein großes Heilmittel. „Wo es hintrifft, da kommt eine heilsame Wurz auf, die davon den Namen Trachante hat.“ (Dobeneck, 1815.) Auch die Minnesänger erwähnen diesen Glauben. Zum Beispiel in „Parzival“, Vers 14417:

> Wir gewinnen eine Wurze, heizet Trachante,
> Wir hören von der Wurze sagen,
> Swa (wo) ein Drache wurde erschlagen,
> Sie wachse von dem Blute.

In der Nibelungensage rückt aber das Drachenblut selbst der erwähnten Prometheuspflanze in der Wirkung noch näher, indem von ihm des Helden Unverwundbarkeit stammte, wie sie dem Jason durch den Saft jenes Krautes verliehen wurde. Es legt so das beredteste Zeugnis ab für den gemeinsamen realen Hintergrund der dann so auseinandergehenden Mythologien*).

Das sogenannte Festmachen oder — in der halb gelehrten Ausbildung des Mittelalters — die Passauer Kunst, knüpft sich an ein Gewand oder an gewisse Pflanzen. In ersterer Hinsicht ist ziemlich allgemein noch bekannt die Sage vom Nothemd, das von einer reinen Jungfrau gesponnen sein muß und „stichfest“ oder „gefroren“ macht. (Vgl. S. 89.) In mythischer Form tritt ein solches unverwundbar machendes Sieghemd bei Saxo Grammaticus in der Baldursage auf, wenn Hother im Kampf mit Baldur nicht bloß ein Zauberschwert nebst Zauberring führt, sondern auch im Götterkampf mit einer eisenabwehrenden „tunica“ ausgestattet erscheint, dem u. a. zur Seite tritt, wenn Odhin bei demselben Schriftsteller den Harald Hildebrand auch gegen das Eisen fest macht. Hierher gehören auch Wolfdietrichs unverwundbar machendes St. Georgs-Hemd und Ortnits Brünne. Und wie Wodans, des höchsten Gottes Wunschmantel neben seiner sonstigen zauberhaften Wirkung auch siegverleihende Kraft gibt, so zeigt die ursprüng-

*) Schwartz, a. a. O., S. 94.

liche indogermanische Beziehung eines solchen Gewandes zur Wetterwolke noch direkt der bekannte Chiton des Zeus, den Athene (die himmlische keusche Jungfrau) gewoben haben soll, und den sie auch selbst anlegt, wenn sie als Valkyrie in den Krieg zieht*). Ebenso ist charakteristisch in dieser Hinsicht, wenn im Indischen bei dem Sonnensohn Karna, den man schon mit Siegfried seiner Unverwundbarkeit halber verglichen hat, dieselbe sich namentlich an seine Brünne knüpft. Neben das betreffende Gewand oder Hemd treten dann in der deutschen Volkssage, wie gesagt, Pflanzen. Zu der Gewitterblume in der Gigantensage und dem Kraut, dem die hörnernen Riesen in der deutschen Sage ihren Ursprung verdanken, stellt sich als Aberglaube der niederen Mythologie, daß man sich fest macht, wenn man Samen vom Farnkraut bei sich trägt oder die Springwurzel, oder den Allermannsharnisch. (Vgl. Kap. X.) Auch das Festmachen auf Zeit tritt dabei wie bei Jason auf. Der Raubschütz macht sich auf 24 Stunden fest, wenn er am Johannistage vor Sonnenaufgang im Walde Fichtenzapfen, die nach oben wachsen**), sucht, um sie herumkreist und zu Hause den Samen herausnimmt usw. Auch durch Beschwörung des Teufels an einem Kreuzwege, der zugleich Totenweg ist, kann man nach Tiroler Aberglauben die Unverwundbarkeit erlangen; und so ist es nach allem auch nichts Fremdartiges, wenn auch dänischer Sage Baldurs Unverwundbarkeit, d. h. seine sich stets erneuernde Kraft, von einer Speise abhängig

*) „Der Wunschmantel war nicht bloß zur schnellen Ortsveränderung dienlich, sondern gewährte zugleich Schutz, Glück, Sieg, denn er war ja der Kriegsmantel des Siegesgottes. Daraus allein erklärt sich, warum die Franken sogar noch in christlicher Zeit so hohen Wert auf den Mantel oder die cappa (weiter Rock mit Kapuze) des h. Martin legten, den die merowingischen Könige in den Schlachten trugen und von dem sie gewissen Sieg hofften." (Wolfgang Menzel.)

**) Die Fichte oder „Rottanne" (Picea excelsa) hat normal herabhängende, die Tanne, Weißtanne, Edeltanne (Abies alba oder pectinata) aufrechte Zapfen.

ist, die mit Schlangengift von Zauberweibern (wie Medea oder Kirke) höchst charakteristisch bereitet sein sollte, welche Hother durch sein Spiel als Harfner für sich gewinnt, so daß sie ihn auch noch obendrein einen siegverleihenden Gürtel zum Kampfe mit Baldur geben*).

Besonders bei den wilden oder halbzivilisierten Naturvölkern ist der Glaube an die Wirksamkeit gewisser Zauberformeln verbreitet. So war nach Max Rahn**) ein junger Neger aus dem Togogebiete (Westafrika), der in Berlin das ehrsame Schustergewerbe erlernte, im Besitze einiger solcher Zauberformeln, die ihm, wie er sagte, ein Medizinmann seines Heimatlandes gelehrt hatte. Dieselben sollten den Inhaber vornehmlich gegen Stich-, Schnitt- und Hiebwunden „fest" machen. So führte auch er uns einige Bravourleistungen, nach Art des Fakirs Soliman ben Aïssa vor, vornehmlich das Durchstechen der Zunge, der Wangen usw. mit Nadeln und Messern, indem er bei der Ausführung die Zauberformel sprach. Er bestrich dann unter fortwährendem Murmeln der Zauberformeln die verletzten Körperstellen mit seinem Speichel und man konnte sodann keine Spur einer Verletzung wahrnehmen, noch bluteten die Wunden. „Persönlich habe ich," bemerkt Rahn, „verschiedene Male Gelegenheit gehabt, den Vorgang genau zu beobachten, so daß eine Täuschung vollständig ausgeschlossen ist. Um mir recht deutlich vorzuführen, daß er beispielsweise die Wange mit der Nadel wirklich durchstochen habe, hatte er in dieselbe einen Faden Zwirn eingefädelt und zog nun den Faden mit der Nadel durch die durchstochene Wange hindurch, worauf ich dann beide Fadenenden in der Hand haltend, mich genau von der Tatsache des Durchlochtseins der Wange überzeugte."

Thuja (Lebensbaum). Im 15. Jahrhundert drang aus dem Schloßgarten zu Fontainebleau, einer Stadt an der

*) Schwartz, a. a. O., S. 150ff.
**) Blätter für Lebensmagnetismus, Leipzig 1899.

Seine, acht Meilen oberhalb Paris gelegen, durch Europa die Kunde, der Lebensbaum, von dem es I. Mose 2, 9 heißt, der Herr habe ihn mitten in den Garten gepflanzt, sei von neuem entdeckt worden. Begreiflicherweise setzte diese Nachricht viele in Aufregung, glaubten diese doch nun auch, in den Besitz des „Krautes wider den Tod" gelangen zu können. Das Gewächs, welches den Anstoß zu dieser merkwürdigen Bewegung der Gemüter gegeben, ist mit dem „Lebensbaum", der bei uns mit dem Namen Thuja bezeichnet wird, gleichbedeutend. In einem Kräuterbuche aus damaliger Zeit heißt es in Bezug auf die vermeintliche Wunderkraft des Baumes: „Derselbe besitzt die natürliche Eigenschaft, daß, wer davon esse, dadurch gefestet werde gegen alle Krankheit und Altersschwäche; ja, sein Leib werde unverwundbar wie der des Achilles. Wer aber das Grün als Salat genieße, vergesse alle andere Nahrung und Sorge." Aus dem 16. Jahrhundert berichtet ein Naturkundiger: „In der Kälte des Winters leidet der Baum; ihr elegantes Grün verlierend, nehmen Zweige und Blätter in den Wintermonaten eine schwärzliche Färbung an, leben aber im Frühlinge wieder auf und gewinnen den Glanz des vorigen Grüns wieder, so daß er nicht ohne guten Grund Baum des Lebens genannt worden ist." Man hat diesen Farbenwechsel der Nadeln, zumal sie im Frühlinge und Herbste Übergang von dem Grün zum Braun zeigen, mit der Mauserung der Vögel verglichen. Wegen des immergrünen, stark duftenden Laubes hat man den Lebensbaum als ein Symbol der Unsterblichkeit angesehen; und hierin finden wir auch wohl nach unsern gegenwärtigen Anschauungen eine genügende Deutung und Erklärung des Namens. (Reling und Bohnhorst.)

Luther sprach sich vergeblich gegen die abergläubischen Mittel zum Festmachen aus und mahnte, sich allein dem Willen Gottes zu befehlen. Der Profoß galt nach Liebe*), wie in der bürgerlichen Gesellschaft der

*) Der Soldat, Leipzig 1899, S. 82.

Henker, als erfahren in unheimlichen Künsten, so auch in der, „fest“ oder „gefroren“ zu machen, wogegen nur das Totschlagen mit Keulen oder Gewehrkolben half, wenn man sich nicht darauf verstand, wiederum durch geheime Formeln den Zauber zu lösen. Der Totentanz des Zürchers Rudolf Meyer läßt den Tod zum Soldaten sprechen:

Frisch auf, Soldat, parir dein Wehr,
Dich hilft jetzt kein Wundsegen mehr,
Bist schon gefroren, ist umsunst,
Ich lös auf mit Gewalt ohn Kunst.

Im Dreißigjährigen Kriege stand ein Stallmeister Bernhards von Weimar so unerschütterlich in dem Rufe, unverletzlich zu sein, daß man für ihn erst eine neue Todesart erfinden mußte. Da man nun in solchen Sachen damals eine ziemliche Übung besaß, suchte man nicht lange, sondern grub den unglücklichen Stallmeister bis an den Kopf in die Erde ein und kegelte ihn dann sozusagen zu Tode.

Nach Liebe beginnt noch das brandenburgische Kriegsrecht von 1656 mit dem Verbot der Zauberei und Waffenbeschwörung, und Dietrich von Buch, der Hofkavalier und getreue Begleiter des Kurfürsten, berichtet allen Ernstes von den in Rathenow überfallenen Schweden: „Der größte Teil war, wie man sagt, gefroren, was ich bis jetzt niemals habe glauben wollen, daß es solche Leute gebe.“ Einzelne, die zehn bis zwölf faustgroße Wunden hatten, seien nur durch Kolbenschläge getötet worden. Vom Sturm auf Kaiserswerth erzählt Feldprediger Hocker: „Ich hielte vorher eine bewegliche sermon wider diejenige, die zum Vestmachen abergläubische Zettel ausgegeben und angenommen, welche die Wirkung hatte, daß nicht nur unter dem Abendmahlhalten einige die ihrigen unvermerkt zur Erde geworfen, sondern auch ein solcher Verführer öffentlich arretiert, nach bezeugter Reu aber von mir losgebeten worden.“

Balthasar Becker berichtet in seiner „Bezauberten Welt“ (Amsterdam 1693*): „Besonders pflegen Soldaten Briefe mit verschiedenen Charakteren bezeichnet, Bilder und Angehänge um den Hals zu tragen oder an den Leib zu binden. Ich kenne einen Mann, welcher, nachdem er ein solch Briefchen einem Hunde an den Hals gehängt, nach ihm mit einem geladenen Handrohr geschossen, ihn mit der Kugel wohl getroffen, aber nicht im geringsten beschädiget hat. Es sind auch Leute, welche solche Brieflein einschlucken. Man pflegt dieselben zu Weihnachten während der Mette zu verfertigen, indem man auf Jungfernpergament die Buchstaben J. N. R. J., das ist Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, schreibt, solches Blatt in einen kleinen Ball von einem Klumpen Weizenteig wickelt und heimlich auf dem Altar versteckt, bis zu unterschiedlichen Zeiten darüber drei Messen gelesen worden. An dem Tage, wo diese kleinen Bälle unter einem gewissen Gebetlein des Morgens eingeschluckt werden, soll der Mensch, der dieses getan, denselben Tag unverwundbar sein. Auch pflegt man an einem Freitage vor Sonnenaufgang das Moos von der Hirnschale (vgl. S. 95) eines Gehenkten oder Geräderten unter gewissen Gebetlein abzuschaben und dasselbe in das Kleid zu verstecken oder unter dem linken Arm zu tragen, das soll auch machen, daß der Mensch nicht verwundet werden kann. Nun noch ein drittes: Es sind etliche, die ihre Haut aufschneiden und solche Brieflein in die Wunde verbergen, welche sie danach heilen — und außer Zweifel sind den Kriegsleuten unterschiedliche solche Arten überall bekannt.“ „Der Ursprung solcher Kunst,“ sagt Becker, „scheint aus dem Heerlager gewesen zu sein, so um Passau 1611 sich

*) Becker, B., Die Bezauberte Welt, od. e. gründl. Unters. d. Allgem. Aberglaubens betr. d. Arth, u. d. Vermögen, Gewalt u. Wirckg. d. Satans u. d. bösen Geister üb. d. Menschen usw. . . . 4 Tle. in 1 Bde. M. Portr. 4°. Amsterdam 1693. — Neu übers. v. M. Schwager. Hrsg. v. S. Semler. M. Titelvign. u. 1 Kpfr. 3 Tle. in 2 Bdn., Leipzig 1781—82.

versammelt und in Böhmen eingefallen und die Hauptstadt Prag eingenommen hat; daher die passauische Kunst genannt worden usw."

In Zschokkes „Addrich im Moos" erwähnt ein Soldat gegenüber Addrich: „die Passauer Kunst meisterlich zu praktizieren, daß man in Scharmützeln oder Treffen gefroren und ganz eisenfest gegen den Hieb steht, selbst wenn der Degen vorher in warmes Brot gesteckt worden (vgl. S. 91), oder vom Stichblatt bis zur Spitze ganz vergüldet gewesen wäre ..."

Das Festmachen oder Bannen ist also die Kunst, unverwundbar gegen Kugeln und Eisen zu machen. Hierzu dienen Zauberzettel, gewisse Segenssprüche, das Einnähen eines Stückchens Nabelschnur, eines Stückes Nachgeburt oder eines Stückes von einer Fledermaus in die Kleider, ferner das Anziehen eines Hemdes, dessen Garn von einem siebenjährigen Kinde gesponnen ist, oder indem man eine geweihte Hostie in einer Wunde verwachsen läßt, einem Erschossenen die Kugel auszieht und sich dieselbe anhängt, die Wurzel des Allermannsharnisch (siehe Kap. X) bei sich trägt usw. Diese vielberufene Kunst war im Dreißigjährigen Kriege als Passauer Kunst sehr verbreitet, angeblich nach dem Scharfrichter Kaspar Neithart von Passau, der um das Jahr 1611 festmachende Zauberzettel den Kriegern des Erzherzog Mathias verkaufte. Doch kann man auch Diebe festmachen, d. h. sie an die Stelle des Diebstahls bannen. Die Händler jener Passauer Zettel erwarben im Laufe der Zeit ein großes Vermögen, da der Wirksamkeit ihrer Amulette blindlings vertraut wurde. Somit steht der Fall jenes Herzogs wohl ziemlich einzig da, der die Wirksamkeit eines ihm angepriesenen Amulettes zunächst an dem Verkäufer erproben wollte und diesen höchst unangenehm mit der Spitze seines Degens kitzelte. Einen schroffen Gegensatz dazu bildet Karl XII., der steif und fest von seiner „Festigkeit" überzeugt war.

Die alte Vorstellung, daß Waffen tötlich, der Leib aber hieb-, stich- und kugelfest gemacht werden

kann, war den deutschen Soldaten des sechzehnten Jahrhunderts und des Dreißigjährigen Krieges sehr vertraut. Ihnen war dieselbe Körperstelle, an der der hörnerne Siegfried verwundet wurde, „offen". Bei fahrenden Schülern und Zigeunern suchten sie die Zaubergeheimnisse, und einzelne ihrer Kameraden galten geradezu für „fest" oder „gefroren". Es waren dies die „Pessulanten" oder „Passauer" (daher „Passauer Kunst") und die den Zauber lösen konnten, waren die „Solvanten". Talismane und Amulette waren im Schwange. Bezauberte zogen die auf sie abgefeuerten Kugeln ruhig aus dem Busen, sie hatten sich aber dem Teufel vergeben.

* * *

Die Not-, Georgs- oder Siegeshemden (vgl. S. 82) mußten unter geheimnisvollem Formelkram von Kindern oder Jungfrauen gesponnen, gewoben und genäht sein. Den Träger sollten sie hieb-, stich- und kugelfest machen. Ursprünglich war dieses sagenhafte Gewand jedenfalls das Siegeshemd, welches nach nordischem Mythus Odin verlieh; doch spielen in die Sitte des Nothemdes auch orientalische Vorstellungen hinein. Noch heute wird in Wien ein solches Nothemd gezeigt, das niemand anderer als der berühmte Großwesir Kara Mustapha, der Belagerer Wiens, im Jahre 1683 getragen hatte. Ein anderes Nothemd liegt heute im Stifte Neukloster und wurde einem bei Warna kämpfenden türkischen Heerführer abgenommen, der felsenfest von der Wirkung seines Nothemdes überzeugt war, das allein ihn seiner Meinung nach aus so vielen schweren Kämpfen unverletzt hatte hervorgehen lassen. Dieses Hemd ist über und über mit langen Beschwörungsformeln und Gebeten, Zahlen und Zeichen bestickt und benäht, so daß es ein förmliches Brevier talismanischer Koransprüche darstellt. Der Überlieferung nach ist die Herstellung eines solchen Nothemdes meist sehr umständlich, da dabei verschiedene Vorschriften peinlich genau beobachtet werden müssen.

Um nämlich Wirksamkeit zu erlangen, muß das Hemd in einer ganz bestimmten, von Astrologen vorher ermittelten Nacht von A bis Z hergestellt werden, d. h. vom Spinnen und Weben der Wolle an bis zum Besticken mit den Sprüchen. Mit Sonnenaufgang muß das Werk vollendet sein. Man kann sich also vorstellen, daß eine große Anzahl fleißiger Hände die ganze Nacht hindurch angestrengt tätig sein muß, um das Nothemd fertigzustellen. So müssen 40 reine Jungfrauen der Vorschrift gemäß ununterbrochen daran arbeiten. Sollte aber trotz allem das Nothemd seinen Träger nicht schützen, so ist daran nichts anderes Schuld, als daß eben eine der Vorschriften nicht genügend streng beachtet worden war. Der Glaube an das Nothemd und seine geheimnisvollen Kräfte blieb nach wie vor unerschütterlich bestehen.

In der Kunstkammer Kaiser Rudolf II. zu Prag wurde ein solches Nothemd aufbewahrt. Das Nothemd wurde nach Gebhart (a. a. O., S. 453) auf folgende Weise bereitet und zugerichtet: In der Christnacht wurde von etlichen jungen Mägdlein, welche reine Jungfrauen waren, leinen Garn in des Teufels Namen gesponnen, gewoben und zu einem Hemde gemacht, welches auf der Brust zwei Häupter hatte, das eine auf der rechten Seite mit einem langen Barte und einem Helm, das andere auf der linken Seite wie des Königs Belzebub Kopf mit einer Krone, zu beiden Seiten war es mit einem Kreuze verziert. Die Länge des Hemdes war so, daß es den Menschen mit den Ärmeln vom Halse an bedeckte. Eine andere alte Vorschrift lautete: In der Christnacht müssen zwei unschuldige Mädchen linnenes Garn spinnen, dasselbe weben und ein Hemde daraus zusammennähen. Auf der Brust muß dasselbe zwei Häupter tragen, eins auf der rechten Seite mit einem langen Barte und Helme, eins auf der linken mit einer Krone, wie sie der Teufel trägt: Wodan und Donar. Zu beiden Seiten wird dasselbe mit einem Kreuze geziert. Das Hemd muß aber so lang sein, daß

es den Menschen vom Halse an bis zum halben Leibe bedeckt. Dann schützt dasselbe vor Stich, Hieb, Schuß und anderem Zufall.

In Uhlands Ballade „Das Nothemd" zieht der alte Herzog zum Kampfe aus; er trägt dem Töchterlein auf, ihm ein Nothemd zu weben, an dem

„Das härteste Schwert zerschellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt."

Der Fürst hält freilich seine Tochter für jungfräulich rein. Nun aber trifft er in der Schlacht seinen Gegner, und das Hemd schützt ihn nicht; die Streiter fällen einander in furchtbarem Kampfe. Von Gewissensunruhe getrieben, eilt die Tochter zur Walstatt. Dort findet sie den getöteten Geliebten, den sterbenden Vater. Und weh' ihr, — auf die Vorwürfe des letzteren hat sie nur zu antworten:

„Die Hölle hab' ich wohl genannt, —
Doch nicht jungfräulich war die Hand.
Der dich erschlug, ist mir nicht fremd; —
So spann ich, weh'! dein Totenhemd."

Auch die sicher treffenden Kugeln und Schwerter verlangten besondere Präparation, so mußte man z. B. das Abendmahl unter Anrufung des Teufels nehmen usw. „Gefrorene" konnten Brot, Fleisch usw. so fest machen, daß niemand hineinschneiden konnte.

Die Notschwerter galten den Soldaten des Dreißigjährigen Krieges als unbedingt treffend. Um ein Notschwert zu bekommen, mit dem man jeden Gegner zwingen kann, selbst wenn er durch Zauber gefeit ist, bestreicht man eine Klinge kreuzweise mit Kornbrot, das in der Osternacht gebacken wurde. (Vgl. S. 88.)

* * *

Wallenstein, der den Sternen glaubte, seine Kriegsgenossen Tilly, Holk, Terzky, dann Gustav Adolf und viel später noch der Prinz von Savoyen, der alte Dessauer, ja selbst Graf Haeseler im Jahre 1914 galten

für verzaubert und fest. Die Festmachung konnte dem Scharfrichter und dem Regimentsprofosen jedoch nicht widerstehen, gleichfalls nicht Holzkeulen und Gold- oder Silberkugeln aus ererbtem Metall. Durch Beschwörungen konnte man in höchster Not den Feinden zu Hilfe eilende Truppen verzaubern. Der soldatische Aberglaube nahm solche Dimensionen an, daß manche Kriegsoberste dagegen mit der Todesstrafe vorgingen. Auch ehrte man nur die Tapferen, die „Festen" wurden gerichtet. Ein Soldat des Dreißigjährigen Krieges leistete sich den Spaß, einem feigen Kameraden, der ein festmachendes Mittel haben wollte, dreimal auf einen Zettel zu schreiben: „Wehr' dich, Hundsfott!" Das Amulett wirkte, denn jener hielt sich für fest und schlug sich durch.

Gustav Freytag vermutet (Bilder a. d. deutsch. Verg., IV), daß der Name „Passauer Kunst" aus „Pessulanten-Kunst" verstümmelt ist; Pessulanten hießen in der Sprache der Hochschule und des Lagers die Zauberer von Profession. Man weiß, zu welch üppiger Blüte der Aberglaube im 17. Jahrhundert gedieh. Die St. Georgshemden, die alten Nothemden, und die St. Georgstaler wurden von männiglich begehrt; die letzteren haben sich bis auf viel spätere Zeit erhalten. In allen Heeren befanden sich Festgemachte und Gefrorene; die Kugeln prallten von ihnen ab, oder die kecken Gesellen fingen sie mit dem Federhute auf gleich Bällen. Mit Tausenden von Mitteln suchte man das Dasein zu schützen. Freytag berichtet: „Aus dem frühen Mittelalter stammte Papst Leonis Segen; er enthielt gut christliche Worte und Verheißungen. Ferner der Segen des Ritters von Flandern, — so genannt, weil ein Ritter, der ihn einst bei sich getragen hatte, nicht hatte enthauptet werden können. Dann der Benedisten- oder Notsegen, welcher im Augenblicke der Gefahr Rohr und Schwert der Feinde band." Die solche Segen enthaltenden Blätter waren mit allerlei krausen Charakteren beschrieben; zwischen denselben standen Kreuzeszeichen usw. Eben-

so waren die Passauer Zettel des 17. Jahrhunderts auf Postpapier, Jungfernpergament und Hostien mit Fledermausblut und mit besonderer Feder geschrieben. Nach Grimmelshausen stand folgender Reim auf ihnen:

„Teufel hilf mir;
Leib und Seel' geb' ich dir!"

Sie wurden unter den linken Arm gebunden, ja gegessen. Aber die Ansichten über ihre Wirksamkeit waren schwankend; auch andere Zaubermittel wurden zum Schutze herbeigezogen. Auch ein Strick oder ein Stück Kette, an welcher ein Mensch erhängt worden war, machte fest; ebenso der Bart eines Bockes, die Augen eines Wolfes, der Kopf der Fledermaus und Ähnliches, in einen Beutel von der Haut eines schwarzen Katers eingewickelt und auf bloßem Leibe getragen. Fest machte ferner die Gemskugel, eine verhärtete Masse aus dem Magen der Gemse, ferner die nordische „Fylgja", die Haube, welche jemand bei der Geburt auf die Welt mitgebracht hatte (siehe S. 54) u. a. m. Auch wer sein Lebtag keine Nieren gegessen hatte, war sicher vor Schuß und Pestilenz. Man glaubte zu Augsburg, daß ein berühmter Söldnerführer und hochangesehener Kriegsoberster sich dadurch vor dem Feinde bewahrt hatte: Sebastian Schärtlein von Burtenbach.

Auch alte Hexenkräuter, Wegewart, Verbena, St. Johanniskraut, Vogelkraut, Siegwurz, Allermannsharnisch (vgl. Kap. X) wurden zu Wundsegen gebraucht, und vor allem das kräftigste, die geheimnisvolle „Vollwurz". Sie mußte mit dem besten, neugeschliffenen Stahle ausgegraben werden und durfte nie mit der bloßen Hand, namentlich nicht mit der rechten, angegriffen werden; sie wurde wie ein „agnus Dei" getragen. Sie war rund, fand sich nur auf den Walstätten großer Heldenschlachten und war „um der verstorbenen Seelen willen geheiligt". Außer ihr war noch kräftig eine feuerfarbige Blume. Die Kabba-

listen nannten sie Esdamanila; sie schützte nicht allein den Mann, der sie trug, vor Schuß und Hieb, — nein, selbst wenn sie in der belagerten Stadt bei der Eröffnung des feindlichen Feuers über die Mauer gehängt wurde, so band sie das Geschütz wenigstens auf einen Monat. Auch Amulettmünzen waren schon früh im Gebrauch. Im Jahre 1555 wurde in dem Gefechte bei Marienburg in Belgien zwischen den Prinzen von Oranien und von Nevers ein Kind durch einen Schuß an den Hals getroffen; dasselbe blieb unverletzt, weil es einen silbernen Schaupfennig am Halse trug. In den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts aber trat der einträgliche Handel mit feienden Amuletten in seine Blütezeit. Wundsegen kamen in üppiger Fülle auf, zum Teile wurden uralte Zauberformeln nachgebildet. Es war eine tolle Zeit, dies 17. Jahrhundert, die alten Heidengötter mit ihrem Zauberspuke schienen von neuem über das deutsche Land dahin zu wandeln. Man wußte Schwerter zu machen, welche selbst die härtesten Metalle wie Wachs zerschnitten. Man nahm zum Hefte dann die Speichen eines Rades, mit welchem ein Übeltäter gerichtet worden war, nahm Kopf und Kreuz von einer eisernen Kette, an welcher ein anderer gehängt worden war. Um das hölzerne Heft aber wurde ein Linnen gewunden mit „Sanguine primo menstruationis virginis“ und dann mit „Jungfernleder“ überzogen. Der Zaum des Pferdes mußte aus „Wolfshaut“ geschnitten sein; in das Gebiß aber steckte man etwas von „Eberwurz“, welche zwischen den beiden Marientagen im Herbste ausgegraben war. Dann holte niemand das Pferd im Laufe ein. Trank der also Geschützte, sobald er aufgesessen war, einen Löffel von „Kaiser Maximilians aqua magnanimitatis“, — hatte er vielleicht noch einen anderen Talisman, so glaubte er, unverwundet streiten zu können; — der Sieg mußte dann sein werden. Traf ihn dennoch eine Waffe, so legte er ein magisches Pflaster auf, und die Wunde heilte leicht und glücklich. Nahm er gar noch das

Ohr von einer umgekommenen schwarzen Katze, sott er dasselbe in Milch von einer schwarzen Kuh, machte er dann einen „Däumling" daraus und steckte den an, so machte er sich noch überdies unsichtbar.

Noch im Jahre 1726 ereifert sich Fleming: „Es finden sich bisweilen furchtsame, abergläubische und leichtsinnige Leute, sowohl unter den Offizieren, als gemeinen Soldaten, die sich durch allerhand Gaukelpossen wider Schießen, Stechen und Hauen feste machen wollen; sie tragen allerhand Beutelchen bei sich mit mancherlei Kräutern und Wurzeln, auch Pergamentzettelchen, darauf allerhand Sprüche der heiligen Schrift gemißbraucht und manche fremde Wörter und Charaktere, Triangel und Quadrate verzeichnet werden. Es ist aber dieses eine große Schande von einem Soldaten, daß er nicht mehr Herz im Leibe hat und mehr Vertrauen zu unserem Herrgott besitzt." Was nicht hindert, daß Fleming selbst solche geheimnisvolle Mittel angibt. So empfahl er „gegen Versprechen des Rohrs" Moos von einem Totenkopf zwischen das Pulver zu laden, und mit gestoßenem Pfeffer und Kampferspiritus (letzteres wegen der zweifellos erhöhten Explosivkraft gar nicht so unklug!) gemischtes Pulver soll dreimal weiter schießen als gewöhnliches.

Das auf menschlichen Totenschädeln gewachsene Moos wird uns noch mehrfach beschäftigen. „Die Apotheker in England, und besonders in London, verkauften sogar Köpfe von Toten, auf welchen sich eine kleine grünliche Lage Moos befindet, das man usnea nennt, weil es der Moosart usnea gleicht, die auf den Eichbäumen wächst. Aber der Schädel eines kürzlich gehenkten Verbrechers, natürlicherweise von den Fleischteilen und dem Hirninhalt befreit, gut gewaschen und getrocknet, ist unendlich viel besser. Solche sind es auch, welche die Apotheker liefern, wenn man Menschenschädel verlangt"*). Ein Mittel gegen Nasenbluten

*) Pomet, Histoire générale des droges, 1694.

aus dem 16. Jahrhundert lautet: Gib dem Kranken einen Menschenknochen zu halten, so lange, bis er von der Hand warm werden kann, und stecke in das Nasloch Moos, das auf der Hirnschale wächst*). (Vgl. Kap. IX, X.)

Auch die Feldherren des 18. Jahrhunderts galten noch für fest. Der alte Ziethen war ein schlimmer Hexenmeister, so gottesfürchtig er sonst war. Oft ließ er seine Husaren die Dolmans umkehren; dann ritt er mitten durch die Feinde hindurch, ohne daß ihn jemand sah. Einst aber war auch er trotz all der bewiesenen Tapferkeit geschlagen worden; er zog sich in ein tiefes Tal zurück. Eben ging die Sonne unter. Da kommandierte der Alte: „Halt, — und rühre keiner mehr ein Glied!" — Er murmelte ein Sprüchlein in den Bart, schlug ein Kreuz und verwandelte seine Reiter in einen Wald von Bäumen. Die Panduren, Kroaten und Kosaken ritten durch den Wald hindurch. Ziethen aber selbst saß oben in einer Laubkrone, und wie ein Wetter ging's, nachdem die Österreicher den Wald passiert hatten und die Lösungsformel gesprochen worden war, dem Feinde nach. Diese auf Ziethen übertragene Sage ist nach Schwebel uralt mythisch.

Der Samen von Farnkraut oder Springwurzel macht kugel- und hiebfest, ebenso Allermannsharnisch und das Katzenpfötchen oder Himmelfahrtsblümchen, wenn man dieses an einem Freitag bei Vollmond oder an einem Sonntag, der zugleich Festtag ist, mit der Wurzel aushebt und in einem weißen Tuche auf dem Leibe trägt. (Vgl. Kap. X.)

Die seltenere weiße Blüte der Wegwarte (Cichorium Intybus) hatte die Kraft, Dornen und Nadeln aus der Haut zu ziehen. Wer sie am Jakobstage, 25. Juli, schweigend, mittelst eines Geldstückes ausgrub und bei sich trug, war stich- und hiebfest, auch konnte er sich unsichtbar machen. Für gewöhnlich blüht die Wegwarte, deren kultivierte Wurzel „die Cichorie" liefert, blau.

*) Troels-Lund, Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten, übersetzt von Leo Bloch, Leipzig 1901, S. 134.

Man kann Soldaten beobachten, die selbst bei beschwerlichsten Märschen es ängstlich vermeiden, auf irgend eine Pflanze zu treten, die dem Menschen als Nahrungsmittel dient. Schonen wir das unschuldige Leben der Pflanzen nicht, dann, meinen sie, wird auch unser eigenes Leben nicht geschont werden.

Wenn man den Neumond sieht, soll man sich mit dem Messerrücken an die Stirne schlagen, dann bekommt man einen eisernen Kopf*).

Im Dreißigjährigen Kriege machten Mannsfelder Taler (zu Ehren des alten Grafen Hoyer geschlagen mit seinem Wahlspruch: Graf Hoyer ungeboren hat noch keine Schlacht verloren — er war nämlich der Mutter aus dem Leibe geschnitten worden) fest, wie gewisse Gebete. Am geschätztesten waren die der Jahre 1609/11, für die oft der dreißigfache Wert bezahlt wurde. Desgleichen wurden auch häufig Medaillen, die auf der einen Seite ein Bild des Mars, auf der andern Seite ein kabbalistisches Zahlenquadrat aufwiesen, von den Kriegsleuten getragen. Oft sprachen auch bei der Abfassung der aufgeprägten Zahlen oder Sprüche astrologische Lehren und Erfahrungen mit. Die Soldaten des Dreißigjährigen Krieges waren überzeugt, daß sich aus den Hufeisen, die die Hexen beim Walpurgisritt verlieren, zauberkräftige Waffen schmieden lassen.

„Vorzüglich machen abergläubische Menschen ein großes Werk daraus, wan selbe einen Mansfeldtischen Thaler vom Jahre 1612 mit dem Wahlspruch besitzen:

Bei Gott ist Rath und That.

Wer denselben bey sich trägt, niemals mit einem Pferd stürzen könne, ja gar Hieb, Stich und Schuß frey sey. — Ein anderer Talisman, auf welchem der Ritter St. Georgius, und auf der Rückseite der Heiland im Schiff schlafent mit seinen Jüngern. Die Umschrift: In Tempestate securitas. Wird von abergläubischen Leuten für ein Amulet gehalten, welches die Kraft für alle leib-

*) Haltrich, Siebenbürger Volkskunde, S. 300.

lichen Unfälle haben soll. — Dann haben besonders die Soldaten den Aberglauben, wenn sie ein Schildwachtbüchlein bei sich tragen, kann sie keine Kugel treffen, noch ein Feind überwünden. Übrigens können sie alles Böse thun: Schlechte Grundsätze. — Ein Stabsofficir hat sich im Kriege einen Hangstrick von einen armen Sünder um den rechten Arm bünden lassen, um in Gefecht nicht überwunden zu werden. Wann es zutrift." (Karl Huss, a. a. O.)

Eines ganz besonderen Rufes erfreute sich der Haselstrauch, auf dem eine Mistel wuchs. Unter einem solchen Strauche wohnte der Haselwurm. Darunter verstand man eine weiße Schlange von etwa 1 Meter Länge, die an Festtagen eine Krone trug und von solcher Kraft war, daß sie durch den dicksten Eichbaum fahren konnte. Wer in dem Besitze eines solchen Haselwurmes war, konnte sich glücklich schätzen, denn alle bösen Geister blieben ihm fern; er konnte sich unsichtbar machen und war unverwundbar; auch konnte er von niemandem gefangen genommen werden, denn mit Hilfe des Haselwurmes ging er durch verschlossene Türen.

Nach Hartmanns „Teufelskünsten" kann man sich auch mit einer Haselnuß festmachen. Man darf sie nur aushöhlen, das Evangelium Johannes auf ein sehr feines Papier schreiben, in die Haselnuß stecken, und diese dann unter das Altartuch legen, so daß ohne Wissen des Priesters drei Messen darüber gelesen werden. Diese geweihte Haselnuß trägt man an einem Bande um den Hals.

Im Pustertale machen sich die Schützen kugelfest, indem sie Lämmerbrot essen, d. h. Brot, das in der Christnacht aus Mehl und Lämmerblut bereitet wurde.

Ladet man in der Neujahrsnacht eine Natter in die Flinte, so verfehlt man mit diesem Gewehr im folgenden Jahre nie das Ziel. (Wlislocki, Siebenbürger Sachsen, Berlin 1893, S. 181.)

Ein Schwertsegen gegen die wundenschlagende Waffe lautet nach Rochholz:

„Das Weiße soll nicht beißen,
Das Rote soll nicht schweißen."

Solch ein Segen konnte auch gesprochen werden, hatte aber dann die dauernde Wirkung nicht. Sehr verbreitet war und ist noch das einen derartigen Zauber enthaltende Romanusbüchlein und insbesondere der noch heute auch im oberösterreichischen Landvolk überaus verbreitete „Kulmoni-Segen" (St. Colomans-Segen), „ein schöner und wolapprobierter H. Segen zu Wasser und Land. Wider all seine Feind so einem begegnen auf allen seinen Wegen und Stegen". Der Brief sei, so heißt's in dem Büchlein, an einem zum Tod Verurteilten versucht worden und da habe er eine solche Wirkung getan, daß dem Mann weder mit Büchsen noch mit Pfeilen etwas zuleide getan werden konnte. Die bezügliche Stelle lautet:

„. . . Und alle, die mich mit ihren Waffen wollen verwunden oder verschneiden, die seyn vor mir unsieghafft, das hilff mir die H. Gotteskraft Christi, die mache alle und jegliche Waffe oder Gewehr kraftlos und schwach . . . es seyen die Waffen von Eisen oder von Stachel . . ."

Die Waffen wurden an den Zauberbaum gehängt, um sie zu bannen und den Träger zu feien*).

Gegen Kugeln helfen auch die haarigen Ballen aus dem Magen der Gemse, die als Gemskugeln bekannt geblieben sind.

Um sich vor Hieb- und Schußwunden zu schützen, gibt ein lettisches Zauberbuch eine angeblich aus Frankreich stammende Vorschrift für einen Amulettzettel:

B × D × Z × J × K × B × D × Z

In einem alten Zauberbuche befand sich ein „kräftiges Gebet, wodurch man sich vor Kugeln und Degen, vor sichtbaren und unsichtbaren Feinden, sowie vor allem möglichen Übel beschützen und bewahren könne, oder

*) M. Höfler, Wald- und Baumkult Oberbayerns, München 1892, S. 65.

daß einen keiner angreifen kann und sich vor allem sicher zu stellen."

Die Tschechen bei Wamberg glauben, daß unverweste Leichname solchen angehören, deren Haut bei Lebzeiten fest, das heißt unverwundbar war. Aus „fest" machten sie „fext". (Vgl. S. 54.)

Die Freischeine, die der Nachrichter kraft seines Amtes auszustellen berechtigt war, wurden äußerlich auf dem Herzen getragen. Ein vom Scharfrichter auf den Tod ausgestellter Freischein schützte den Kriegsmann vor Tod und Verwundungen.

* * *

Daß man wirklich noch in neuerer und neuester Zeit mit solchen Segen sich kugelfest zu machen hoffte, zeigt die Tatsache, daß im Schweizer Sonderbundskrieg (1847) viele Soldaten Kugelsegen auf Zetteln bei sich führten, die von einem alten Mann stammten. Im Jahre 1859 traf man denselben Brauch, ebenso 1866. Auf den Schlachtfeldern des Jahres 1870 hatten diese Zettel, auch manchmal „Himmelsbriefe" genannt, eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Nach einem besonders in Süddeutschland herrschenden Aberglauben macht sich ein Soldat gegen jede Kugel fest, wenn er leise vor sich hinspricht:

„Heiliger Kaspar, sei ober mir; heiliger Melchior, sei vor mir; heiliger Balthasar, sei hinter mir und wende alle Kugeln von mir ab, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!"

Im Romanusbüchlein ist folgender Spruch zu lesen:

„Ich beschwöre dich Geschüz, Sebel und Meßer undt eben alle Wafen, bei dem Speer, der in die Seiten Jesu gegangen ist undt geöfnet, daß Bluth undt Waßer herausgefloßen, daß er mich als Geschöpf Gottes nicht beleidigen lasse."

Dieser Formeln gibt es noch viele.

Die Wirkung solcher Art des Unheilbannens ist mit einem bestimmten Zeitabschnitt, zum Beispiel mit dem Tage, an dem ein Gefecht, eine Schlacht stattfindet, zu Ende. Jedoch vermögen andere Formeln auch bleibend

zu wirken. Hierzu genügen aber nicht gesprochene Formeln, da müssen Gebet und Beschwörung festgehalten, niedergeschrieben werden. Solch ein Schriftstück ist für den Abergläubischen ein Talisman, ein dauernder Schutz gegen alle dem Wohle der Menschen feindlichen Mächte: es bewahrt vor Krankheiten aller Art, vor Feuers- und Wassersnot, vor Behexung und namentlich auch vor Verwundung und Tod. Häufig haben sich Leute aus dem Schreiben solcher Zauberzettel ein gewinnbringendes Gewerbe verschafft, und es steht fest, daß zur Zeit des dänischen Krieges Hunderte von Soldaten in Hamburg solche wundertätigen Briefe gekauft, sie im Kampfe bei sich geführt oder sie gar verschluckt haben, um sicher gegen Kugel und Säbel zu sein. Es gibt in den verschiedensten Gegenden Deutschlands verschiedene Arten dieser Briefe. Ihnen allen liegt wohl dasselbe, angeblich aus dem Dreißigjährigen Kriege herrührende Original zugrunde, während die vielfachen Abweichungen im Text sich aus der Leichtfertigkeit oder der Unbildung und dem Unverstande des Abschreibers erklären.

Im Jahre 1864 konnte man bemerken, daß hier und da nach dem Ausrücken der Truppe zur Schlacht das Feld mit Spielkarten besät war: die Eigentümer hatten sich ihrer entledigt, denn der Besitz von Karten brachte Unglück. Befreundete Offiziere erzählten Schwebel, welche Rolle die St. Georgstaler im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 gespielt hätten, und wie eifrig die Mannschaften die mitgenommenen Spielkarten weggeworfen hätten, sobald es galt, in die Schlacht zu rücken. Von den Spielkarten glauben nämlich die Soldaten, daß sie Werke des Teufels seien und „die Kugeln anzögen". Auch braucht der deutsche Soldat im Kriege niemals das Wort „letzt", „weil der Teufel den Soldaten gern beim Wort nimmt". Daher sagt der Krieger, wenn er Karten spielt und das Spiel beenden will, niemals: „Jetzt machen wir das letzte Spiel". Es könnte sonst wirklich das letzte im Leben sein.

Drei kleine Gegenstände vor der Schlacht fortwerfen, schützt gegen Verwundung. Allerdings „zieht" auch das Geld „an", jedoch in einer für den Besitzer heilbringenden Weise. Darum führen viele Soldaten großes, hartes Geld mit sich, damit sich die Kugeln dorthin wenden und sich daran platt drücken, ohne den Getroffenen weiter zu gefährden.

Es ist eine vielfach erwiesene Tatsache, daß man im großen Kriege 1870/71 auf der Brust von toten Deutschen und Franzosen Formeln in Amuletten und dergleichen gefunden hat. Daß sie den Inhabern, welche sie vielleicht um teures Geld erworben, nichts geholfen, beweist der Schlachtentod. Die Zeit der Wunder ist für immer vorüber und die einst so hoch angesehene „Passauer Kunst", die auch die großmächtigsten Herren anriefen, ist die brotloseste geworden.

Während des Krieges 1914/15 ist in Sachsen wieder die Bemerkung gemacht worden, daß dort ein schwunghafter Handel mit sogenannten „Himmelsbriefen" getrieben wird. Sie sichern vor der Kugel — ein Überbleibsel aus dem Volksglauben längst entschwundener Zeiten. Von einem bayrischen Schöffengericht wurde bereits im August des Jahres 1914 ein Naturheilkundiger namens Stokker zu 70 Mark Geldstrafe verurteilt, weil er gleich nach der Mobilisierung rund 1000 Stück Kugelsegen hergestellt und jeden zu 30 bis 50 Pfennig verkauft hatte.

Die „Tägliche Rundschau" (Berlin) schrieb: „In bewegten Zeiten blüht auch der Aberglaube und sucht sich seine Opfer unter denen, die nicht alle werden. Phrenologen und Wahrsager bieten sich an, und auch der religiöse Kettenbrief taucht wieder auf. An sich ein harmloser Spruch oder ein Gebet, ist er doch geeignet, Unheil zu stiften, da er neun Tage hintereinander einem anderen lieben Menschen ohne Unterschrift zugesandt werden muß. Wer dies verabsäumt, dem droht Unheil. Es liegt klar zutage, daß das ein Unfug ist, vor dem gewarnt werden muß. Wieviel Unruhe wird bei diesem zwecklosen Schreiben schon auf die Angst der gestellten Frist

usw. erregt, und wie würdelos macht sich ein Gebet auf offener Postkarte." (Vgl. Kap. I.)

Während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/1871 und wohl auch in den Feldzügen gegen Dänemark waren in den deutschen Regimentern vielfach die wundertätigen Briefe, sogenannte „kugelfeste Schutzbriefe" verbreitet, die angeblich noch aus dem 30jährigen Kriege stammen sollten, und denen die Eigenschaft nachgerühmt wurde, daß sie ihren Eigentümer unverwundbar machten. Alle diese Briefe waren etwa nach folgendem Muster geschrieben:

„Dieses Kräftiges und für alle Menschen heilsames Gebet ward im Jahre 1505 auf das Grab unseres Heilandes gefunden. Als Kaiser Karl zu Felde zog, erhielt er es vom Papste nach Frankreich nachgeschickt, der es sogleich auf seinem Schilde ausdrücken ließ in goldenen Buchstaben, wer dieses Gebet täglich betet oder beten hört und damit das Vaterunser auf Jesu Leiden verbindet, wird keines unnatürlichen Todes sterben, auch nicht durch Gift umkommen. Auch wird derjenige, der dieses Gebetchen bei sich trägt, von keiner Krankheit angefochten werden; wer es verspottet, wird ewig verflucht werden. Wer dieses Gebet von Haus zu Haus trägt, der wird gesegnet werden. Zuletzt, wer dieses Gebet sucht oder hört, wird drei Tage vor seinem Tode Zeichen am Himmel sehen. Wenn ihr euch hütet vor Sünden, mit Guten den Feiertag haltet, so werdet ihr die ewige Seligkeit erlangen. Tut ihr aber dieses nicht, so werde ich euch strafen; ich werde setzen einen Krieg wider den anderen, einen Streit wider den anderen und werde alsdann meine Hand von euch nehmen. Ich befehle euch sowohl, jung und alt, daß ihr fleißig in die Kirche geht und eure Sünden bekennt bei der Buße, euren Nächsten nicht beleidigt, auch kein falsches Zeugnis redet, auch hütet euch vor Unterdrückung der Armen, sondern helft dem Bedürftigen. Wer diesen Brief nicht glaubt, der soll die ewige Seligkeit nicht erlangen; wer ihn aber bei sich trägt und anderen zum Abschreiben und zum Lesen gibt, der mag Sünden haben wie Sand am Meer oder wie ewige Sterne am Himmel, sie sollen ihm vergeben werden. Zuletzt befehle ich noch, daß ihr meine Gebote haltet, wie sie Christus gelehrt hat. Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des Heiligen Geistes †. Amen. Wer diesen abgeschriebenen Brief bei sich trägt, wird von einem geladenen Gewehre keinen Schaden nehmen, denn es sind Worte dabei, die das Göttliche bekräftigen, und wovor man sich nicht zu fürchten braucht, durch diese werden Schwerter, Diebe, Feinde, alle Beschwerden und Geschütze können besprochen werden. 1. Steht stille alle ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre, damit ihr nicht auf mich los

geht, durch die Taufe unseres Herrn Jesus Christus, der von Johannes im Flusse Jordan getauft worden ist. 2. Steht stille alle ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch die Angst unseres Herrn Jesum Christum, welcher mich und dich erschaffen hat. 3. Steht stille alle, ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre, damit ihr nicht auf mich los geht durch den Befehl des Heiligen Geistes. 4. Steht stille alle, ihr sichtbaren und unsichtbaren Gewehre und Waffen durch die Taufe des für uns gestorbenen Marters und Allmächtigen Gottes, sei uns gnädig. Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des Heiligen Geistes †. Amen.

Wer diesen Worten keinen Glauben schenken will, darf sie nur auf einen Zettel schreiben, denselben einen Hund um den Hals hängen und danach schießen, er wird ihn nicht treffen in Jesu Namen, so wahr wie dieses geschrieben steht, so wahr, wie Christus gestorben und auferstanden ist. Wer an diesen Brief glaubt und ihn bei sich trägt, wird keinen leiblichen Schaden nehmen. Ich beschwöre Gewehre und Waffen bei dem lebendigen Gott des Vaters †, des Sohnes † und des Heiligen Geistes † wie alle Heiligen, die mich heute mit einem tödlichen Gewehre töten, noch verwunden können Gott des Vaters sei uns gnädig † Gott des Sohnes sei mit mir † und Gott des Heiligen Geistes zwischen allen Kugeln †. Amen."

Ein Amulett von „wunderbarer Kraft", sagt das Volk in den Niedertauern, ist der „Heilig'nbriaf" mit einem Teil der Nägel Christi und Moose aus dem heiligen Lande. Reiterers Tochter erhielt einen solchen „Heilig'nbriaf" von der Tochter der Bauernmagd Seraphine Salzinger, Maria Salzinger, in Weißenbach. Dieses Amulett wird im Ennstalerischen der „Heilig'nbriaf" genannt, weil er neun Abbildungen von Heiligen enthält. Der Heilig'nbriaf, wird behauptet, ist hoch geweiht und ein Präservativmittel gegen räuberische Überfälle und gegen Hieb und Stich. Es wird erzählt, daß abergläubische Bauernburschen des Ennstales den Heilig'nbriaf beim Fensterlngeh'n mit sich tragen, „damit s' keine Schläg' kriag'n". Auch bei Raufereien soll der Heilig'nbriaf vor Hieben schützen, weshalb man dieses Amulett auch scherzweise den „Rafbriaf" nennt*).

*) Zeitschrift für österr. Volkskunde, 1904, S. 108.

* *
*

Der Freischütz verschaffte sich durch das Bündnis mit dem Teufel, durch Versündigung an der Hostie usw. die sogenannten Freikugeln; sechs von sieben sollten unfehlbar treffen, die siebente aber gehörte dem Teufel, der sie nach Belieben lenkte. Diese Sage und die verwandte vom Festmachen herrschte, wie gesagt, besonders bei den deutschen Landsknechten im Dreißigjährigen Kriege. Die Freischützen unter den Jägern haben starke Zaubersprüche, die, während des Schmiedens über das Eisen gesprochen, den aus demselben gefertigten Fuchsfallen die Kraft verleihen, die Füchse anzuziehen und zu fangen.

Die deutsche Oper „Der Freischütz" hat ihre interessante, von John in Eger ermittelte Geschichte*). Im Jahre 1810 erschien ein Buch, betitelt „Gespensterbuch", herausgegeben von August Apel (geb. 1771, gest. 1816) und Laun (Pseudonym für den Romanschreiber Fr. Schulze), dessen erste Erzählung „Der Freischütz. Eine Volkssage (!)" man lange Zeit für die eigentliche Quelle des Freischütz betrachtete. In Wirklichkeit ist sie aber eine novellistische Ausschmückung und Ausführung des in den „Monatlichen Unterredungen von dem Reiche der Geister" (Leipzig, 1731) erzählten Gerichtsfalles. Die Fassung von Apel und Laun tat sehr gute Wirkung und erregte bereits 1810 die Aufmerksamkeit Karl Maria v. Webers, der sie bei seinem Freunde Alex. v. Dusch auf dem Schlosse Neuburg bei Heidelberg kennen lernte und rasch ein Szenarium entwarf, das aber liegen blieb. Im Jahre 1813 erschien bereits eine Oper „Freischütz" von Karl Neuner, im Jahre 1816 ein Schauspiel „Der Freischütz" von Alois Gleich, das am 28. Dezember 1816 zum erstenmal im Josefstädter Theater in Wien aufgeführt wurde. Beide Stücke gehen im Text auf Apel und Laun zurück. Erst 1816 kam K. M. v. Weber wieder auf den Freischützstoff zurück, als er auf der Durchfahrt durch Dresden am 10. Oktober 1816 Joh. Fried. Kind

*) Zeitschrift für österr. Volkskunde, 1905, S. 165 ff.

(1768—1843) kennen lernte und die Verwertung dieses Stoffes zu einem Operntext mit ihm verabredete. Bereits Ende Februar 1817 war der Text von Kind vollendet, am 22. April desselben Jahres begann Weber die Komposition und vollendete sie am 13. Mai 1820. Die erste Aufführung des „Freischütz" fand in Berlin am 18. Juni 1821 statt. Heine beklagt sich, wie das „Wir winden dir den Jungfernkranz" ihn auf Schritt und Tritt verfolgte. Die Elemente des „Freischütz" beruhen nach Alois Johns tiefgründigen Untersuchungen auf echtem, wirklichem Volks- und Zauberglauben, der von Westböhmen seinen Ausgang genommen haben dürfte. John prüft in der zitierten Arbeit auch vom Standpunkte der Volkskunde diese volkstümlichen Elemente im „Freischütz" etwas näher und gelangt zu bemerkenswerten Ergebnissen, die wir nachstehend wiedergeben:

Einem einen Weidmann setzen. In den „Monatlichen Unterredungen" finden wir diesen Jägerausdruck noch nicht. Der Schreiber ist dort nur „ein großer Liebhaber im Scheibenschießen, suchte aber allzeit dabei seinen Vorteil und Gewinn zu befördern... er war vom blinden Eifer, Geld zu gewinnen, derart eingenommen, daß er kaum den Tag (des Kugelgießens) erwarten konnte". Also Gewinnsucht, Geldsucht ist ursprünglich allein das treibende Moment. Aber schon bei Apel und Laun finden wir den „Weidmann". „Ich bleibe dabei," sagt Rudolf, der Jägerbursch, eines Abends, „es hat jemand dem Wilhelm einen Weidmann gesetzt, denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu, und den muß er erst lösen." Der Ausdruck „Weidmannsetzen" wird aber ebendaselbst folgendermaßen erklärt: „Seit dem Verlobungstage hatte Wilhelm ein ganz eigenes Mißgeschick auf der Jagd. Bald versagte ihm das Gewehr, bald traf er statt des Wildes einen Baumstamm. Kam er nach Hause und leerte seine Jagdtasche, so fanden sich statt Rebhühner Dohler und Krähen und statt des Hasen eine tote Katze." Auch im Operntext von Fr. Kind findet sich dieser Ausdruck. Gleich nach dem ersten Auftritt, in

welchem Kilian und der fröhlich neckende Chor dem unglücklichen Pechvogel, dem Forstgehilfen Max, so recht sein Mißgeschick im Schießen klar machen, spricht Kaspar zu Max: „Glaube mir, Kamerad, es ist, wie ich gesagt habe. Es hat dir jemand einen Weidmann gesetzt, und den mußt du lösen oder du triffst keine Klaue.“ Und später sagt Kuno: „Nimm dich zusammen! Der Weidmann, der dir gesetzt ist, mag die Liebe sein.“ (I.,2.)

„Einem einen Weidmann setzen“ ist ein alter Jägerausdruck, der in der heutigen Jägersprache wohl kaum mehr bekannt ist, aber in früheren Jahren etwa den Sinn hatte, daß einem Jäger oder Schützen durch irgendeine bezaubernde oder ihm feindlich- dämonische Macht das Gewehr verhext werden kann, daß ihm etwas „angetan“ und „bewiesen“ worden ist, so daß er nichts trifft und alles fehlt — also Jagdpech in aller Form. Dieser außergewöhnliche Zustand kann nun nach dem alten Volksglauben und -Aberglauben (und im Jägerstande herrschte bekanntlich viel Aberglaube) wieder nur durch ein außergewöhnliches Mittel, also ein Zaubermittel, behoben werden. Es ist genau dieselbe naive Auffassung, wie beim Beschwören der Krankheiten, die sich das Volk personifiziert als dämonische Wesen dachte. Wir stehen also mitten im Zauberglauben! Daß das Volk ganz und gar nicht verlegen ist, solche üble Zustände durch probate Mittel zu heilen, die böse Macht zu bannen, ist bekannt.

John verzeichnet sodann einige solcher Mittel, die man anwendet, um den bösen Zauber eines Weidmannes hinfällig zu machen, und zum Beweis, daß sie auch im Egerländer (nordgauischen) Sprachgebiete sehr wohl bekannt waren. John entnimmt sie einem handschriftlichen Zauberbuche, dessen Verfasser unbekannt ist, der aber, nach manchen Anzeichen zu schließen, sicher dem Egerlande angehörte:

Hilfe wann einem ein Weidmann ist gemachet — oder das Rohr verderbet worden.

Nim ein sauber Tuchlein, und wische die Flinte oder das Rohr

von oben bis unten aus dem Grund recht sauber aus, hänge den Fleck an einen Aspernbaum, so wird der Büchse wieder geholfen.

Hilfe wann dir ein Weidmann ist gesetzet worden.

Gehe an einen Freitag ante Ortum Solis hinaus, wo ein Eichbaum stehet der zwey Zwieseln hat, und von den Zwieseln einer gegen Mittag, der andere gegen Mitternacht zu steht, so stecke die Püchsen erst gegen den Morgen mit den Kolben durch, und dieß dreymal; sprich aber dabey: Ey da hast du das Verdorbene, Gieb mir das Verlohrene. Im Namen Gott des Vaters † Gott des Sohnes † und Gott des heiligen Geistes † Amen.

Wann dir ein Weidmann einer gemacht hat, und wissen willst wer es gethan hat und wer es gewesen sey.

Thue ihm also. Gehe und fordere um Gottes Willen ein bischen Heffen, mache das Zündloch feste zu, und güße die Heffen in den Lauf, dann mache oben zu, laß es eine Weile stehen, daß die Heffe gähret und über sich gehet, so wird der Thäter in dein Haus kommen.

Hilfe, wann Einem das Gewehr verdorben worden.

Gehe in einen Wald zu einen Aßpenbaum, an einen neuen Sontag (das ist wann der neue Mond an einen Sontag fällt), mache drey Kreise um denselben Aspenbaum, stelle dich zwischen den ersten und zweyten Kreis, schüsse dein Gewehr gegen den Aspenbaum hin, nim den Spund wie derselbe und das Gewehr noch rauchet, und spünde solchen in den Aspenbaum.

Kaspar in Kinds „Freischütz", der dämonische Vertreter des alten Heiden- und Zauberglaubens, war in diesen Mitteln offenbar erfahrener als der unglückliche Max, dem vor dieser Zauberkunde ein Grauen ankommt. Trotzdem verfällt er ihr unter dem drückenden Zwange seines Jagdpeches. Ihm ist eben ein Weidmann gesetzt worden und der muß durch irgendein Mittel gelöst werden. Seine Existenz, seine Liebe, seine Zukunft hängt an der Behebung und Lösung dieses Zustandes, und so verfällt er denn dem Zuspruche Kaspars, dem bösen Prinzip, und damit den Mächten des alten satanischen Heidenglaubens. Darin liegt das psychologische und das tragische Moment im „Freischütz". Und dies Moment ist kein sagenhaftes, sondern dem Aberglauben des Volkes entnommen.

Freikugeln gießen. In den „Monatlichen Unterredungen" verspricht der Bergjäger dem Schreiber Kugeln zu gießen, von denen er 63 bekommen würde. 60

von ihnen würden treffen, drei aber müßten notwendig fehlen. (Gräße, S. 10.) Ähnlich Apel und Laun: Schmid habe vor seinem Ende ausgesagt, „daß er mit einem alten Bergjäger habe Freikugeln gießen wollen, die allezeit treffen, und weil er etwas dabei versehen, habe ihn der Teufel so zugerichtet, daß er es mit seinem Leben bezahlen müsse".

Die Sitte, Kugeln zu gießen, die gewiß, die sicher treffen, ist auch im Volksaberglauben des Egerlandes nachzuweisen; Wuttke gibt mehrere Beispiele aus anderen Gegenden Deutschlands und Österreichs (Schießen nach einer Hostie, nach Sonne und Mond; ohne ein Teufelsbündnis wird jemand ein Freischütz, der nackt unter Gebeten und Beschwörungen vom Altmeister und zwei Freischützen dazu geweiht wird). Auch in Sachsen ist der Freischuß bekannt (Dr. Meiches Sagenbuch, S. 583). Nachstehend seien nun einige Mittel aus Johns Egerländer Zauberbuche veröffentlicht, die ohne Kreuzweg („Wolfsschlucht") und Teufelsbeschwörung stattfinden.

1. Ein böhmisches Jägerstück schüssen und treffen, wornach man ziehlet.

Nim Füchten-Tanzapfen, der oben allein stehet, und Königszapfen heißt, brich solchen jedoch nicht mit blosen Händen sondern mit Handschuh ab, lege ihn auf ein Papier auf den Ofen, wann er dürr ist, klopfe den Saamen fleißig aus, höbe ihn auf zum Gebrauch, doch daß du nur nicht den Saamen mit blosen Händen angreifest; Nach diesen mache Kugeln, wann der Schütz 3 Tage nach einander in Kalender stehet, in der Mittagsstunde zwischen 11 und 12 Uhr, diese Kugeln müssen alle Tage umgossen werden nämlich die am 1 Tag des Schützens gegossen worden, müssen wieder am 2ten und 3ten Tag des Schützens übergossen und am letzten Tag des Schützens ganz verfertiget werden.

Anmerkung. Man muß aber am 3ten Schützentag in einer jedweden Kugel mit einer neuen Schuhahle ein Löchlein bohren und von diesen vorgemelden Saamen ein Körnlein davon hineinthun, du kannst das Löchlein wieder zumachen oder zuklopfen, du triffst nach was du begehrst zu ziehlen.

2. Gewieß zu schüssen.

Wann du mit deinen Gewehr allemal willst einen gewießen Schuß haben, so nim am Maria Verkündigungstage vor Sonnenaufgang, von den Saamenstingeln, die übern Winter in den Keller verwahret

gewesen, und schon ausgeschlagen oder ausgekronet sind, zum erstenmal 9 Krönlein und sage 27, zum andermal nim wieder 9 Krönlein und sage 27. Zum drittenmal nim wieder 9 Krönlein und sage 27. Diese 27 Krönlein thue in ein solch kleines Flecklein, das von einem Jungfernhemde (die ihre Menst. das erstemal bekommen hatte) und Blut in dem Hemdfleck zu sehen ist, wickle es fest zusammen und verwahre dieses hinten in den Schaft unter der Anschlagsverkleidung. Du wirst keinen Schuß fehlen.

3. Zwey Stücke, daß dein Gewehr gut feuere und keinen Schuß fehlest.

Erstes Stück.

Nehme in einen neuen Sontag, (das ist, wann der neuen Mond an einen Sontag fällt) Bürkenschwam, räuchere dein Gewehr aus, so wird es gut feuern.

Zweites Stück.

Nimm von einer Wachskerzen, welche die Gevattersleuthe bey der Taufe eines Kindes halten, aus der Mitte derselben Wachskerze zwicke ein bißl Wachs heraus und räuchere damit das Gewehr wohl durch.

4. Gewieß zu schüssen.

Ziehe in einen Garten einen Stamstock (das wird eine Gartensäule sein) nim etwas von der Spitze so in der Erde steckt, und stelle sie wieder so ein, wie solche gestanden ist, dann schüsse eine Hetze, gebe diese Hetze und die Spitze von der etwaigen Gartensäule in einen neuen Topf, brenne beides zu Pulver und mische es unter das Schußpulver.

5. Daß du Scheibe an besten triffst.

Nehme von einen Wachslicht, welches bey einem Toden beym Kopf gebrennet hat, das abgeschmolzene Wachs, wie nun die Reihe zum schüssen an dich kommt, so klebe ein bißl von den beziehlten Wachs auf das Zentrum, du wirst am besten schüssen.

6. Daß du im schüssen treffen must.

Bestreiche die Kugel mit Maulwurfblut, so schüssest du gewieß.

oder

So sich die Sterne reinigen, nim dasselbige und mache ein Loch in die Kugel, thue ein wenig darein, so kannst du nicht fehlen.

Ein Kleidchen von einem Kind unter den Lauf gelegt, ist gut.

Wann man in ersten Märzen eine Krötte findet, so nim eine Nähenadel mit einen Carmesin rothen Seidenfaden, und stich sie durch die Augen, dann ziehe den Faden durch, und wann du Kugeln güßt, so thue ein wenig in die Kugeln, du trifst gewieß.

oder

Ein Nabel von einem Knäbchen auf oder unter das Korn der Flinte gemacht, ist probirt.

7. Die Scheibe ins schwarze zu treffen.

Nim eine lebendige Fledermaus und thue solche mit Bley in einen

Topf, mache den Topf oben fest zu (daß du aber dieselbe Fledermaus nur nicht schreyen hörest) setze solche zum Feuer, wann das Bley schmelzet, so güß Kugeln daraus, du trifst das Schwarze in der Scheibe.

Nim eine Krötte und brenne sie in einen Topf zu Pulver, mit diesen Pulver bestreiche das Ziehl der Scheibe, schüß darauf, du trifst das Ziehl, und dich wird keiner abschüssen.

8. Zu treffen wornach man schüsset.

Nim das Herz und Leber von einer Fledermaus, thue es wann du Kugeln güssest unter das Bley, so kannst du treffen wornach du schüssest.

Nim Wiedhopfen aus dem Nest wann sie noch Jung und noch nicht auf die Erden kommen sind, dann Jungferblut, laß es dürr werden, mache beedes zu Pulver, thue es in einem Topf, und gebe von dieser Vorbereitung $^1/_4$ ℔ und 5 ℔ Schußpulver, so trifst du gewiß wornach du schüssest.

Trage ein Fledermaus- und ein Wiedhopfenherz samt derley Zungen bey dir.

Nim ein Fledermausherz und derley Leber, pulverisire es und thue solches zum Schüßpulver und thue auch was davon unter die Kugeln.

So du in Merzen die erste Heidellerche siehest, so trachte solche zu fangen, schneide ihr den Kopf ab, und tue den Kopf in einen Topf, und thue 3 Erbsen darzu in den Topf, hernach thue frische Erden darein ganz voll, hernach laß die Schotten reif werden, dann nim sie an einem Freytag früh vor Sonnenaufgang heraus, schüßest du mit Schrott, so thue 3 Stück von denen Erbsen darzu, schüßest du mit der Kugel, so mußt du etliche Erbsen zu Pulver stossen und in Bley thun, wann du Kugeln güssest.

Bestreiche die Kugeln mit Taubenblut.

Nim eine Otterzunge von einer Waldotter, die vor Walburgis lebendig ausgerissen wird und lasse die Otter wieder lauffen, diese Zunge lege forne unter das Rohr eingefaßt so kann kein Schuß fehlen.

Nim ein Herz von einen Wieselein und Bärenschmalz darzu, du trifst gewieß wornach du ziehlest.

Nim Tauben- und Laubfroschblut, darmit ein wenig die Büchsen bestrichen.

Wenn der Hahn auf die Henne steigt, so lasset er eine Feder fallen, die binde an den linken Arm.

Brenne Regenwürmer zu Pulver, das thue in die Kugeln und in das Schußpulver.

9. Gewieß zu schüssen und alles zu treffen.

Schüß einen Guguck, und ziehe ihm 3 Federn aus den rechten Flügel, schneide ihm seine rechte Seite auf, und reiß ihm das Herz heraus, weil der Vogel noch warm ist, stecke die Federn durch das

Herz, thue es in einen leinwandenen Tüchlein, lege darzu Weyrauch, und hänge es wie solches zusammen gemachet ist, in eine Feueresse, daß ist Rauchfang, nach 9 Tagen nehme man dieß wieder herunter, und hänge oder binde es an den rechten Elbogen, so wirst du gewieß schüssen.

Nim einen Nabel von einen neu- und erstgebohrenen Sohn, laß ihn wohl drucken werden. Darnach ein Gesicht auf das Rohr gemacht, so kannst du schüssen und alles treffen.

Nim eine Seife, darmit ein neu- und erstgebohrner Sohn das erstemal ist gewaschen worden, mit dieser Seife beschmire das Gewehr.

10. Das Scheibenziehl zu treffen, daß dich keiner abschüsse.

Im Frühling nim die erste Krötte, brene sie in einen neuen Topf zu Pulver, bestreiche darmit das Ziehl und schüsse, du trifst das Centrum, und wird dich keiner abschüssen.

11. Hilfe, wann aus einem Feuergewehr nichts sterben will.

Schüsse ein Alaster (Elster) oder einen Raben, mit einem solchen Blut wische das Gewehr wohl aus, es hilft gewieß.

12. Gewieß zu schüssen.

Nim Jungferwachs und drey Herzen von jungen Rauchschwalben, du mußt aber die Schwalben mit dem Schnupftuch anbacken und darmit die Rauchschwalben zereißen, als dann mußt du die drey Herze in das Jungfernwachs wickeln und es in dein Schußgewehr unter der Schwanzschrauben einmachen.

Nim das Herz von einer Fledermaus und thue es unter das Bley, du kannst nicht fehlen.

Trage eine Otterzunge bey dir, du wirst gewieß nicht fehlen.

Nim einen Maulwurf wann du ihn immer bekommen kannst, und beiße ihn ein Pfödchen ab, und trage es bey dir, es hilft.

13. Einen gewiesen Schuß zu haben.

Nim drey junge Schwalben, ehe sie noch reif geworden sind, reise sie von einander und nim die Herzn davon, und henge sie kreuzweis an einen rothen Seidenfaden gegen Sonnen Aufgang, und aufn Abend wann die Sonne untergegangen nehme sie wieder ab, und reibe sie zu zarten Pulver. Dann nehme einen rechten Flügel von einen Wiedhof, der aber mit keiner blosen Hand angegriffen worden, diesen Flügel zerschneide eben so klein, als es möglich ist, und mische dies klein geschnittene unter das Bley, und güsse Kugeln. Probatum est.

Wann du eine Schlange (das ist eine Natter) vor Georgentag bekommst, so nehme ihren Kopf, und stecke selben auch die Augenhöhlen voller Erbsen, dann vergrabe denselben in ein fett Erdreich einer Spanen tief, und verwahre denselben, daß Niemand davon etwas nehmen kann. Wann nun die Erbsen gewachsen und nach der Zeitigung eingesammelt seyn, dann lege beym Kugelgüssen

solche Erbsen in Kugelform so, daß allezeit eine Erbse in Mitte der Kugel komme. Mit solchen Kugeln lade dein Gewehr, du wirst nicht fehlen. Probatum est.

14. Mit Kugeln zu treffen, wohin du ziehlst.

Nim junge Wiedhopfen, die noch auf keine Erde gekommen sind und nehme das Gehirn davon, mit diesen Hirn schmire die Kugelpflaster, so schüssest wohin du ziehlst.

15. Zwey Stücke, daß dein Gewehr gut feuere, und keinen Schuß fehlest.

Trachte daß du vor Georgi eine Schlange (dieß wird eine Natter seyn) bekömmst, dörre dieselbe in einen neuen Topf, gebe selbe in das Pulver, so wirst du gut feuern.

Wann du vor Georgi einen Kuckuck bekomst, so reiße ihn den rechten Flügel aus, von denselben Flügel nim eine Feder, und wische oder räume das Zündloch aus, du wirst gut feuern und niemals fehlen.

16. Schüssen und alles treffen.

a) Nehme eine Fledermaus, schneide solcher den Bauch auf, dunke drey Kugeln in denselben ihren Leib, wann du mit diesen Kugeln schüssest, so trifst du gewiß alles.

oder

b) Nim Schwalbenblut, dörre es, misch solches unter das Schießpulver, schüsse auf was du willst, du wirst alles treffen.

17. Kugeln zu machen, die gewieß schüssen.

Nimm einen Otterkopf den ersten vor Walburgistag, stecke drei Erbsen darein, und vergrabe ihn den Walburgistag ante Ortum Solis in einem Scherben, und beobachte, daß der Hintertheil des Otterkopfs unter sich in die Erde komt, dann werden die Erbsen zum Maul herauswachsen, merke die Stunde wann du dieses hast eingegraben, so werden die Erbsen wachsen, diese brich am St. Johannistag in der nemlichen Stunde, wann solche eingestecket worden, wieder ab, hernach nim ein Stücklein gebrochenen Stab, wo einer gerichtet worden, und laß dir dasselbige in denen Anschlag einsetzen, daß es auf das Schloß zugehet, darnach gehe 3 Feiertage ante Ortum Solis zu drey Martersäulen, und nim das Moos davon und stosse es auf das Pulver. Hernach güß Kugeln, und von den oben erwähnten Erbsen lege allezeit eine in die Form, und güß das Bley darüber hinein, hernach schüsse mit solchen Kugeln, du mußt aber nach Fleisch schüssen, sonst triffst du dich selbsten.

18. Sympathetische Kugeln zu machen womit der Nagel in der Scheibe getroffen wird.

Mache einen guten Magnetstein zu Pulver, dann Wißmutherz und Auripigmentum jedes gleich viel, mische alles wohl untereinander, und thue diese drey Stücke in granulirtes Bley, lasse das Bley in ein Tiegel zergehen, und trage obige drey Materien darein, lasse alle miteinander eine gute Stunde schmelzen oder glühen, güß Ku-

gel daraus. Merke aber: daß das geschehen muß, wann der Mond 3 Täge in Schützen ist, absonderlich wann an einem Dinstag der erste Schütz eintritt.

Man ersieht aus diesen Proben, daß der Volksaberglaube in diesem Falle nahezu das ganze Tier- und Pflanzenreich aufbietet, um das angeblich verhexte Gewehr und seine Bestandteile, den Rohrlauf, den Schaft, das Zündloch, das Pulver, das Korn und die Kugeln, zu kurieren, damit man sicher trifft. Bald muß der Jäger dies, bald jenes an sich tragen oder an das Gewehr anbinden, um gewiß zu schießen.

Was im besonderen das Kugelgießen anbelangt, so kommen nach John im Egerland drei Formen der Zubereitung vor: a) In die Kugel werden Löcher gebohrt und Samenkörner von Fichten- und Tannenzapfen oder Erbsen darin verspundet. b) Gewisse Tiere oder tierische Teile (Fledermausherzen, Wiedehopfflügel, Regenwürmer) werden pulverisiert und beim Guß unter die Kugeln gemischt. c. Die Kugeln werden in Blut getaucht (Fledermausblut) oder mit Tierblut (von Tauben oder Maulwurf) bestrichen. Der Glaube, treffsichere Freikugeln von besonderer Tugend machen zu können, gehört also in den Zauberglauben des Volkes. In keinem dieser Mittel aber finden wir je ausgedrückt, daß nur eine gewisse Zahl dieser Kugeln trifft, die anderen aber fehlen oder einer bösen Macht verfallen. Diese Angabe, welche auf die „Monatlichen Unterredungen" zurückgeht und von Apel und Laun und Kind aufgenommen wird, scheint also eine Erfindung, eine Erdichtung zu sein. Nachweisen läßt sie sich vorläufig aus dem wirklichen Volksglauben nicht*).

Die Beschwörungsszene (die Zauberhandlung). Nachdem Max von Kaspar nach langem inneren Kampfe

---

*) Dr. Gräßes „Jägerbrevier" (jetzt in 3. Auflage, Berlin 1885; die 1. Auflage erschien 1857 in Dresden bei Schönfeld) enthält zahlreiche „Jägersagen" von Schützen, die immer treffen. Vgl. Reinhold Köhler, Kleine Schriften, III., 491 und Wagners Archiv, 1, 138.

gewonnen ist, wird nun die Beschwörungsszene in der Wolfsschlucht ausgeführt. Die wildesten Schauer des nächtlichen Waldes, der Natur, des Unwetters werden aufgeboten, um diese an entsetzlichen Eindrücken reiche Szene so erschütternd als möglich zu machen. Dichter und Komponist lassen alle Mittel und Hexenkünste der Sprache und der Musik spielen, um die Wildheit und die Schrecken dieser Nacht zu schildern. Betrachten wir die Sache nach den Quellen und vom volkskundlichen Standpunkte aus, so stellt sich das Ganze als eine Beschwörung dar mit allen bei derartigen Zauberhandlungen genau vorgeschriebenen Vorbedingungen. Zu diesen Vorbedingungen, welche erst die eigentliche Kraft und Wirkung des Zaubers verbürgen, gehören:

1. Die Beachtung der Zeit. In den „Monatlichen Unterredungen" verlangt der Bergjäger, daß Schmid am 30. Juli (1710) als am Abdonstage in der Nacht mit ihm die Kugeln gieße. Der Abdonstag findet sich verhältnismäßig selten im Volkskalender. „Was man am St. Abdon Tag ‚abtut', abhaut, wächst nicht mehr." (Höfler in der Zeitschrift für Volkskunst und Volkskunde, München, I., 76.) Abdon und Sennen waren zwei als Märtyrer gestorbene persische Prinzen, deren Gebeine der Abt des Benediktinerklosters Arles von Rom erhielt. Auf der Heimkehr heilte er zwei blinde Kinder, denen er Wein zu trinken gab, der in einer Tonne neben den Reliquien stand. (Kerler, Patronate der Heiligen, S. 11, 48, 88, 195.) Bei Apel und Laun wird ein Monatstag überhaupt nicht genannt, fest bestimmt ist daselbst bloß die Nachtzeit von 11 bis 12 Uhr, bei Kind die Zeit von 12 bis 1 Uhr nachts.

2. Die Stellung der Planeten, der Gestirne oder des Tierkreises, der Sonne, des Mondes usw. Hierüber findet sich weder in den „Monatlichen Unterredungen" noch bei Apel und Laun eine Angabe. Wohl aber bei Kind. Hier spricht (I., 6.) Kaspar zu Max: „Drei Tage hintereinander steht jetzt die Sonne im Schützen, und heut' ist der mittelste; heut', wenn sich die Tage

scheiden, gibt's eine totale Mondfinsternis. (Lebhafter und zuredend): Max! Kamerad! Dein Schicksal steht unter dem Einfluß günstiger Gestirne!" Im Schützen! Das stimmt ja genau mit dem ersten Kugelrezept des Egerländer Zauberbuches, wo es heißt: „wann der Schütz drei Tage nacheinander im Kalender stehet". Kind hat also diese Angabe aus wirklichem Volksglauben geschöpft.

3. Der Ort der Zauberhandlung. Übereinstimmend geben die beiden ältesten Quellen des „Freischütz" einen Kreuzweg als Ort der Beschwörung an. Dies stimmt vollkommen mit dem Volksglauben überein, der an Kreuzwege fast alle derartigen Zauberhandlungen verlegt. „Auf Kreuzwegen haben die bösen Geister ihr Spiel, da kann man sie auch rufen und mit ihnen verkehren, da waltet der Zauber." (Wuttke.) Auch die Hexen sammeln sich im Egerlande auf Kreuzwegen. In der Thomasnacht geht man gerne auf Kreuzwege „horchen", um die Zukunft zu erfahren. Nur Kind verlegt den Schauplatz der Beschwörung in eine verrufene Waldschlucht, die er ganz willkürlich Wolfsschlucht nennt, wo angeblich der wilde Jäger sein Wesen treibt, ein nach Johns Darlegung ganz erdichtetes Moment. Alle diese Vorbedingungen: Der Dreißigste des Monates Juli (der Abdonstag), die Stunde vor oder nach Mitternacht, die Mondfinsternis, die Sonne im Zeichen des Schützen, der einsame, verrufene Kreuzweg, gehören zur Wirksamkeit einer echten und rechten Zauberhandlung; sie sind durchwegs echt volkstümlich und dem Zauber- und Aberglauben des Volkes entnommen.

Die eigentliche Beschwörungsszene. Sie bietet nichts Besonderes und verläuft wie alle derartigen Geisterbeschwörungen und Zauberhandlungen. (Vgl. Scheibles „Kloster", Bd. V.) Das Ziehen des Zauberkreises geschieht in den „Monatlichen Unterredungen" vom Bergjäger mit dem Weidmesser. Er setzt auch gewisse Charaktere auf den Rand ringsherum, welche aber der Schreiber nicht lesen konnte. Dieselbe Quelle berichtet

auch, daß beide nackt in den Kreis traten, zugleich Gott und die heilige Dreifaltigkeit verleugneten und sich später mit den Rücken gegeneinanderstellten (einen gedoppelten Adler machten). Bei Apel und Laun wird bloß das Ziehen des Zauberkreises erwähnt und daß ringsumher Schädel und Totenbeine gelegt wurden. Bei Kind zieht Kaspar den Zauberkreis aus schwarzen Feldsteinen, in der Mitte liegt ein Totenschädel. „Er ist eine eherne Mauer gegen Geistergewalt vom Firmament bis zum untersten Abgrund," sagt er zu Max.

Das Gebot des Schweigens und Ruhigseins wird, was immer sich auch ereignen und kommen möge, in allen drei Quellen mit gleicher Eindringlichkeit betont und gehört mit zum Gelingen der Zauberwirkung.

Die Erscheinungen. Während des nun beginnenden Kugelgießens treten, wie immer bei derartigen Beschwörungen, gespenstige Erscheinungen auf: 1. Ein altes Weib, mit lauter hölzernen Kochlöffeln umhangen, bietet ihre Ware an und verschwindet. Bei Apel und Laun spricht sie:

> Gib mir die Knöchelchen, ich geb' dir ein Löffelchen,
> Gib mir die Schädel, was soll dir der Bettel?
> Kann dir nichts frommen, wirst nicht entkommen,
> Mußt mit zum Hochzeitreihn, lieb Bräutigam mein.

Schaudernd erinnert sich Wilhelm, der Beschwörer, daß sie bei Lebzeiten eine irrsinnige Bettlerin gewesen. 2. Die zweite Erscheinung besteht in mehreren heranfahrenden Kutschen; beim Kreis angelangt, streichen sie wie ein Sturmwind darüber weg. Bei Apel und Laun ist dies besonders gespenstig ausgemalt. 3. Die wilde Jagd. Voran das Wild (ein Eber, Bache), viele Reiter und Jäger zu Pferde, Hunde. Zuletzt sprechen die zwei ältesten Quellen von einem Reiter auf schwarzem Roß und einem Zwiegespräch zwischen ihm und den Beschwörern. Bei Apel und Laun und Kind führt er den erdichteten Namen Samiel. Es bleibt unentschieden, ob diese Gestalt als wilder Jäger oder Seelenjäger oder als der Teufel aufzufassen ist. Ein Zusammenhang des Frei-

schütz mit dem wilden Jäger muß, trotz A. Kuhns Nachweis einer Verwandtschaft (vgl. Höfners und Zachers Zeitschr. f. deutsche Philologie, Halle 1868, Bd. I, S. 89 und Dr. Gräße, S. 14, 15), bezweifelt werden. Gerade diese wirksamste und wildeste Szene der Oper steht volkskundlich am schwächsten und dürfte lediglich Erfindung sein, ähnlich wie die Kugeln, die treffen und äffen, die durch kein Beispiel aus dem wirklichen Volksglauben bisher nachweisbar sind. —

* * *

Wir schließen hier noch einiges vom Jägeraberglauben an.

Hat sich der Jäger mit einem unsichtbar machenden Amulett (eingeheilte Hostie) versehen, so trifft ihn die Kugel des Wildschützen nicht, sondern die nächste Wachholderstaude (W. Höfler).

Sicher treffende Kugeln wurden mit Hilfe eines Weizenkornes, welches man beim Gießen in das Blei steckte, bereitet.

Man glaubt noch jetzt im Angeltale, daß man sich kugelfest machen kann und daß es Schützen gebe, die noch Lerchen treffen, die einem anderen in der Höhe nicht mehr sichtbar sind*).

Ein Haushilfsbuch aus der Zeit Karl des Sechsten enthält u. a. das Rezept:

„Ein Büchsenwehr zuzurichten / dessen Kugel einen Harnisch oder Pantzer / er seye so wohl verwahret als er wolle / durscheust und durchgehet. Solches geschicht also / vermische unter eine Ladung Schießpulver 3 gr. Florum Antimonii aus der Apotheken / und stosse an statt des Papiers / so man darüber zu thun pfleget / ein Küglein rothes Wachs / darauf die Bley-Kugel / in ein rund ledern fett Trümmlein / und stoße es in das Rohr fein dicht auf einander."

M. Wutte teilt aus dem Graf Lodronschen Archiv zu Gmünd folgende Zaubersprüche für Jäger (18. Jahrhundert) mit:

*) Zeitschrift für österr. Volkskunde 1905, S. 190.

„Wan du gar gwis schiesn wilst, das du nicht fälst, so schau, das du ein buechens holtz bekumst, darin der daner geschlagen hat und vermachs in die bichsenschafft u. laß dir dernach eine feine junckfrau an aim freytag vor aufgang der sonen ein fädenlein spinen und laß 3 Meß darob halten u. bindt den Faden umb den rechten arm, wan du schiessen wilst, so trifstu an allen zweifl.

Das dier ein wiltbrat in schießen stil steht, so sprich: O du wildes unzämtes thier, dier erschaf (!) ich aus den irdischen paradeis, du solst stil stehen, als da gestundt der heylige Jordan, darin der heillige St. Johannes tauffet unsern herrn Jesum Christum, du solst stehen in meinen landen als Christus ist gestanden gekreizigt u. gefangen im namen gottes sohns, heiligen geistes amen*)".

Dagegen wird einem Jäger „der Schuß verkeilt" (ein Weidmann gesetzt!), wenn man einen Lappen von seinen Kleidern mit einem Holzkeil vor Sonnenaufgang in einer hohlen Weide festmacht. Solange der Lappen nicht herausfault oder von dem Betreffenden aufgefunden wird, hat er keinen sicheren Schuß**).

Hellig Ludse, die 1546 als Hexe zu Lund verbrannt wurde, bekannte bei der Folter, daß Jakob Sparre, als er zwei Tage in seinem Rehpark kein Wild erlegte, zu ihr sandte, da der Rehpark behext war. Sie kam dorthin in Bauerkleider vermummt und ging längs des Rehparkes hinunter und schlug auf jeden Zaunpfahl mit einem Zweige und besprach selbige Zaunpfähle. Dann bekam er jeden Tag zwei Rehe***).

Sieht ein Jäger einen Hasen, der ihn ruhig herankommen läßt und im Übermut sogar noch mit den Läufen trommelt, so kann er gewiß sein, daß er eine Hexe vor sich hat, und daß ihm der Schuß versagt. Die Flinte ist gebannt und kann nur durch Wermut entzaubert werden.

---

*) Zeitschrift für österr. Volkskunde 1908, S. 132.

**) G. Laube, Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz usw., Prag 1896.

***) Troels-Lund, a. a. O.

V. Orakel, Prophezeiungen, Glücks- und Unglückstage

„Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne so sich oder anders fügen,
Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur
Die Traumkunst träumt und alle Zeichen trügen."

An Mahnungen wie dieser (aus der „Braut von Messina") hat es nie gefehlt. Wenn man die Geschichte des Aberglaubens überschaut, erkennt man, wie fruchtlos sie gewesen. Nach dem Alten Testament (s. Sam. 28, 7ff.) hat König Saul in seinem letzten Kriege gegen die Philister die Zauberin zu Endor um seine und seines Hauses Zukunft befragt.

Wenn das Vaterland in Gefahr war, öffneten die römischen Priester, die Stirne mit heiligen Verbenen umkränzt und nach Anrufung der Götter, die sibyllinischen Bücher und fanden stets in ihnen die gewünschte Auskunft.

Als einst der Schwedenkönig Erik seinem Feinde auf dem Kampfplatze ohne Hoffnung auf Sieg gegenüberstand, gelobte er sich dem Odin und bestimmte die Zeit seines Lebens noch auf zehn Winter. Da kam Odin in der Gestalt eines großen Mannes mit einem breiten Hute herbei und gab dem Könige einen Rohrstengel mit dem Befehle, denselben mit den Worten „Odin hat euch alle!" über das feindliche Heer zu werfen. Als Erik den Befehl Odins vollführte, verwandelte sich das Rohr in einen Speer, der über das feindliche Heer dahinflog und dasselbe mit samt seinem Könige so mit Blindheit schlug, daß König Erik gewann.

Das Verdorren des Lorbeers, der sonst Glückbringer war, bedeutete Krieg, Krankheit und Tod. Kurz

vor dem Tode Neros begannen alle Lorbeerbäume zu welken, obgleich der Winter sehr milde war.

Als das Heer Alexander des Großen auf seinem Siegeszuge die indische Grenze überschritt, sah es einen heiligen Berg, der ganz mit Efeu bepflanzt war, was den Kriegern als Gruß der Heimat und des himmlischen Gottes Bacchus die größte Freude machte*).

Eigentümlichen Menschenopferdienst, verbunden mit Orakeleinholung, übten die Kimbrer bei ihrem Einbruch in Oberitalien (i. J. 101). Sie hatten Priesterinnen, grau vor Alter, barfüßig, mit weißen Gewändern angetan, mit ehernen Gürteln gegürtet, bloße Schwerter in den Händen. So traten sie im Lager gefangenen Römern entgegen, bekränzten dieselben und führten sie zu einem großen ehernen Kessel. Hier durchschnitt die Oberpriesterin den über den Kesselrand emporgehobenen Opfern die Kehlen und aus dem in den Kessel strömenden Blute weissagten sie. Die Sachsen aber opferten, bevor sie auf eine gefahrvolle Unternehmung auszogen, dem Wodan den zehnten Mann, die Katten gelobten im Kriege gegen die Hermunduren die Opferung aller gefangenen Männer und Rosse; denn letztere Tiere wurden als eine der Gottheit besonders wohlgefällige Opfergabe angesehen. Die skandinavischen Germanen hielten am Menschenopferkulte länger fest als die deutschen. Snorri in der Ynglingasage erzählt: „Domalldi nahm das Erbe nach seinem Vater Wisbur und beherrschte die Lande. In seinen Tagen war in Schweden großer Hunger und viel Elend. Da taten die Schweden große Opfer zu Uppsalir; den ersten Herbst opferten sie Ochsen und verbesserten dadurch den Gang der Fruchtbarkeit auch nicht. Aber den anderen Herbst hatten sie Menschenopfer (manblot); doch der Gang der Fruchtbarkeit war derselbe oder schlimmer. Aber den dritten Herbst kamen die Schweden vielmännig nach Uppsalir, da, als die Opfer sein sollten. Da hatten die

*) Warnke, Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte, S. 93.

Häuptlinge ihre Ratschläge gemacht und kamen überein, daß die unfruchtbare Zeit würde stehen vor ihrem Könige Domalldi, und dabei, daß sie sollten ihn opfern um fruchtbare Zeit für sich und einen Anfall auf ihn tun und ihn töten und die Gestelle (Altäre der Götter) röten mit seinem Blute; und so taten sie. Auch ihren König Olaf Tretelgia gaben die Schweden Odin und opferten ihn um Fruchtfülle für sich (Ynglingas. 47). Die drei Hauptopferzeiten des germanischen Gottesdienstes fielen so ziemlich mit unserem Martini, Weihnacht und Walpurgis zusammen. Zum Opferdienste gehörte wohl auch das Anzünden von Feuern auf Bergen und Hügeln. Aus dem Wiehern der Pferde, aus dem Flug und Geschrei der Vögel wurden mancherlei Weissagungen und Mahnungen gezogen. So auch aus dem Rauschen, Wallen und Wirbeln strömender Wasser. Als der germanische Heerfürst Ariovist dem Cäsar in Gallien gegenüberstand, erklärten ihm die Alrunen oder Seherinnen, die mit über den Rhein gezogen waren, daß sie das Ziehen und Rauschen der Bäche und Flüsse beobachtet und daraus ersehen hätten, das deutsche Heer würde sieglos sein, so es vor dem Neumond zur Schlacht schritte. Eine weitere Art von Orakeleinholung war die Ziehung oder Lesung von Runen. Das hierbei beobachtete Verfahren beweist zugleich das Vorhandensein einer Art von Schrift im alten Deutschland. In die abgebrochenen Zweige eines fruchttragenden Baumes, als welcher, und zwar vornehmlich auch die Buche angesehen war, wurden gewisse Zeichen geritzt oder geschnitten. Dann streute man diese Zweige oder Stäbe (daher Buch-Staben) aufs Geratewohl auf den Boden, las sie wieder auf (daher unser Wort lesen) und deutete ihren Sinn jenen Zeichen gemäß, indem man entweder, wie die Buchstaben nach und nach aufgelesen wurden, ein Wort aus ihnen zusammensetzte oder aber dem Namen jedes einzelnen Buchstaben eine Beziehung auf den in Frage stehenden Gegenstand gab. Diese urgermanische Buchstabenschrift war eine nicht gemeine Kenntnis und deshalb erhielt sie

den Namen Runenschrift (von Runa, Geheimnis). Bis weit ins Mittelalter hinein wurden insbesondere in Skandinavien Runen in Holz geschnitten und in Steine gehauen*).

Zur Zeit des germanischen Heidentums war die Eiche dem sich in Donner und Blitz offenbarenden Donar geweiht. Ihm allein stand das Recht zu, sie mit seinem allgewaltigen Hammer zu zerschmettern und zu vernichten. Bei Verlust des Lebens und des Eigentums durfte kein Uneingeweihter den heiligen Eichenhain betreten. Unter den Eichen opferten die alten Germanen den Göttern. Die Schädel der geopferten Tiere, besonders der Pferde, befestigten sie an den Stämmen der heiligen Bäume. Unter den Eichen versammelten sich aber auch die Männer, wenn es galt, wichtige Beschlüsse über Krieg oder Frieden zu fassen.

„Wohl klingt die alte Weise
Mir ewig noch im Ohr,
Die hohe bärtige Greise
Mir einst gesungen im Chor.

Es ziehn die alten Gedanken
Wie Nebel durch mein Geäst,
An Opfer, die mir sanken
Beim Sonnenwendenfest;

An die Zeit, da im Kreise geschlossen,
— Jetzt sind es tausend Jahr —
Sie Met mir ausgegossen,
An die Zeit, der ich heilig noch war.

Einst sah ich Krieger kommen,
Sie hatten die Decke dem Bär
Für ihre Schultern genommen,
Und dem Ur der Stirne Wehr.

Und einen meiner Äste
Der Herzog schnitt entzwei,
Daß er der Stiel in die beste
Von seinen Lanzen sei.

*) Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte.

Danach, als sie kehrten mit Wunden,
Haben sie mein Laub gepflückt,
Sie haben's zu Kränzen gewunden
Und ihre Schläfen geschmückt.

Sie haben Speere geschwungen
Und brachten Gefangne mir dar;
Sie haben Lieder gesungen
Auf Thors blitztragenden Aar." (Grube.)

In ganz besonderem Ansehen standen bei dem Volke die „Blutbuchen"; bis in die neuere Zeit erhielt sich eine solche bei Irchel im Kanton Zürich. Die „Blutbäume" waren heilige Bäume, und die Ursachen ihrer Verehrung reichen bis in die Zeit des Heidentums zurück. Sie waren zugleich Opferbäume, und an ihnen wurden die Schädel und Felle der geschlachteten Tiere aufgehängt. In dem Laube rauschte der Gott, und die Priester deuteten aus demselben die Zukunft. Damit die altehrwürdigen Stämme nicht abstarben, wurden sie bei den Galliern mit dem Blut der Opfertiere begossen, und nach späterer Überlieferung sollen den Bäumen bei einer Verletzung blutige Tränen entfließen; sie hießen deshalb auch „gefeite" Bäume. An einer Stelle vor der mittelitalienischen Stadt Benevent, die noch lange nach dem höchsten Gott der Germanen Wodan den Namen Wodam führte, stand ein solcher Blutbaum, an welchem Häute aufgehängt waren, durch welche die Vorüberreitenden ihre Speere warfen. Bei gewissen Festlichkeiten wurde er von den Longobarden mit solcher Wildheit umritten, daß die Rosse von den Spornhieben bluteten. Der heilige Barbatus ließ ihn im siebenten Jahrhundert umhauen, weil das Volk, obschon es getauft war, von dem alten Baumdienst nicht lassen wollte.

Von einer Blutbuche berichtet auch eine Sage aus Schlossau im Badischen. Einst ging ein Mann um ein Uhr nachts in den Wald von Rodenberg, um von einer Buche Holz zu Fackeln zu holen. Kaum hatte er den ersten Axtschlag getan, so entstand ein fürchterliches Jagdgetöse, das bei den folgenden Schlägen immer näher und näher

kam und jedenfalls von der wilden Jagd des Hackelberend herrührte. Der Mann erkannte, daß jene Buche ein „gefeiter" Baum sei, er ließ von seinem Vorhaben ab, und der wüste Lärm verlor sich in der Ferne. (Reling und Bohnhorst.)

* * *

Wie die Edda die Geister der auf dem Schlachtfelde gefallenen Einherier in Walhall miteinander kämpfen läßt, so kennt auch die spätere deutsche Sage Krieger, die sich nachts gespenstige Schlachten liefern. Aus dem Kyffhäuser oder Untersberg steigen die Krieger auf, und der Kaiser Friedrich Rotbart*), ursprünglich Wotan, hängt seinen Schild an einem dürren Baume auf, der durch sein erneutes Grünen den Kampfbeginn anzeigt. Vor einer großen fürchterlichen Schlacht wird der dürre Birnbaum auf dem Walser Felde wieder zu blühen beginnen, und ein großer Fürst wird sein Wappen an den Stamm hängen**).

In der Nähe von dem Untersberg im Salzburgischen, in welchem nach der Sage Karl der Große schläft, befindet sich das Walserfeld; auf demselben steht ein Birnbaum, der schon dreimal abgehauen wurde, dessen Wurzel aber immer wieder von neuem trieb, daß stets ein frischer, kräftiger Stamm entstand. Seit langem aber ist er nun dürr und kahl, seine Blätter sind verweht in alle Winde und verdorben. Wenn aber Karls des Großen Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, dann wird der Birnbaum von neuem grünen und blühen, dann wird Karl mit seinen Kriegern aus dem Berg hervorkommen und seinen Schild an den Baum hängen. Und er wird an seinen Schild schlagen und alle treuen Deutschen werden sich um ihn scharen gegen die Feinde des Va-

*) Zum Kapitel der „entrückten" und schlafenden Helden und Krieger vgl. u. a. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, S. 109 ff.

**) Freisauff, Salzburger Volkssagen.

terlandes. Eine furchtbare Schlacht wird unter seiner Führung geschlagen werden, und frei und einig, groß und mächtig wird Deutschland aus derselben hervorgehen. Im Jahre 1813, als das deutsche Volk in edler Begeisterung und heldenmütiger Tapferkeit die fränkische Knechtschaft abschüttelte, schlug der Baum wirklich aus; aber seine Blätter verdorrten bald wieder; der Tag von Deutschlands Einheit war noch nicht gekommen. Ob der Baum im Jahre 1870 von neuem ausgeschlagen, haben wir nicht erfahren können; am 26. Dezember 1875 berichtete die „Allgem. Zeitung" von dem tollen Streiche eines slawischen Jünglings, der in seinem patriotischen Deutschenhasse den Birnbaum auf der Walser Heide als ein Heiligtum der Deutschen mit der Axt umgehauen hätte.

In der Sage vom Untersberge haben wir gleichsam eine Fortsetzung der Sage von Barbarossa, der im Kyffhäuserberge schläft; und bei der allgemeinen Bekanntheit und Beliebtheit derselben erscheint es wohl gerechtfertigt, wenn wir bei derselben noch etwas verweilen, und ihre heidnischen Grundelemente, welche in der vom Untersberge klarer hervortreten, uns zu deuten suchen. Die Raben, welche den Berg umfliegen, sind Odins Boten, die der Gott ausgesandt, um den Stand der Dinge zu erkunden; daß sie den Berg umfliegen, kann nur eine verdunkelte Erinnerung sein, sie müßten sich zu ihm in den heute offenen Berg begeben, sich auf seine Schulter setzen und ihm ins Ohr flüstern. Von der großen Entscheidungsschlacht ist in der Barbarossasage ebenfalls nicht die Rede; ehe aber diese nicht geschlagen ist, kann auch der dürre Baum nicht ergrünen; denn der laublose Birnbaum auf dem Walserfelde ist die Weltesche, von welcher Idun, der grüne Blätterschmuck, herabgesunken ist, in der aber, wie in Hoddmimirs Holz, noch Lif und Lifthrasir, Leben und Lebenskraft sich verborgen halten. So ist das Walserfeld nichts als die Ebene Wigrid oder Ostkopnir, an Odins Stelle ist der Kaiser getreten, wie die Raben bekunden, der rote Bart könnte

von dem Donnerer Tor und die Bergentrückung von Freyr, dem Gott des Meeres, der Luft und der Fruchtbarkeit, entliehen sein. (Reling und Bohnhorst.)

Wenn also alle Deutschen einig sein werden, wird Kaiser Karl aus dem Untersberg kommen und an der Spitze der deutschen Heere gegen die Feinde des deutschen Volkes zu Felde ziehen. Wie die endlich erzielte volle Einigkeit der Deutschen auch im Herzen des Volkes freudige Genugtuung hervorruft, zeigt folgende, leider unbestellbare Feldpostkarte des Krieges von 1914, die, der Schrift nach von einem Bauern oder Arbeiter verfaßt, dem „Salzburger Volksblatt" zur Verfügung gestellt wurde: „An S. M. Kaiser Karl, wohnt im Unterberg bei Salzburg. Werte Majestät! Indem Sie versprochen haben, im Weltkrieg kommen Sie mit Ihrer Macht, jetzt ist Zeit; können Sie sich dem Landsturm anschließen, dann ist der Sieg unser. Der alte Birnbaum am Walserfelde ist Ihr Ralliierungsplatz. Es grüßt Sie der Landsturm Salzburg Nr. 100."

Karl der Große soll in verschiedenen Burgen wohnen, so in der Burg Hestalla, in der Karleburg am Spessart, auf dem Sandberg bei Nürnberg, im Untersberg bei Salzburg usw. Diese verschiedenen Bildungen wurden auch von den Gebrüdern Grimm in ihr deutsches Sagenbuch aufgenommen. Von Otto dem Großen berichtet bekanntlich die Sage, daß er im Kyffhäuser bei Tilleda harrt und sein Volk beschützt. Diese Sage benützte man später für Friedrich Barbarossa, der bis zum jüngsten Tage leben soll. Die Sage weist auf orientalischen Einfluß hin. Die Tataren hatten den Glücksbaum in Tauris, andere Orientalen in Susa oder im Hain von Mamre. Bei den Muselmanen lebt sehr stark der Glaube an die Wiederkehr Mohammeds.

Eine prächtige Erscheinung in der deutschen Sage ist Friedrich II., der mit Barbarossa und anderen Regenten gerne verwechselt wird. Mancherlei Chroniken erzählen von seiner Wiederkehr. Es gab Leute, die davon so fest überzeugt waren, daß sie in den Wahn verfielen, den

Kaiser wiederholt gesehen zu haben. Zu den schlafenden Volkshelden gehört der beliebte Dietrich von Bern, der Ehrung findet. Von neueren Heerführern dürfte Napoleon besonders zu erwähnen sein, der nach seinem Tode im Elsaß noch lange für lebend gehalten wurde, und eines Tages mit Mohren und Türken erscheinen werde, um die Welt wiederzuerobern. Eine ähnliche Ausnahmsstellung räumt man in Tirol dem Geiste Andreas Hofers ein, der in den Bergen leben soll. Wenn dem heiligen Land je Gefahr drohen sollte, so werde er mit der Geisterschar seiner zeitgenössischen Helden erscheinen und seinen Enkeln beistehen.

Die Kyffhäusersage wurde auch in den slawischen Ländern lokalisiert. In Böhmen kennt man die Sage von den Helden aus der glorreichen Zeit der Hussitenkriege, die im tiefen Schlafe im Innern des Berges Blanik ruhen. Sie harren auf den Zeitpunkt, wo sie dem bedrängten Vaterlande zu Hilfe eilen werden. Friedrich Smetana hat die Sage symphonisch behandelt. Ähnliche Sagen leben bei den Südslawen. Der bekannte Folklorist Dr. Friedrich S. Krauß hat die meisten gesammelt.

Der prophetische Zug einstiger Wiederkehr großer Toten ist bei den Polen ein Volksglaube, mit welchem sie in der großen Sehnsucht des Wiedererstehens ihres Reiches gerne liebäugeln. In schwermütigen Liedern und Sagen besingen sie ihre Helden und bitten sie um ihren Beistand, um ihre heiligen Namen auf den Fahnen des Reiches wieder tragen zu können. Im Krakauer Wawel ruht der älteste Polenheld Boleslaw I. der Tapfere (994—1025), der als der Organisator und der eigentliche Begründer des Königreiches gilt. Von ihm erhofft sich das Volk, daß er an den Befreiungskämpfen teilnehmen werde. Ähnliches verspricht man sich von dem Helden Sobieski und besonders von Kosciusko, dem Führer des Aufstandes nach der zweiten Teilung Polens (1794). Das so gern gesungene Lied: „Lenke Kosciuszko deinen Blick vom Himmel auf uns herab...“ spricht, wie tief der Glaube an den Heldengeist bei den Soldaten

lebt. Das bekannte Nationallied: „Noch ist Polen nicht verloren“ stammt aus der Zeit von Stanislaus v. Dombrowski, des Führers der napoleonischen polnischen Legionen, die sich bekanntlich in Italien gebildet hatten.

Wie Dombrowski gelten als Schlachtenlenker Fürst Joseph Poniatowski und die geistigen Führer und Dichter Mickiewicz, Slowacki und Krasinski, deren Werke die einzige rettende Hoffnung während der langen Bedrückungszeit den Polen gewesen sind. Auf Bildern werden sie mit Vorliebe als Geister dargestellt, die auf die Taten ihres geliebten Volkes herabblicken. Bekannt ist die schöne Sage der schlummernden Ritter in den Karpathen. Selbst die polnische Intelligenz glaubt an Einzelheiten derselben. Im Tatragebirge schlafen die polnischen Helden und werden eines Tages durch das Geläute der Sigismundglocke, die im Wawel hängt, geweckt. Mit ihren Brüdern werden sie in den Kampf ziehen und ihnen den Weg zur Freiheit bahnen. Mit der Heldensage steht die romantische Geschichte der vergrabenen polnischen Krone in Beziehung. Sie soll irgendwo im Karpathengelände vergraben worden sein. Vor Jahren glaubte man — wenigstens nach Zeitungsberichten — schon auf die Spur des Versteckes gekommen zu sein. Angeblich kennen nur zwei Polen den Ort. Fühlt sich der eine dem Tode nahe, so erwählt er sich einen neuen würdigen Nachfolger. Das Geheimnis muß so lange gehütet werden, bis die Polen wieder ihren König krönen werden.

Auf einen Holunderbusch an der Nortorfer Kirche in Schleswig ist die Sage von dem Birnbaume auf dem Walserfeld übertragen. Von diesem Busche wird erzählt, wenn er die Höhe erreiche, daß man ein Pferd unter ihm anbinden könne, so würde ein allgemeiner Krieg entstehen. Ein König mit weißem Haupte würde alle seine Feinde besiegen und ein mächtiges Reich gründen. An den Holunder wird er sein Schlachtroß binden, und das Blut der Walstatt wird bis an die Knöchel reichen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege war dieser

Holunder schon so hoch, daß seine Spitzen das Kirchendach berührten, dazu wollte man über demselben in der Luft wunderbare Erscheinungen gesehen haben, namentlich zwei sich bekämpfende Heere. Als nun im Jahre 1813 wirklich die Feinde kamen und bei Nortorf ein Gefecht vorfiel, glaubte man, die Prophezeiung würde in Erfüllung gehen, besonders da der König von Dänemark weißes Haar hatte. Als aber die Feinde von der Sage hörten, fällten sie den Holunder eiligst, daß er nun lange zu wachsen hat, bis er wieder seine frühere Höhe erreicht.

Auf dem Birrfelde im Aargau steht ein großer Dornstrauch der wilden Rosen. Wenn der einmal welkt, heißt es, entsteht eine Schlacht, so furchtbar und blutig, daß das rinnende Blut der Erschlagenen drei Tage lang die Mühle bei Mühlingen treibt. Auch hier hängt der Rosenhag mit Tod und Gericht zusammen, und wir können uns nicht wundern, wenn wir endlich dem Worte „Hagen" als Namen des Todesgottes begegnen. Vermutlich war ja auch der Wald der älteste Begräbnisplatz der Germanen. Aus dem Todesgotte Hagen, welchem der wilde Rosenbusch heilig war, ist jener Freund „Hain" entstanden, welchen als Tröster für jedes Erdenleid Matthias Claudius und seine Genossen so oft zitieren. (Reling und Bohnhorst.)

Rote Rosen bedeuteten Wunden, und mittelalterliche Dichter nannten deshalb das Schlachtfeld „Rosengarten". In der Schlacht von St. Jakob an der Birs sprach Herr Burkhard Münch, Ritter von Basel und Marschall des französischen Dauphins: „Nun baden wir in Rosen frei!" und meinte damit der Schweizer vergossenes edles Blut. Das hörte ein im Sterben liegender Eidgenoß; mit der letzten Kraft richtete er sich auf und zerschmetterte Herrn Burkhard mit einem Steinwurf das Haupt. „Die Ros", sagt das Volkslied, „ward in ihrem Blut zunicht," denn:

„Wie hängt der Ritter auf dem Roß?
Sein Panzer ist ja rosenrot!

Legt ihn nur auf den Kirchhof fein!
Da wachsen viele Röselein!“

Nach einer alten bayrischen Volkssage, die Panzer in seinem großen Sagenbuche verzeichnet, bleibt die Erde, auf welcher große Schlachten geschlagen wurden, jahrhundertelang rötlich gefärbt, und in stürmischen Winternächten zur Sonnenwende hört man teils unter, teils ober ihr deutliches Waffengeklirr.

Nach der Volkssage verließ Karl der Große, der in der versteckten Reismühle im Mühltale das Licht der Welt erblickt haben soll, diese friedliche Stelle nicht, ohne vorher sein Schwert unter einer heiligen Eiche (vgl. S. 123) vergraben zu haben, wenn er mit seinen Getreuen aus dem Untersberge kommt. (M. Höfler.)

In den unergründlichen Kasematten des Schlosses Helsingör, die 10000 Soldaten fassen können, schreitet zur Geisterstunde, solo und allein, einer, aber ein Gewaltiger: Holger Danske, der gute Geist im Staate Dänemark; er wird in vollem Stahl auf der Schloßterrasse erscheinen, in des Mondes Dämmerschein und ganz Dänemark wird ihm folgen, wenn er winkt, mit ihm hinwegzugehen. Englische Schauspieler, heißt es, Genossen William Shakespeares, die im Jahre 1585 im Rathause zu Helsingör spielten und zehn Jahre später in Kopenhagen bei der Krönung des Königs Christian des Vierten, haben den Dichter mit dem Ort der Handlung bekannt gemacht für die Tragödie, die nach „Faust“ die berühmteste geworden ist in der Weltliteratur.

Das Schwert des starken Ritters Brunsvik mit seinem Löwen (offenbar die nach Böhmen verpflanzte Sage von Heinrich dem Löwen von Braunschweig) liegt nach böhmischer Tradition im Fundament der Prager Brücke vermauert und wird, wenn Böhmen schon in der höchsten Feindesgefahr, unvermutet zum Vorschein kommen. Dann wird es ein Ritter, ebenso stark wie Brunsvik, führen und die Feinde nach allen Winden jagen*).

*) Gebhart, a. a. O., S. 204.

Auf den Schlachtfeldern der Wendenkämpfe toben noch immer die kämpfenden Geister. Von Frankenberg in Kurhessen wird erzählt, daß in seiner Nähe in der Heidenzeit eine gewaltige Schlacht geschlagen worden sei an einem Platze, der jetzt die Totenhöhe heißt; an jedem Jahrestage dieser Schlacht erheben sich die Gefallenen, um das blutige Spiel des Kampfes zu wiederholen. In der Tat fand man in dem Boden der Totenhöhe menschliche Gebeine großen Alters. An die Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges und ihre Plätze knüpfen sich eine Menge noch lebender Sagen, ebenso an das Schlachtfeld von Jena, auf welchem die Geister der dort Gefallenen in stürmischen Nächten ebenso kämpfen sollen wie auf der Totenhöhe von Frankenberg. Sogar über die Höhen von Königgrätz geht leise die Sage von der Fortsetzung des Kampfes in winterlichen Sturmtagen.

Die Sage von den Gefallenen in der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden, die in der Luft den grimmen Streit fortsetzten, ist nur ein großes Symbol jener heißen Kämpfe, die die Seelen der gestorbenen Krieger immer wieder über ihren Gräbern auf den Schlachtfeldern ausfechten. Meistens steigen diese gespenstischen Scharen am Jahrestag der Schlacht, in der sie den Heldentod fanden, zum alten Kampf wieder hervor. Wie erwähnt behauptet auch die Sage, daß der Boden der alten Kampfstätten noch Jahrhundertelang rot gefärbt bleibe.

In seinem inhaltsreichen Werk über die deutsche Volkssage hat Dr. Otto Böckel eine Reihe solcher Schlachtfeldsagen zusammengestellt. So knüpften sich an die Überreste einer alten Römerschanze bei Alkofen in der Mark Erzählungen von einer mörderischen Schlacht, deren Mitstreiter noch immer nicht genug haben, sondern in stürmischen Winternächten aufeinander loshauen, daß die Schwerter klirren und dumpfes Schlachtgeheul durch das Dunkel hallt. Es handelt sich dabei wahrscheinlich um einen Kampf, der 910 zwischen Hunnen und Bojoariern hier stattgefunden hat. Von einem Hügel in der Nähe des Ödlisberges im Aargau ging ebenfalls

die Sage, daß dort Geisterscharen miteinander kämpften. Als man im Jahre 1835 den Hügel öffnete, fand man Gerippe und schwarze Asche darin, offenbar von Kriegern, die in einer Schlacht gefallen waren. Ein Heidenkirchhof bei Radeberg in Sachsen, auf dem sehr viel Aschenurnen gefunden wurden, ist von der Volkssage zum Schauplatz fechtender Geisterheere gemacht worden; ebenso wird von den Walstätten der alten Wendenkämpfe berichtet, daß hier die Schlacht zwischen den Geistern weiter tobe, und besonders Hellsichtige wollen unabsehbare Scharen erblickt haben, die gegeneinander zogen. Nach einer von Schöppner aufgezeichneten Sage aus Bayern kamen aus einem Berge bei Neuleiningen in gewissen Nächten bewaffnete Geisterscharen hervor, die sich auf der nahen Ebene in Schlachtlinien ordneten. Die Führer sprengten auf feurigen Rossen voran, und deutlich hörte man das Klirren der Waffen, das Rasseln der Panzer, Feldgeschrei und Stöhnen der Verwundeten. Mit der neunten Stunde habe sich dann das Heer wieder in den Berg zurückgezogen.

Wie Wolf in seiner Sammlung hessischer Sagen aufgezeichnet hat, sahen in einer Winternacht Holzhauer, die über die Höhe gehen wollten, diese Kämpfe der Toten, die so ingrimmig und wild aufeinander einhieben, daß dumpf der Boden dröhnte. Voll Schrecken und Angst warfen sie ihre Äxte weg und eilten den heimischen Hütten zu. Als sie am Morgen wiederkamen, um ihre Äxte zu suchen, fanden sie sie nicht, sondern sahen nur ihre eigenen Fußtritte im Schnee. „Am steinernen Kreuz“ bei Selb im Fichtelgebirge sollen allnächtlich die Kaiserlichen und die Schweden miteinander kämpfen, wie sie es im Dreißigjährigen Kriege taten, und von Geisterschlachten zwischen Schweden und Kroaten wird berichtet, die alle sieben Jahre beim Dorfe Waldfisch bei Möhra in Thüringen stattfinden sollen. Selbst aus so naher historischer Zeit, wie 1806, sind Sagen im Schwange; sie haben sich besonders mit dem Schlachtfeld bei Jena beschäftigt und erzählen, daß

aus den Massengräbern der Gefallenen dort allnächtlich die Geister aufstehen, und Preußen und Franzosen miteinander weiterringen. Eine der schönsten Heldenlegenden ist wohl die märkische Sage von dem „Trommler von Gröben", die uns Handtmann in den „Neuen Sagen aus der Mark Brandenburg" mitteilt.

* *
*

Der Astrolog Nostradamus (vgl. S. 31), eigentlich Michel de Notredame (1503—1566), veröffentlichte 1555 zu Lyon Prophezeiungen in Versen unter dem Titel „Centuries", darin heißt es:

„La voix ouye de l'insolit oyseau
Sur le canon du respiral d'estage
Si haut viendra du fromment de boisteau
Que l'homme d'homme Antropophage."

Das heißt in freier Übersetzung: „Wenn man die Stimme des seltsamen Vogels wie Orgelton hören wird, dann wird der Scheffel Weizen so teuer sein, daß selbst Menschenfresserei Platz greift." „Der merkwürdige Vogel" mit der dröhnenden Stimme wie auf den Röhren der Orgel („Sur le canon du respiral d'estage", d. i. der Pfeifen als Röhren des Gestells mit dem Blasebalg), könnte auch als Vorahnung der Zeppelinschiffe gelten; denn diese bestehen auch aus einer gewaltigen röhrenartigen Hülle, die mit Gas gefüllt ist, wie der Blasebalg mit Luft, und man kann auch das genaue Bild des Geräusches der Luftkreuzer im Text finden. Die zweite Hälfte des Vierzeilers enthält die Niederlage Frankreichs, das Weizen als alleiniges Brotgetreide verzehrt, und wo die Ernte, wie die neue Bestellung bereits völlig gefährdet ist; aber es fehlt auch sowieso an Getreide, in England ist die Lage schon für jetzt recht schlimm!

Eine weitere prophetische Kenntnis unserer neuesten

technischen Kriegsmittel verkündet folgender Vierzeiler des auch im „Faust“ zitierten Nostradamus:

Albion, rogue de la mer
Alors qu'ira montagne de l'air
Cloche en canon, navire en cloche
Dis que la dernière heure approche.

Auf deutsch:

„Albion, Königin des Meeres, wenn der Berg aus Luft kommt und die Glocke in der Röhre, das Schiff in der Glocke, dann naht deine letzte Stunde.“ Die „Glocke in der Röhre“ ist nach Grobe-Wutischkys*) immerhin bestreitbarer Deutung das moderne Hohlgeschoß.

* * *

Eine Prophezeiung aus dem Jahre 1688, die den Untergang der englischen Weltmacht behandelt, wird in der „Neuen Metaphysischen Rundschau“ publiziert; sie lautet:

Als im Jahre des Herrn 1688 der Statthalter von Holland Wilhelm III. von Oranien mit der Vorbereitung zu seinem Kriegszuge nach England beschäftigt war, machte eine Seherin im ganzen Lande von sich reden und wurde von vielen wegen der Zukunft befragt, und keiner, weder reich noch arm, ging von ihr, ohne eine merkwürdige Aufklärung erhalten zu haben. Da geschah es, daß die Gemahlin des Statthalters im Traume flüchtende Reiter sah, die vergeblich den nachdrängenden Feinden zu entgehen suchten. In der Besorgnis um das Geschick ihres Gemahls ließ sie die Seherin zu sich rufen und befragte sie in Gegenwart vieler Zeugen. Das Weib, also auf die Probe gestellt, verdreht die Augen, erbleicht und droht in Ohnmacht zu fallen, also daß zwei Herren der Gefolgschaft herzueilen, um sie zu stützen. Da richtet sie sich hoch auf und spricht mit lauter Stimme:

*) Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie.

Welsch halb, halb Normann' von Geschlecht,
In Falschheit und im Kampf ein Held
Landet er Ritter, Troß und Knecht,
Herr allen Land's, wie's ihm gefällt,
Erstürmt in einer blut'gen Schlacht,
Legt er in Trümmer Englands Macht,
Mein Erster, Tausend Sechs und Sechs.
Dreimal zwei und zwei zweimal
Bringt zum Zweiten Englands Fall!

Weil Sitte, Recht und Glauben trat
In Staub der König auf dem Thron,
Lauert im Lande rings Verrat,
Herbeigerufen kommt ein Sohn
Erlauchten Stammes, und ohne Streich
Legt er den Grund zum neuen Reich,
Mein Zweiter, Sechzehn Acht und Acht.
Zweimal zwei und zwei dreimal
Bringt zum Dritten Englands Fall!

Wähnst du, du seiest auserwählt,
In aller Welt der Völker Fleiß
Leicht nur zu ernten ungezählt?
Heut gilt es einen höh'ren Preis:
Erfülle dein verwirktes Los,
Laut pocht an deinem Felsenschloß
Mein Dritter, Neunzehn Vier und Zehn!"

Der Spruch wurde sogleich der Universität Leyden unterbreitet, und das Gutachten der gelehrten Herren lautete folgendermaßen:

„Die erste Hauptstrophe betrifft sonder Zweifel die Eroberung Englands durch den Bastard Wilhelm von der Normandie, der im Jahre des Herrn 1066 bei Hastings den Sachsen Harald besiegte und alsdann das ganze Land unter seine Ritter verteilte. Seit jener Zeit sind 622 Jahre vergangen, das ist dreimal zwei und zwei zweimal, und die folgende zweite Hauptstrophe ist daher als eine sehr glückliche Vorbedeutung für den bevorstehenden Heereszug anzusehen.

Über die richtige Deutung des folgenden Spruches und der dritten Hauptstrophe hingegen sind die Herren der Fakultät nicht einig geworden. Insonderheit ist aber zu

bemerken, daß die Anfangsbuchstaben aller Verse dieser dritten, ebenso wie bereits der beiden vorhergehenden Hauptstrophen, hintereinander gestellt, den Namen Wilhelm ergeben.

Die Mehrheit der Fakultät ist nun der Meinung, daß diese letzte Strophe nicht wie die zweite unmittelbar bevorstehende Ereignisse betrifft, sondern vielmehr eine fernere Zukunft. Sie würde demnach besagen, daß nach abermals zweimal zwei und zwei dreimal also 226 Jahren, das ist im Jahre des Herrn 1914, England zum drittenmal zu Fall kommen wird, und zum drittenmal durch die Hand eines Wilhelm."

* * *

Es ist merkwürdig, daß die deutsche Sage Schlachtfelder kennt, die in den schriftlichen geschichtlichen Überlieferungen nicht gekannt oder mindestens nicht erwähnt sind, und daß die Begründung dieser Sagen sehr häufig durch Ausgrabungen gegeben wird: Man hat nämlich bereits an mehreren solcher Plätze Gebeine und Asche von großen Leichenbränden gefunden. Einer der bekanntesten derselben ist wohl die Ebene bei Chalons an der Marne, auf der eine Völkerschlacht in der Völkerwanderung ausgefochten wurde.

Zur Zeit des französischen Krieges wurde ein Soldat in das 4. Stockwerk des alten Hauses Nr. 4 in Preßburg einquartiert. Als am anderen Morgen der Korporal zu ihm kam, sah er an der ganzen Wand und den Möbeln die Spur von Säbelhieben. Der Soldat sprach: „Herr Korporal, schlafe hier, wer will, ich habe keine Lust mehr. Um Mitternacht sind zwölf alte Männer gekommen und wollten mich erwürgen, zum Glücke jagte ich sie mit dem Säbel fort." K. J. Schröer (Beitr. z. deutsch. Mythologie usw., Preßburg 1855, S. 21) bezieht diese Sage auf Wotans Tafelrunde. Wotan wie Donar hausten in Bergen, und dieser Glaube wurde später auf Friedrich Rotbart und Karl den Großen über-

tragen. Des englischen Königs Arthur Tafelrunde ist Wotans Mahl in der Walhalla, bei welchem die von den Walküren erlesenen Helden um den Gott versammelt sind.

A. de Mailly schreibt: Ich habe selbst von einem alten Bauern in Aspern vernommen, daß, wenn ein Krieg je wieder dort stattfinden werde, die Geister der Gefallenen mitkämpfen würden. Er wisse das ganz bestimmt, sagte er mit einem Ernste, der mich zur Nachdenklichkeit trieb. Eine ähnliche Sagenbildung ist mir aus Wippach bei Görz bekannt, die ich als Kind wiederholt gehört habe. Bei einer dortigen, idyllisch gelegenen Wallfahrtskirche ruhen sieben Husaren aus der Franzosenzeit, die schon wiederholt in Winternächten von den Landleuten gesehen wurden.

Es ist kein Zweifel, daß sich nach hundert Jahren auch an die ungeheuren Schlachtfelder unserer Tage Sagen heften werden, wie sie sich an die Schlachtfelder der Vorzeit knüpfen.

Die für das Kriegsjahr 1914—1915 bemerkenswerteste aller Schlachtfeldsagen ist wohl die vom Ochsenfelde bei Thann im Elsaß, wo die blutigsten Gefechte geliefert wurden. Dr. Sutschek-Hauschka schreibt: „Hier wird im schwersten Kriege, den die Welt sah, wieder eine Schlacht stattfinden; es wird ein Krieg sein, in dem das größte Land der Welt zerrissen wird. Wer hier siegt, wird Sieger bleiben." Dieses „Ochsenfeld" hat schon viel Blut getrunken. Auf ihm oder in seiner nächsten Nähe fand vor dem Neumond des September im Jahre 58 v. Chr. jene furchtbare Schlacht statt, in welcher der große Gallierschlächter Julius Cäsar den suebischen Herzog Ariovist entscheidend schlug, und auf dessen nördlichem Ende, dem Rotfeld bei Kolmar, die verräterischen Söhne Lothar, Pippin, Ludwig in Begleitung des Papstes Gregor auf ihren Vater losgingen — weshalb die Elsässer den Platz fortab das Lügenfeld nannten. Auf diesen beiden Feldern zwischen Kolmar und Thann soll der Hohenstaufe Friedrich der Zweite all-

jährlich im Herbst vor dem Neumond, wenn sich die Herbstnebel von den Vogesen niedersenken, große Heerschau halten. Am 12. September 1914 (es war merkwürdigerweise auch vor dem Neumond) fand auf dem Ochsenfelde der erste entscheidende Gegenangriff der Deutschen auf die sie um 25000 Mann übertreffende Masse der Franzosen statt; es war ein trüber, stürmischer Tag und die Nebel sanken von den Vogesen. Die einbrechende Nacht sah die Franzmänner in voller Flucht, ein Großteil ihrer Kanonen und der Train nebst vielen Gefangenen blieben in der Sieger Händen. Als am nächsten Tage der Schriftsteller Kurz, vom Schlachtfelde in die entfernteren Bauerndörfer kommend, gefragt ward, wer gesiegt hätte, und die furchtsam gewordenen Bauern von der Flucht der Franzosen hörten, rief ein alter Bauer: „Jetzt wird Deutschland überall siegen."

Im großen Krieg von 1914 dichtete Will Vesper die Vision vor der Schlacht*):

Zwischen Metz und den Vogesen
Vor der ersten Schlacht
Ist es gewesen;
Da standen um Mitternacht
Zwei Bayern vom Regiment von der Tann
Vor dem Feind auf der Wacht.
Stille lag das weite Land unter den Sternen.
Leises Klirren von Eisen füllte alle Fernen.

Plötzlich starrten die beiden sich an:
Leise klang
Gedämpfter Ruf und Hörnerklang,
Trommelschlagen und Gesang
Und ein Stampfen vieler Pferde
— Woher?
Tief aus der Erde!
An den Boden drückten die beiden das Ohr:
Deutlicher dröhnte der Marsch empor.
Es kommt, es wandert ein ganzes Heer!
„Wer da? Wer?"
Schrie der eine voll Grausen.
„Hast du's gehört?
Parole: Weißenburg und Wörth?"

*) Vom großen Krieg, München 1914, S. 28.

Klar vernahmen die zwei:
Infanterie, Artillerie, Reiterei
Zog mit dumpfem Brausen
Bis an den Morgen
Unsichtbar vorbei.
Auch die Franzosen, hinter den Wäldern verborgen,
Hörten den Lärm die ganze Nacht
Und schossen ihre Gewehre
Voll Schrecken ins Leere.

Dann begann die Schlacht!

* *
*

Der nordische Wiking Iwar, der in England starb, befahl auf seinem Totenbette, dort begraben zu werden, wo das Reich am meisten feindlichen Anfällen ausgesetzt war, und der irländische Fürst Eoghan Bell wurde, mit seinem roten Wurfspieße in der Hand, das Gesicht gegen die Richtung gekehrt, von welcher die Feinde einfallen sollten, begraben.

Auf dem wendischen Schanzberge Apholtersberg (Apfel-Baumberg) im östlichen Donaugaue, soll nach der Volkssage der Graf Askuin von Bogen, der die ins Land eingefallenen Slawen in drei Gefechten besiegt hatte, mit seiner Streitaxt drei Kreuze in eine Tanne, die bis heute die Eschweinstanne genannt wird, geschlagen haben*).

Im Jahre 1263 wurde von den Marienrittern die furchtbare Schlacht von Löbau gegen die Preußen geschlagen. Helmrich von Rechenberg, der Landmeister, fiel mit fast allen Gebietigern des Ordens. Auf der Walstatt aber, auf welcher die Brüder vom deutschen Hause geblieben waren, sah man des Nachts viele Hunderte von brennenden Kerzen. „Die Erschlagenen leben noch!“ sagte man. „Aber nur dort oben bei der gnadenreichen Himmelskönigin in ewiger Freude!“ fügte man

*) M. Höfler, Wald- und Baumkult Oberbayerns, München 1892, S. 117.

trauernd hinzu*). Die Parazelsisten hatten sich einst eine eigene Lebenslampe konstruiert. Die Lebenskerze oder das Lebenslicht besteht noch heute im Volksglauben, und die Israeliten zünden am Hauptbußtage des Jahres für jeden Verstorbenen in der Familie ein 24 Stunden brennendes Licht an.

Die Spartaner setzten sich, einem Ausspruche des delphischen Orakels gemäß, in den Besitz des Grabmals des Orestes in der Ebene von Tegea und erlangten dadurch die Oberhand über die Tegeaten. Das Grabmal soll Skelettreste in der Länge von 7 Ellen besessen haben.

Jn das Gebiet der Riesensage gehört auch die Ausgrabung des „Teutobochus rex", des Cimbernkönigs, der im Kampfe gegen die Römer gefallen war, auf dem Chaumonter Feld bei Lyon. Der Fund wurde von dem Chirurgen Mozurier im Jahre 1613 beschrieben und ist sicher auf fossile Tierreste zurückzuführen, da die dortigen Lehmgruben noch heute eine reiche Ausbeute an Mastodonten und Dinotherien ergeben. Die Ebene heißt im Volksmunde „Le champ des géans".

Nach dem Glauben der Kaffern werden tapfere Häuptlinge, wenn sie gestorben sind, in Löwen und Elefanten verwandelt. Wenn eines dieser Tiere einem Hofe naht, ohne jemandem etwas zu Leide zu tun, so wird es von den Einwohnern mit einer gewissen Pietät betrachtet, und man sagt dann, der dahingegangene Freund sei gekommen, um die Seinigen zu besuchen**).

Nach dem Glauben der Maoris steigt das linke Auge eines verstorbenen Häuptlings gegen Himmel und wird unter die Sterne aufgenommen. Der Häuptling selbst lebt fort in der Wohnung der Götter, und wird vor jeder Schlacht von seinen Stammesgenossen angerufen***).

Der heilige Georg ist der Schutzpatron der Krieger, die heilige Barbara die Schutzfrau der Artilleristen.

*) Schwebel, a. a. O., S. 67.
**) Müller, Reise der Fregatte Novara etc., S. 111.
***) Müller, a. a. O., S. 60.

„Sicherlich ist in der Zeit der Türkenkriege, in welcher das Geschützwesen sich allmählich wirksam entfaltete, auf der Unterlage der alten Vorstellung weiblicher Schlachtgottheiten die Verehrung der heiligen Barbara, als Patronin der Kanonen, als Schutzheilige unserer Artillerie erwachsen, und es war dem Schreiber dieses wie ein Nachwehen aus alter Walkürenzeit, als er unter Artillerieoffizieren am 4. November 1897 ein Glas Wein auf die heilige Barbara leerte"*).

Nicht lange vor der Schlacht, welche die Ungarn, samt ihrem Könige Ludwig, bei Mohacs verloren, saß einmal dieser König in seiner Burg zu Ofen an der Tafel. Es war ein ziemlich karges Mahl, da ihm die ungarischen Herren alles entzogen und ihn dazu schimpflich hielten, sie hingegen sich mit königlicher Pracht aufführten und großherrlich lebten, als zu dem erschlossenen Burgtor ein elender Krüppel kam und mit kläglichem Geschrei begehrte, man solle dem Könige anzeigen, daß er mit ihm reden müßte; weil er ihm notwendig etwas zu offenbaren hätte, daran seine und des ganzen Königreichs Wohlfahrt hinge. Aber man achtete dieses Krüppels nicht. Deswegen hub er an mit stärkerem Geschrei, kläglichem Heulen und Weinen zu bitten, man wolle es doch dem Könige anzeigen. Weil er dann des Flehens und Bittens kein Ende machte, wurden etliche durch sein ernstliches Anhalten bewegt, solches an den König gelangen zu lassen, um so mehr, weil er gesagt, daß er solches Geheimnis niemanden, als dem Könige selbst offenbaren könnte. Der König fertigte hierauf einen seiner fürnehmsten Hofbedienten ab, mit Befehl, daß er sich stellen sollte, als ob er der König, und fragen, was es dann für eine Heimlichkeit wäre? Wie nun dieser zum Krüppel kommt, sich für den König ausgibt und begehrt, der Krüppel solle ihm entdecken, was er denn Heimliches wisse, spricht der Krüppel: Du bist nicht der König, ich habe dir nichts zu sagen. Weil

*) Nagl-Zeidler, a. a. O.

der König nicht hören will, so gehe hin und sage ihm, das er in kurzem umkommen werde. Dies gesagt, ist er vor aller Augen verschwunden. Die Hofleute, wie auch die Wache und der König selbst gaben nichts darauf. Aber die Mohacsische Niederlage, bei der dieser junge König auf der Flucht von seinem auf ihn gefallenen Pferde in einem morastigen Bach jämmerlich erdrückt und erstickt wurde, ist kläglich genug darauf erfolgt*).

Nach einer von Rosegger erzählten Volkssage aus Hauenstein in Steiermark flüchteten die Einwohner in der Türkennot zum Altar der heiligen Katharina. Bei der heiligen Wandlung die Köpfe senkend, sehen sie, als sie die Augen wieder erheben, den Altar leer, die Kerzen blutrot scheinen. St. Katharina war verschwunden, doch plötzlich stand sie wieder auf ihrem Platze mit bluttriefendem breitem Schwerte. Sie hatte den Türken blutig heimgewiesen. Die Kirche soll ehedem ein Ritterschloß gewesen sein, was auf die alten Zeiten zurückführt.

Die fromme Sitte, Heiligenbilder, hölzerne Statuen und sogar kostbar eingerichtete Reise- und Feldaltäre in den Krieg mitzunehmen, bestand nach A. de Mailly **) schon in der Zeit der Kreuzzüge und scheint im Dreißigjährigen Krieg besonders stark ausgeübt worden zu sein. Den Chroniken entnimmt man, daß die Fürsten und Heerführer ihren eigenen Reise- oder Kriegsaltar besaßen. In den Altertumsmuseen sind derlei Altäre neben den Hausaltären nichts Seltenes. Als Heiliger wurde vorwiegend der heilige Michael, der heilige Georg, der heilige Sebastian erwählt. Besondere Verehrung zollte man der heiligen Maria, die zu Kriegszeiten allgemein die Kriegsmuttergottes genannt wurde. Im übrigen hatte jeder vermögende Gläubige in seinem Altärchen, das zumeist dreiteilig zerlegbar war, seinen Namenspatron,

*) Gebhart, a. a. O., S. 342.
**) „Wiener Abendpost", 7. Nov. 1914.

bei dem als seinem Schirmherrn er in allen schweren Lebenslagen Trost suchte. Auch in den einst stark in Mode gewesenen „Reisebüchlein" war für den Krieg vorgesorgt. Sie enthielten Kriegs- und Waffengang-gebete, die dem Zeitgeist angepaßt waren.

Eine Kriegsmuttergottes, eine Marienstatue aus dem Dreißigjährigen Kriege, wird noch in der St. Nikolaus-Kirche zu Znaim aufbewahrt. Sie befindet sich auf dem rechten Seitenaltar. Im Volksmunde heißt sie die „friedländische Brotmutter". Über dieses Heiligenbild berichtet folgende fromme Erzählung: Auf seinen Feldzügen im Dreißigjährigen Kriege begleitete den Marschall Matthias Grafen von Gallas seine Gemahlin Anna Maria, eine geborene Gräfin von Lodron. Einst traf sie in einer zerstörten Kirche einige feindliche Soldaten, die eine Marienstatue verbrennen wollten. Sie rettete die Statue und widmete ihr besondere Verehrung. Anna Maria pflegte einen Feldkasten mitzuführen, worin sie das Brot für ihren Anhang und für die verwundeten Krieger aufhob. Diesen Kasten überdeckte sie mit einem Teppich, stellte die Statue und zwei Leuchter darauf, und so entstand ihr Feldaltar. Und nun erzählt der sinnige Bericht weiter, daß, solange das Marienbildnis auf dem Kasten stand, sich das Brot im Kasten nicht verminderte, so daß die Soldaten unbesorgt waren und zur „Brotmutter" das größte Vertrauen hatten. Als Ferdinand III. dem Grafen Gallas die Herrschaft Friedland des Waldsteiners schenkte, stellte Anna Maria die Gnaden-Madonna in der Schloßkapelle auf. Ihr wundertätiges Wirken wurde auch dort bekannt, und man nannte sie nun allgemein die „friedländische Brotmutter" oder auch nur kurzweg die „Friedländerin". Nach dem Tode des Grafen vermählte sich dessen Witwe dem Fürsten Johann Ferdinand von Liechtenstein auf Kromau, nahm die Wunderstatue mit und vermachte sie im Jahre 1666 an das Klarissinnenkloster in Znaim. Nach dessen Aufhebung im Jahre 1782 wurde die Statue in der Pfarrkirche aufgestellt.

Auch die neue, im romanischen Basilikastil erbaute und mit herrlichen Fresken, sowie einer prächtigen Marmorkanzel geschmückte Kirche der Karmeliter in Wien-Döbling besitzt eine wundertätige Kriegsmuttergottes: „Unsere liebe Frau mit dem geneigten Haupte". Von ihr wird erzählt, daß der Karmeliter Dominikus a Jesu Maria um 1610 zu Rom das Bild unter dem Schutte eines Hauses gefunden habe. Er restaurierte es und stellte es in der Klosterkirche auf, wo es als wundertätig verehrt wurde. Sein Gebet habe den Sieg am Weißen Berge 1620 zugunsten der Kaiserlichen entschieden. Um 1631 kam das Bild nach München und bald darauf nach Wien, wo die Mönche es aus Dankbarkeit ihrem hohen Gönner Kaiser Ferdinand II. widmeten, der das Bild in seiner Privatkapelle aufstellen ließ. Der Kaiser, heißt es weiter, nahm auf seinen Reisen das Bild mit, das ihm in der Kriegszeit Schutz geboten hat. Nach dem Tode des Kaisers schenkte seine fromme Witwe Eleonora das Gnadenbild dem Kloster der Karmelitinnen, in welches sie sich auch zurückzog. In ihrem Testamente bestimmte sie es für die Karmeliterkirche in der Leopoldstadt, wo es verblieb, bis es 1901 in die neue Kirche in Unter-Döbling übertragen wurde.

An die Pimpernuß (Staphylea pinnata), die als Sympathiemittel keine Rolle spielt, knüpft sich eine merkwürdige Sage: Als einst der Feind ins Land kam, wollte er in ein Frauenkloster eindringen; als es die Klosterfrauen erfuhren, schnitten sämtliche Nonnen sich die Nasenspitzen ab, um sich vor Schändung zu bewahren. An der Stelle, wo letztere vergraben wurden, wuchs ein Strauch, auf welchem diese Nüsse wuchsen. Man trug sie einstens als Handschmuck, niemals sah Kautsch*) dieselben zu einem Rosenkranz verwendet, vermutlich weil die Nüsse sehr hart zu bohren sind.

Als die Türken in Krain einfielen, da flüchteten die Frauen vor den rauhen Horden über die Karawanken

*) Zeitschrift für österr. Volkskunde, 1907, S. 116.

nach Kärnten. Aber die Heiden zogen ihnen nach und metzelten sie zusamt nieder. Der Boden trank das Blut der Unschuldigen und ließ zum Gedächtnis für ewige Zeiten das Türkenkraut (Cyclamen europaeum) hervorsprießen, dessen Blätter an der Unterseite blutig gerötet sind. Es hat diese Sage meinem Bruder, Dr. Adolf Kronfeld, den Vorwurf zu dem folgenden Gedichte gegeben:

Zyklamen.

Vom fernen Meer der Türken Heer
Brach ein in unsre Auen;
Die Männer sanken in der Schlacht,
Es flohen die Kinder und Frauen.

Der Heiden Wut sah junges Blut
Und folgte seinen Spuren;
Wie Maienblüten in Sturmesnacht,
So deckten Leichen die Fluren.

Und wo der Quell vom Berge hell
Herniederhüpft zur Halde,
Lag Mädchenschönheit und Frauenpracht
Dahingewürgt im Walde.

Und wunderbar! Ein Blümchen klar
Erhob sich aus jedem Tröpfchen
Des ungesühnt vergoßnen Bluts
Und senkte trauernd sein Köpfchen.

Ein jedes Blatt Blutfarbe hatt',
Es weinten die rosigen Sterne.
Die Mädchen und Frauen gehn in den Wald,
Sie suchen und pflücken es gerne.

Die Türken kommen nach Tirol, wenn auf der Seiseralpe ein Kirschbaum blüht. Sie gehen so weit, als Haselstauden wachsen. Bei Innsbruck entspinnt sich eine große Schlacht. Wenn die Kaiserlichen so wenig sind, daß sie unter einem Baum Platz finden, kommt Hilfe und mit ihr der Sieg.

Der Wiener Schriftsteller Georg Bittner, der im Sommer 1914 das Amselfeld im vormaligen Wilajet Kosovo des türkischen Serbien besuchte, sah dort eine Pflanze, die mit einzelnen Exemplaren weiß, mit einzel-

nen rot blüht; die ersteren erinnern nach der noch heute erzählten Sage an die auf diesem historischen Schlachtfelde getöteten Christen, die letzteren an die gefallenen Türken.

* * *

Der rote Aufgang der Sonne am Neujahrstage bedeutete Krieg, Kometen zeigten todsicher Krieg, Pest und Hungersnot an. „Aufs Jahr kommt der neue Komet, der die Welt z'Grund richt", sagt der Schuster Knieriem im 5. Auftritt des ersten Aufzuges von Nestroys „Lumpacivagabundus". Der Kapuziner sagt in „Wallensteins Lager": „Den Kometen steckt er wie eine Rute drohend am Himmelsfenster aus." Diese, wie andere Stellen der berühmten Kapuzinerpredigt, lehnt sich übrigens unmittelbar an die Schrift „Auf, auf ihr Christen" von Abraham a Sta. Clara an, der wörtlich sagt: „und trohet fürwahr der über uns erzörnte Gott durch viel Zeichen am Himmel und auff Erden mehrmalen ein wol verdienten Ruten-Streich; der gar grosse und erschreckliche Comet mag wohl ein Rueten gewest sein, die vns Gott in diß grosse Fenster gesteckt hat, womit er vns ein harten Streich trohet." (Vgl. Kap. II.)

Dieser Aberglaube, einer der ältesten der Welt, erwacht mit jedem neuen Erscheinen eines Kometen.

Mißgeburten, die man geradezu „Kometenkinder" nannte, verweigerte man die Taufe, und wenn sie starben, so wurden sie außerhalb des Friedhofes verscharrt. Tanz und Lustbarkeiten waren verboten, und gar mancher nahm sich aus übertriebener Kometenfurcht das Leben.

Auch das Nordlicht zeigte Blutvergießen an, selbst ein starkes Morgen- und Abendrot konnte von übler Vorbedeutung sein.

Während des nordischen Siebenjährigen Krieges „bezeugte Gott deutlich vom Himmel mit vielen und verschiedenen Zeichen, daß eine solche Vergewaltigung

ihm nicht behagte, und daß seine gerechte Zuchtrute und Strafe diesen Ländern drohten, wenn sie nicht mit Reue und Poenitenz das abwendeten. Man sah oft am Abend und in der Nacht in den Wolken glühende Kriegsheere sich in ihrer vollen Schlachtordnung zusammenziehen; in Kopenhagen schlugen Blitz und Donner in den Altar und das Altarblatt der St. Nikolaikirche ein; man hörte auch viele ungeborene Kinder im Mutterleibe weinen; an vielem anderen, was der gemeine Mann gering achtete, sah man, daß der Herr Anlaß hatte, sie heimzusuchen mit Krieg zu Lande und zu Wasser*)."

Jahrtausendelang waren die Kometen angesehen als untrügliche Zeichen kommenden Kriegsunglückes, merkwürdigerweise aber auch — guter Weinjahre. Auch auf 1914 traf mit dem Kometen Krieg und ein weinreiches Jahr ein. Aus dem niederösterreichischen Weingelände wurde damals gemeldet: Nach einer Überlieferung der Hauer ist der Wein in einem Kriegsjahre besonders gut geraten. Tatsächlich folgt dem Mißjahr 1913 der ausgezeichnete 1914er Kriegswein. Trotz der Frostschäden in der Blütezeit war die Quantität erheblich größer, als im Vorjahre, wenn auch einzelne Gebiete, wie Langenlois, durch Hagelschäden stark gelitten haben. Aber ausnahmslos sollte das Kriegsjahr 1914 eine vorzügliche Qualität bringen. Der heiße Sommer ließ die Trauben gut ausreifen und der Septemberregen hat den Balg fein gemacht oder, wie der Hauer sagt, die Trauben waren „angesoffen". Im Weichbilde von Wien, im Weingelände von Nußdorf, Grinzing und Sievering, war eine großartige Qualität zu erwarten, ebenso auf der Südbahnstrecke Gumpoldskirchen, Pfaffstätten, Baden und Vöslau, denen gegenüber anderen Gebieten Niederösterreichs die gute Sonnenlage zugute kommt.

Damascenus glaubte, daß die Kometen in Bewegung gesetzt wurden, um die Menschen zu schrecken. Krieg, Krankheit, Erdbeben und Überschwemmungen wurden

*) Troels-Lund, a. a. O., S. 56.

als durch die Kometen bewirkt angesehen. Besonders glaubten daran die alten Römer. Der sonst so kluge Cicero ist überzeugt, daß alle Kometen Kriege und Bürgerzwiste bedeuten. Aber selbst Astronomen vom Fach konnten sich von diesem Aberglauben lange nicht frei machen, wie d'Alemberts Abhandlung beweist, die noch im Jahre 1815 ein geschätzter deutscher Gelehrter in den von ihm herausgegebenen Almanach aufnahm. (Vgl. Littrow, Wunder des Himmels.) Die Rede ist von dem großen Kometen des Jahres 1680, von welchem noch zu Newtons Zeiten der schwärmerische Wiston in einem eigenen Buche die Noachische Sintflut abgeleitet hat, und Milton im „Verlorenen Paradies" sang: „Daß von seinen schrecklichen Haaren Pest und Krieg herausgeschüttelt werde." Die Unglückswirkung dieses Kometen, der die Sintflut, den Trojanischen Krieg, den Tod Cäsars, die blutigenKreuzzüge herbeigeführt haben sollte, wurde mit der auf 575 Jahre berechneten Umlaufszeit in Verbindung gebracht: „Der neunte Besuch soll in das Jahr 2255 fallen, wo vielleicht der Genius der Kultur seine Fackel über Europa ausgelöscht haben und wo man nähere Nachrichten über ihn von den Geschichtsschreibern und Astronomen der jetzigen Wilden in Neuholland oder in Nukahiwa erhalten wird." (Littrow.)

Der von Jahrhundert zu Jahrhundert mit 75jähriger Umlaufszeit wiederkehrende Halleysche Komet ist das schwertförmige Zeichen gewesen, das im Jahre 66 n. Chr. in der Stadt Jerusalem vor Beginn jenes Krieges gesehen wurde, der mit der Zerstörung der heiligen Stadt geendigt hat. Er soll auch der kalendarische Morgenstern der Bibel gewesen sein. Der Schriftsteller Josephus erzählt uns, wie das feurige Schwert ein ganzes Jahr über Jerusalem fühlbar war und er tadelt seine Landsleute, daß sie falschen Propheten Glauben schenken, während ein so sprechendes Warnungszeichen drohend am Himmel stand. Bei einem späteren Erscheinen im Jahre 1066 erregte der Halleysche Komet

in England besondere Angst. Die blutigen Erfolge der Normannen, die das Land eroberten, und der Tod König Harolds in der Schlacht bei Hastings gegen Wilhelm den Eroberer wurden dann als die Folge dieses Unheilbotens hingestellt. Und als derselbe Komet im Jahre 1910 wieder sichtbar wurde, war beim gemeinen Mann in aller Herren Länder die Furcht groß, er werde Krieg und Krankheit bringen. Aus dem Jahre 1223 wird berichtet: „Anfang Juli ein sogenannter Kometstern am Himmel, ein Zeichen für die Erschütterung des Königreiches. König Philipp lag zu Mantua im Fieber und starb am 14. Juli 1223." Vom Kometen des Jahres 1402 erzählt Mädler: „Groß und glänzend, die damals Lebenden erinnerten sich keines ähnlichen. Anfangs nur schwach, nahm er bald an Glanz und Länge des Schweifes zu, der nicht von der Sonne ab-, sondern seitwärts gewandt war. Er war am hellen Mittage sichtbar, man konnte sowohl Schweif als Kopf neben der Sonne bemerken. Nach Kämpfer ist er auch in Japan beobachtet worden. Die unvollkommenen Angaben lassen keine Bahnbestimmung zu und die Identität mit 1532 und 1661 ist sehr zweifelhaft. Ein zweiter (oder derselbe) ward im Sommer gesehen; fast aus allen Ländern liegen Berichte, aus keinem einzigen wirklich brauchbare Beobachtungen vor. Er soll ebenfalls noch vor Sonnenuntergang am Himmel sichtbar gewesen sein. Die (genuesische) Welt hielt sich für überzeugt, daß er den Tod Galeozzo Viscontis bedeutet habe. Noch genügsamer war man 1538, als man in ordentliche Angst darüber geriet, daß dem Kometen gar kein Unglück folgen sollte, bis „glücklicherweise" in einem Dorf bei Rom ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt kam — freilich wichtig in einer Zeit, wo an Köpfen sonst eben kein Überfluß gewesen zu sein scheint. Von 1664 finden wir folgende Aufzeichnung: „Der Comet erweiset sich allhier noch vom 15. dieß, und hat der alte sterngucker Zorawski seine Gedanken darüber dahin entdecket, daß er große veränderungen und confusionen nach sich ziehen würde,

im Falle ihre K. Majestät die bisher vorgelaufene Mißverständnisse nicht mit Gnad und Güte bedecken und vergessen würden."

Auch der Dreißigjährige Krieg hatte seinen Kometen. Sein riesiger Schweif, dessen Ende noch unter dem Horizonte weilte, wenn der Kopf im Zenith stand, wurde für eine Zuchtrute Gottes angesehen, die gesandt war, die Menschheit für die von ihr verübten Kriegsgreuel zu strafen. Und panikartig wuchs die Angst des Volkes, als sich dieser Riesenschweif plötzlich fächerartig ausdehnte, so daß man glaubte, das Schicksal Sodoms und Gomorrhas wäre jetzt der ganzen Erde beschieden.

Der Dreißigjährige Krieg, der über Deutschland so namenloses Unglück brachte, war überhaupt eine Blütezeit des Aberglaubens und schreckhafter Vorstellungen. (Vgl. Kap. IV.) „Man sah", erzählt Gustav Freytag, „am Himmel die schrecklichsten Gesichte, man fand die Anzeichen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten; Gespenster erschienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerstadt z. B. (Herzogtum Hildburghausen) leuchteten weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als sie in die Kammerkanzlei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geist entgegen und winkte ihnen zurück, und niemand konnte sich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein starkes Schnauben und Seufzen. Zu Gumpershausen machte eine Magd großes Aufsehen im ganzen Lande. Sie erfreute sich der Besuche eines kleinen Engels, der sich bald in rotem, bald in blauem Hemdlein vor ihr aufs Bett oder den Tisch setzte, wehe schrie, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte und schreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menschheit nicht das Lästern, die Hoffart und die gestärkten und die geblumten Krägen — damals eine neue Mode — abschaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen ersieht, welche die geistlichen Herren verschiedener Würden über die Halbblödsinnige aufnahmen, verursachte

ihnen nur der eine Umstand Bedenken, weshalb das Englein nicht sie selbst besuche, sondern eine einfältige Magd."

Der Glaube an die Kometen als Kriegskünder nahm zu, und als im Jahre 1744 zu Beginn des Zweiten schlesischen Krieges wiederum ein riesiger Komet am Himmel erschien, von dessen Kopf fächerförmig sechs Schweife ausgingen, lähmte Entsetzen die schon durch den vorhergehenden Krieg schwer getroffenen Bauern. Nicht minder groß war die Bestürzung über den Kometen von 1811, der neue Kriege anzukündigen schien. In der Tat, Napoleon I. sammelte sein gewaltiges Heer gegen Rußland, auf dessen Eisfeldern es dem Verderben entgegenging. Noch lange behauptete der Aberglaube, der Kaiser der Franzosen sei in Rußland geschlagen worden, weil er der drohenden Himmelsrute keinen Glauben geschenkt habe*).

Selbst in neuester Zeit hat das Erscheinen eines Kometen auf einen Krieg nicht unbedeutsamen Einfluß gehabt. Am 29. September 1911, dem Tage, an dem die Feindseligkeiten zwischen Italien und der Türkei in Nordafrika begannen, entdeckte Beljawski einen Kometen im Sternbilde des Löwen. Und als dieser von Tag zu Tag am klaren Himmel Nordafrikas mit seinem Schweif immer heller strahlte, tauchte nicht weit von ihm entfernt ein anderer Haarstern auf, der wie ein Schwert nordwärts zu weisen schien. Was dem aufgeklärten Europäer ein wundersames Naturschauspiel war, galt dem abergläubischen Araber als ein von Allah gesandtes Zeichen, im Kampf gegen die Italiener Mut und Ausdauer zu bekunden. Und auch das grausame Jahr 1914 hatte seinen Vielen so viel sagenden Kometen. Es war am 17. Dezember 1913, als der in Fachkreisen bekannte Kometenjäger Delavan in La Plata ein eigen-

*) Als die Franzosen 1812 in Moskau einzogen, erzählte ihnen ein zurückgebliebener Lehrer, daß man das Unglück lange voraus gewußt, „denn der schreckliche Komet habe gar so greulich über die Stadt geleuchtet".

artiges Wölkchen in einer Gegend des Himmels sah, wo, sowohl nach seinen eigenen Erfahrungen, wie auch nach den Sternkatalogen kein Nebelfleck stehen konnte. Also mußte das Objekt zumindestens verdächtig erscheinen. In der Tat zeigte das Nebelchen bald eine Bewegung, und nun konnte es für einen erfahrenen Entdecker von mehreren Kometen keinem Zwefel mehr unterliegen, einen neuen Kometen gefunden zu haben. Der Draht brachte bald die Meldung in die astronomische Zentralstelle in Kiel, von wo aus die Entdeckungsnachricht sofort an alle Sternwarten weitergegeben wurde. Alsbald folgten weitere Meldungen. Zuerst waren es nur die mit ganz großen Instrumenten ausgerüsteten Sternwarten, die das matte Wölkchen auffinden und photographieren konnten, denn damals war der Komet ein äußerst schwaches Gestirn. Die Bahnberechnung machte bald Fortschritte, und immer bessere Berechnungen wurden ausgegeben, immer genauer wurde die scheinbare Bahn des Haarsterns am Himmel rechnerisch im voraus festgelegt und die näheren Umstände der Kometenerscheinung prophezeit. Mit Recht erwartete man eine bedeutende Helligkeitszunahme des noch schwachen Gestirns und sprach schon im April die Ansicht aus, daß der Komet etwa im September dem unbewaffneten Auge sichtbar werden würde. Diese Vorhersage ist eingetroffen und der Komet ist schöner und heller geworden, als man erwartete. Seine Gesamthelligkeit war im September schon so groß, wie sie nach der Berechnung gar nie werden sollte, auch nicht um die Zeit der größten Helligkeit, und es war zu erwarten, daß er einen immer größeren Schweif entfalten werde. Auch der ungeübteste Laie konnte den Kometen mit einem Opernglas, wenn nicht schon mit freiem Auge finden, denn er stand gerade im großen Bären oder Himmelswagen, in dem bekanntesten aller Sternbilder, das ein jeder findet. Auch die Stunde der Beobachtung war äußerst bequem, denn schon vor und um 8 Uhr abends zeigte sich der Komet. Der Erde am nächsten sollte der Komet nach

der Berechnung ungefähr am 2. Oktober kommen. Der Erde nähert er sich auf 235950000 Kilometer, der Sonne auf 166100000 Kilometer.

Auch das Kriegsjahr 1915 hatte seinen Kometen. Von dem im Februar in Nordamerika durch den Astronomen Mellish entdeckten ersten Kometen dieses Jahres 1915a lagen Anfang März die ersten auf der Kopenhagener Sternwarte ausgeführten Bahnberechnungen vor. Aus dieser Bahnbestimmung erweist sich, daß jener Komet aus weiten Fernen des Himmelraumes in unser Sonnensystem als sogenannter „sporadischer Komet" eingedrungen ist und der Sonne immer noch näher kommen wird, bis er am 25. Juli seine Sonnennähe erreicht hat. Alsdann wird die Helligkeit dieses vorläufig noch lichtschwachen Haarsterns, der gegenwärtig etwa von der neunten Größenklasse ist, erheblich zunehmen, und vermutlich dürfte dann auch eine beträchtliche Schweifentwicklung aus dem Kopfe jenes Himmelskörpers eintreten. Die Bewegung des neuen Kriegskometen geht nach Südosten. Am 6. März stand der Komet in 17h 33m Rektaszension und 1,3 Grad nördlich vom Himmelsäquator.

Schon die treffliche Alexandrinische Schule hatte angefangen, die Kometen mit anderen Augen, als denen des dumpfen Aberglaubens, zu betrachten, und wie treffende Blicke einzelne Philosophen in die Zukunft des Wissens richteten, mag folgende merkwürdige Stelle Senecas lehren:

„Wundern wir uns nicht, daß wir die Gesetze des Laufs der Kometen, deren Erscheinungen so selten ist, noch nicht erforscht haben. Wir erblicken weder den Anfang noch das Ende dieser Bahnen, in denen sie aus unermeßlichen Fernen zu uns herniedersteigen. Kaum sind es 1500 Jahre, daß Griechenland die Gestirne gezählt und ihnen Namen gegeben hat. Einst wird der Tag anbrechen, wo man nach Jahrhunderten des Forschens klar erkennen wird, was uns jetzt verborgen bleibt."

* *
*

Nach des Eusebius „Leben Konstantins“ erschien diesem Kaiser, als er wider Maxentius zog, zur hellen Mittagsstunde neben dem Bilde des Kreuzes die griechische Inschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen“, was gewöhnlich in der lateinischen Fassung zitiert wird: In hoc signo vinces.

Als der Herzog von Alba über den Stillstand der Sonne in der Mühlberger Schlacht Karls V. befragt wurde, sagte er: „Ach, ich hatte so viel auf der Erde zu tun, daß ich mich um die Erscheinungen am Himmel nicht bekümmern konnte!“

In Bautsch (Mähren) war einmal ein großer Stern zu sehen, der die Gestalt eines Sarges hatte. Rechts und links vom Sarge waren Kerzen und beim Kopfe ein Kreuz. Die Leute sagten, daß ein großer Krieg ausbrechen werde. Und wirklich kam der „Schwedenkrieg“, der auch die dortige Gegend arg heimsuchte. Mit Schaudern erzählt man noch, wie die Schweden hausten. Sie raubten und plünderten, warfen unmündige Kinder zur Erde, banden Frauen mit den Haaren an die Roßschweife und schleppten sie so mit sich fort*).

Der berühmte Sforza ließ es auf sein Schwert ankommen, ob es vom Baume falle oder hängen bleibe. Für jenen Fall blieb er Landmann, im letzten aber wurde er Soldat, und unseligerweise blieb es hängen.

Im Kriege gegen Polen vom Jahre 1577 glaubten die Russen, die Festungen Livlands seien von der Gewalt des griechischen Kreuzes gefallen.

Die Stadt Reichenberg, zu Beginn des Ersten Schlesischen Krieges (1741) von preußischen Truppen besetzt, kam sofort in drangsalvolle Zeiten. In der Kirchenchronik ist darauf bezüglich zu lesen: „Das Jahr 1744 war für das Vaterland wahrhaft traurig. Der preußische Krieger war mit einer Heeresmacht von 18000 Mann aus der Lausitz über Zittau, Kratzau und Reichenberg in das

*) Czech von Czechenherz, in Zeitschrift für österr. Volkskunde 1904, S. 145.

Innere des Landes vorgedrungen" — — „und hatte auf seiner im November d. J. über Leitmeritz, Leipa, Gabel, Hohenwald, Ullersdorf und Friedland nach Schlesien unternommenen Flucht nur traurige Fußtapfen hinterlassen, so daß die meisten Böhmen aufzeufzen mußten; des Herrn Gnade ist's, das wir nicht aufgerieben sind."

Dieser Gott zugewendeten, dankbaren Anerkennung suchte man zugleich durch einen äußerlichen religiösen Festakt allgemein gültige Bedeutung zu verschaffen, und wurde als solcher eine feierliche Prozession zu Ehren der Schmerzhaften Muttergottes (auf den 3. Sonntag nach Ostern) als „Schmerzensfestfeier" bestimmt.

Wie dem Chronisten Rohn zu entnehmen ist, überbot diese Prozession alle bisher üblichen Formen an Glanz und Großartigkeit. Denn es wurden in dem Umzuge 67 Fahnen getragen, darunter eine Zahl der riesigen auf drei zusammengekoppelten Stangen getragene Zunftfahnen; es befanden sich in demselben 8 Chöre mit 52 Trompetern und entsprechenden Paukern; 6 schön gekleidete Jungfrauen trugen das Bildnis der Muttergottes, während andere 243, teils schwarz, teils blau und auch weißgekleidete Jungfrauen, schöne Statuen, Spruchschilder, Kerzen usw. tragend, Harfe spielend und anmutige Marienlieder singend, folgten. Die Geistlichkeit war nebst dem Dechant durch 36 Priester mit 40 Ministranten vertreten, welchen sich die Amtsoffiziere, der Magistrat, die Zünfte, Brüderschaften usw., im ganzen bei 5000 Menschen, sämtlich mit brennenden Kerzen versehen, anreihten. Dieser Zug verbrachte seines Weges von der Dekanalkirche aus bis zur Kreuzkapelle, dem Zielpunkte — einer Entfernung von kaum mehr als 8 Minuten — über zwei Stunden, obschon sein unbehindertes Fortkommen 52 bewaffnete Männer zu überwachen hatten.

Der Umzug beschriebenen Umfanges währte jedoch nur von 1744 bis 1780, von wo ab und dauernd bis in die Neuzeit das „Schmerzenfest" eine bloß innere kirchliche Feier blieb.

Die Sakristei der Kreuzkirche birgt noch zwei beach-

tenswerte, zur Zeit vom Dechant Kopsch bestellte Darstellungen der ersten Prozession*). —

Das Wunder, von dem hier die Rede sein soll, geschah in der zweiten Oktoberhälfte des Jahres 1786. Man hat es im ganzen rebenumkränzten Syrmien beobachtet. Am genauesten wohl in dem kleinen Dorfe Klenak. Es war gegen ein Uhr nachmittags. Ein nebliger Tag. Mit einem Male verschwanden die Nebelschwaden und die Sonne erschien in ihrer größten Pracht über der Save. Der strahlende Himmelskörper schien sich auf die Erde herablassen zu wollen, so nahe war er dem irdischen Jammertal. Und was das Merkwürdigste an der Sache war, das stärkste Flammenbündel ihres brennenden Goldes sandte die Sonne gegen Klenak, als wollte sie dem Dörfchen eine besondere Gnade erweisen. Nach Osten aber zeigte die Sonnenscheibe einen dunklen Streif, der sich über den Fluß erstreckte und hinter Schabatz verschwand. Nur wenige Minuten dauerte dieses Phänomen, dann war die Sonne von Wolken umgeben und die Nebel erschienen neuerdings auf dem Plan. In Klenak wie in ganz Syrmien gab die seltene Himmelserscheinung zu unterschiedlichen Deutungen Anlaß. Jedermann war von der Überzeugung durchdrungen, daß das Zeichen etwas Außerordentliches zu bedeuten habe. Was, das wußte niemand zu sagen. Und so ging man denn zu dem alten Jakob Schormin, der im Geruche stand, wahrsagen und deuten zu können. Und der alte Jakob erklärte: Die Erscheinung währte fünf und eine halbe Minute. Das will besagen, daß nach Ablauf von fünf Monaten eine glänzende Sonne über Klenak aufgehen werde. Diese Sonne aber ist der Kaiser Josef, der von Klenak aus so viel Waffen nach Schabatz werfen werde, bis es ganz verdunkelt wird. Die Prophezeiung erfüllte sich im folgenden Frühjahr. Die Festung Schabatz wurde den Türken entrissen.

---

*) Rudolf Müller, Reichenberger Leben und Weben, Prag 1896, S. 31.

Ein französischer Senator berichtet, wie Napoleon kurze Zeit, nachdem er sich die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, seiner Gemahlin Josephine die Prophezeiungen des Noël Olivarius vom Jahre 1542 zeigte; darin hieß es:

„Das gallische Italien wird nicht weit von seinem Schoße ein übernatürliches Wesen geboren werden sehen, dieser Mann wird noch sehr jung übers Meer gehen und Sprache und Sitten von den Celto-Galliern entnehmen: als Jüngling schon wird er sich unter allen Kriegsleuten über tausend Hindernisse hinweg eine Bahn brechen und ihr erstes Oberhaupt werden. Dieser Weg wird ihn der Mühe nicht wenig kosten, dann wird er nahe bei dem Lande seiner Geburt ein Lustrum und länger noch Krieg führen. Jenseits des Meeres wird er sich als Krieger mit großem Ruhme und großer Tapferkeit bewähren und dann aufs neue die römische Welt mit Krieg überziehen. Er wird den Germanen Gesetze geben, wird bei den Celto-Galliern Schrecken und Verwirrung mit Frieden zu Ende bringen und darauf nicht König, sondern Imperator genannt werden, zu alles Volkes großer Zufriedenheit. Kriegsherr überall in den Reichen ringsum, wird er Fürsten und Herren und Könige verjagen, zwei Lustren und länger noch. Dann werden Fürsten und Herren aufs neue sich mit Macht erheben, und er wird auf seinem Throne rufen: O sidera! o sacra! Mit einem Heere wird er gesehen werden. Er wird ein Herr von neunundvierzigmal zwanzigtausend Mann haben. Es werden Fußgänger sein, die Waffen mit ehernen Spitzen tragen; er wird siebenmal siebenmal siebentausend Pferde haben, von Männern geritten, die längere Lanzen noch als die andern und Schwerter tragen und eherne Harnische; er wird siebenmal siebenmal zweitausend Mann haben, die fürchterliche Maschinen spielen lassen werden, welche Schwefel und Feuer und Tod speien. Der ganze Bestand seines Heeres wird neunundvierzigmal zwanzigtausend Mann sein.

In der rechten Hand wird er einen Adler, das Zeichen des Sieges in Schlachten, tragen. Manche Länder wird er den Nationen geben, aber keinen Frieden.

Er wird in der großen Stadt verweilen, mancherlei große Dinge anbefehlen: Gebäude und Brücken, Seehäfen, Wasserleitungen und Kanäle, er wird alles ganz allein tun durch die Macht großer Reichtümer, wie es nur ein Römer getan, und alles innerhalb der Besitzungen der Gallier.

Frauen wird er zwei haben."

Hier hielt Josephine inne. „Lies weiter!" rief der Kaiser, der Unterbrechungen eben nicht liebte, ihr zu.

„Und einen einzigen Sohn. Er wird gehen, da Krieg fünfundfünfzig Monde lang zu führen, wo sich die Grade der Länge und

Breite kreuzen. Dort werden seine Feinde die große Stadt anzünden, und er wird dort einziehen, und unter Aschenhaufen mit den Seinigen wieder fortziehen. Vielfache Zerstörung wird sein, und die Seinigen Mangel leiden an Brot und an Waffen, der so schwer auf ihnen lasten wird, daß zwei Drittel seines Heeres untergehen werden.

Dann wird der große Mann, verlassen und verraten von seinen Freunden, mit großem Verlust, von einer großen Völkermenge Europas bis zu seiner eigenen Stadt gejagt werden und an seine Stelle der alte König aus altem Geschlecht gesetzt werden.

Er aber wird zur Verbannung ins Meer verurteilt werden, nahe dem heimatlichen Boden, von dem er in seiner Jugend gekommen war, und dort elf Monde mit einigen der Seinen wohnen, die Soldaten und seine wahren Freunde sind, und deren nicht mehr als siebenmal zweimal sind. Sind dann die elf Monde abgelaufen, so werden er und die Seinigen Schiffe nehmen und wiederum das keltogallische Land betreten.

Und er wird sich gegen die große Stadt wenden, wo der alte König seinen Sitz genommen hat, der wird sich erheben und fliehen, all seinen königlichen Schmuck mit dahinnehmend. Jener aber wird wieder seine alte Herrschaft einnehmen, wo er den Völkern viele treffliche Gesetze gibt.

Aber von neuem verfolgt von einem Bunde dreier europäischer Völker, wird nach drei Monden und dem Drittel eines Mondes der alte König wieder eingesetzt auf seinen Stuhl, und jener von seinen Kriegsvölkern tot geglaubt, die dann wider ihren Willen ihre Penaten hüten.

Die Völker und die Gallier, wie Tiger werden sie sich würgen untereinander. Des alten Königs Blut wird das Spielwerk schwarzen Verrates sein. Die Lilie wird aufrecht erhalten werden; aber die letzten Zweige des alten Bluts werden bedroht werden.

Darauf werden sie einander bekriegen.

Dann aber wird ein junger Kriegsmann wider die große Stadt ziehen, auf seinem Wappenschild wird der Löwe stehen und der Hahn. Die Lanze aber wird ihm gegeben werden von einem großen Fürsten des Ostens. Höchst rühmlich und hilfreich werden ihm die gallo-belgischen Völker beistehen, die sich mit den Parisern vereinigen werden, um Unruhen zustande zu bringen, Kriegsvölker zu sammeln und sie alle mit Ölzweigen zu bedecken.

Darauf wird Friede sein fünfundzwanzig Monden hindurch.

In Lutetia wird die Seine, rot von Blut, durch Verwüstung und Sterblichkeit ihre Wogen wälzen; neue Aufstände der Unzufriedenen werden wiederum erfolgen."

Josephine, überrascht von diesen Verkündigungen, hielt, nachdem sie noch einige nicht minder wunderbare Sätze, als die eben angeführten, gelesen hatte, inne und fragte Napoleon näher nach dieser seltsamen Prophezeiung; aber der Kaiser schien keineswegs

Digitized by Google

geneigt, dem, was Meister Olivarius niedergeschrieben, im Ernste einigen Wert beizulegen, sondern antwortete nur: „Prophezeiungen pflegen stets zu sagen, was man sie sagen lassen will, indessen gestehe ich, diese hat mich sehr überrascht.“ Er wechselte darauf rasch den Gegenstand der Unterhaltung, und von der Prophezeiung des Meisters Noël Olivarius war nicht weiter mehr die Rede. — Nach seiner Rückkehr von Elba sprach der Kaiser von einer ägyptischen Zauberin, einmal mit dem Obersten Abd . . . ., der damals sein Begleiter gewesen war. „Ich habe nie an dergleichen glauben wollen,“ sagte er ihm, „aber jetzt gestehe ich frei, es gibt Dinge, die über dem menschlichen Gesichtskreis stehen, und die niemand, sei er auch mit dem größten Scharfsinn begabt, je zu ergründen vermag. Zeuge dessen ist jene seltsame Prophezeiung aus dem Benediktinerkloster, die während der französischen Revolution ans Licht kam, und die ich kenne. Was bezeichnet sie? Ist ein anderer als ich damit gemeint? Wahrhaftig, wir sollten uns um alles an den wenden, der die Welt regiert, und uns die Lichtstrahlen wohl zunutze machen, die hier und da auf einige bevorzugte Wesen niedergeströmt sind, um uns über den wahren Weg aufzuklären, den wir einschlagen müssen, und uns frühzeitig von den Hindernissen zu unterrichten, die uns entgegenstehen können.“

Die Geschichte dieser Prophezeiung ist in der Tat merkwürdig genug, und noch nicht bekannt, ich will sie erzählen, wie ich sie aus sicherer Quelle erfahren. François von Metz, Generalsekretär der Pariser Kommune, entdeckte sie. Es ist ja bekannt, daß zu Ende des Jahres 1792 und zu Anfang des Jahres 1793 die königlichen Lustschlösser und die Gebäude, die Klöster, Abteien und Kirchen auf Befehl der Bergpartei geplündert wurden. Hauptzweck dabei war, wenigstens nach der Absicht der Führer jener mit fürchterlicher Konsequenz alles auf die Spitze treibenden Partei, alle Papiere und schriftlichen Denkmäler zu vernichten, die Bezug auf Geistlichkeit, Adel und Königtum hatten. Die Bücher der öffentlichen Bibliotheken, insbesondere aber Pergamente und Handschriften aller Art, wurden auf das Rathaus von Paris geschleppt, dort mußte sie einen förmlichen Prozeß durchmachen, wurden in Anklagezustand versetzt, freigesprochen oder verdammt und demgemäß entweder erhalten oder alsbald verbrannt.

An einem Tage des Juni 1793 war eine ziemliche Anzahl von Bibliotheken verbrannt worden; in einem großen Saale hatte man vorläufig die gefundenen Handschriften aufgestapelt, und François von Metz schritt mit einigen Angestellten zum Urteil über dieselben und über die geraubten Bücher. Zuerst kam eine Masse theologischer und physikalischer, astronomischer und historischer Sachen; dann stießen sie auf viele Bücher in Oktav, Quart, Duodez, die alle in Pergament gebunden und mit einigen Zeichen versehen waren. Einige der Angestellten behaupteten, sie haben zur Bibliothek der

Benediktiner gehört, während andere der Meinung waren, sie kämen aus der reichen bibliographischen Sammlung der Genovefianer. Ihre Überraschung war nicht gering, als sie sahen, daß sie Abhandlungen über die verborgenen Wissenschaften, über Astrologie, Alchymie, Nekromantie, Chiromantie, über die Kunst der Prophezeiung in allen ihren Formen enthielten.

Sie hatten schon fast alle die Schriften, die ihnen meist nur von geringer Wichtigkeit und der Ehre des Märtyrertums auf dem Scheiterhaufen nicht würdig zu sein schienen, in ihre Verzeichnisse aufgenommen, als ein kleines Büchlein in Duodez ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war das Buch der Prophezeiungen, verfaßt von Philipp Noël Olivarius, Doktor der Medizin, Chirurg und Astrolog; dieses Buch enthielt noch, außer der seinigen, mehrere Prophezeiungen von unbekannten Verfassern, während nur die seinige unterzeichnet war; außerdem stand auf der letzten Seite: Finis und die Jahreszahl 1542, in Ziffern, wie sie im sechzehnten Jahrhundert gebräuchlich waren.

François von Metz las Olivarius' Prophezeiungen ganz durch, aber er verstand ihren Sinn durchaus nicht, hielt sie indessen für so wichtig, daß er sie mit eigener Hand abschrieb und zu mehreren anderen Prophezeiungen legte, die er sich gesammelt hatte, und die ich später unter seinen Papieren fand."

Natürlich verbreitete sich die Kunde von dieser merkwürdigen, neuerdings aufgefundenen Prophezeiung bald und sie kam in vielen Abschriften selbst in das größere Publikum, während das Original der städtischen Bibliothek zu Paris verblieb, wo es mit mehreren andern derartigen Werken aufbewahrt wurde. Als Napoleon den Thron bestiegen hatte, ward ihm der Inhalt jener Prophezeiung mitgeteilt. Er wollte sie sehen, ließ sich das Original derselben aus der Bibliothek kommen; es ist nicht dahin zurückgekehrt, und niemand weiß, wo es geblieben ist. Gedruckt wurde die Prophezeiung übrigens nach einer der vorhandenen Abschriften im Jahre 1815; ferner in den Memoiren der Kaiserin Josephine von 1820 und 1827; auch der Buchhändler Eduard Brivon hat in seinem „Recueil de Prophéties" einen nochmaligen Abdruck davon veranstaltet. — Insoweit übrigens die Prophezeiung den Kaiser und die Wiederkehr und die nochmalige Verjagung des alten Königsgeschlechts betrifft, ist sie fast wörtlich eingetroffen*).

Der Verfasser des „Demokritos" bemerkt: „Selbst Napoleon und seine Franzosen glaubten so gut als Wallenstein an Glückstage und Unglückstage, und machten leider darüber mehr rote Tage, als im Kalender

*) Wiederabdruck in der Monatsschrift „Die Bergstadt", 1914, nach „Europa", 1839, 4. Band.

stehen; der Held führte am Jahrestage der Schlacht von Marengo und Friedland seine Helden in die Schlacht von Belle Alliance, und diese war ihr letzter roter Tag. Oder war es Schlauheit des Italieners, sich so zu stellen, als ob er an glückliche oder unglückliche Tage glaubte? Es war ein großer Vorteil, wenn es seine Soldaten glaubten.“ Besonders vermied es Napoleon, am Freitag etwas zu beginnen. Auch Gustav Adolf scheute den Freitag als Unglückstag.

In der babylonisch-assyrischen Heilkunst wurde große Bedeutung auf die „Tagwahl“ gelegt; so ließ es der Glaube an die böse Sieben nicht zu, daß der Arzt am 7., 14., 21. und 28. Tage, also an allen mit 7 teilbaren Tagen, den Kranken berühre.

In der Stiftsbibliothek von Kremsmünster befindet sich eine Handschrift, in welcher alle Tage des Jahres, insofern sie glück- oder unglückbringend, für gewisse Geschäfte, Unternehmungen geeignet oder nicht geeignet sind, durchgegangen werden. Sie hat folgende Einleitung:

Der mechtig Künig alexander der sant sein potenn gegen orient, da die sunn auffgett, sant auch sein potenn gegen occident, do di sunn undergett, zu den meistern der sternseher und pat die mit grossem vleis unt sant ynn auch darumb grosz gut, das sy yme zu erkennen geben und bedeuten, was an ydem tag gut zethun oder zelassen sey usw. usw. Und das taten die meister und santen yms geschriben nach erkantnus und meisterschaft, die sy an dem gestirn westen. und do er vernam auf bayden teilenn yre potschaft, do trug er dieselben capitell zusamen in seinen rat und hiesz sy gegen einander besenn. Do stund ir erkantnus und yr potschaft geleich von orient und von occident.

In Pottschach (Niederösterreich) fand sich unter den Hausschriften eines Bauernhauses ein modriges Blatt, das eine genaue Beschreibung der Unglückstage während des Jahreslaufes enthält. Das Büchlein, dem die S. 163 veröffentlichte Serie von Unglückstagen entstammt, führt den etwas langatmigen Titel: „Albertus Magnus bewährte und approbierte sympathetische und natürliche ägyptische Geheimnisse für Menschen und

Vieh. Enthaltend: hauptsächlich viele Pferdekuren; blinde Pferde sehend zu machen; abgebrochene Füße derselben wieder zu kurieren; Hexen zu zitieren; mehr als zehnerlei Mittel, dieselben zu zeichnen; daß keine Hexe in Stall kommen kann; wenn ein Mensch oder Vieh von giftigen Tieren gebissen worden, zu kurieren; Brandsalbe; für Zahnschmerzen; für das Podagra; für Engbrüstigkeit; für Gliederreißen; gegen die Schwindsucht; Brüche zu heilen; gegen die fallende Krankheit; die Franzosen zu heilen und noch sehr viele andere Kuren. Zweiter Teil. Für Städter und Landleute. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Braband." Die Seite 71 dieses Büchleins — es ist ein sogenannter fliegender Druck, wie man ihn in früheren Zeiten zu Hunderten auf Jahrmärkten feilbot — enthält unter dem Titel „Ein Anderes für unruhige Menschen" die Unglückstage; das Kapitel lautet:

Wasser von Bilsenkraut ist gut für diejenige, die unnatürliche Rast haben, auswendig oder inwendig das Haupt oft damit bestrichen, oder Tücher darin naß gemacht, auf den Schlaf des Hauptes gelegt, das bringt natürlichen Schlaf und Rast. Wahrhaftige Prognostica aus Ägypten, welches in Ihro Königlichen Majestät bestellten D. Plem. Horatii Astronomi Turnulli Bibliothek gefunden worden, wie folgt. Als nämlich 42 Tage sind unglücklich in dem ganzen Jahr, wie solches ein griechischer Autor bezeuget, als welcher an einem hernach gesetzten Tage krank wird, kommt nicht leicht davon.

Als:

Den 1. 2. 6. 11. 17. 18.	Jenner	Den 1. 5. 6.	Juli
Den 8. 16. 17.	Hornung	Den 1. 5. 18. 20.	August
Den 1. 12. 13. 15.	März	Den 15. 18. 30.	September
Den 3. 15. 17. 18.	April	Den 15. 17.	Oktober
Den 8. 10. 17. 30.	Mai	Den 1. 7. 11.	November
Den 1. 7. 10.	Juni	Den 1. 7. 11.	Dezember*)

Kotzebue erzählt, daß an den Logen Napoleons in den vier ersten Theatern von Paris ein goldener Stern angebracht war. „Man sagte, er glaube an einen Glücksstern, und vertraue mehr auf denselben als auf

*) Branky, in Zeitschrift für österr. Volkskunde, 1903, S. 137.

sein großes Genie. Wenn das auch wahr ist (wie mich viele versichert haben), so kann das dennoch seinen Ruhm nicht schmälern*)." (Vgl. Kap. II.)

Als am 7. September 1812 die Sonne an der Moskwa aufging, rief Napoleon I. seinen Offizieren mit den Worten: „Das ist die Sonne von Austerlitz!" (Voilà le soleil d'Austerlitz!) die siegreiche Schlacht bei Austerlitz (2. Dezember 1805) in die Erinnerung zurück.

„Einige rühmen sich, zu erfahren, was das Jahr hindurch geschehen werde, wenn sie in der Christnacht um zwölf Uhr, sich auf einen Scheide- oder Kreutzweeg stellen, und also eine Stunde lang stockstill stehen, ohne etwas zu reden, da sich dann alles vor ihren Augen und Ohren zeigen solle, was daßelbe Jahr? an Krieg, Theuerung, Pest und dergleichen, sich zutragen werde; welchen Fürwitz sie auch das Horchen nennen**)."

Napoleon III. soll sich durch die aus dem Kartenschlagen der Madame d'Aubery herausgelesenen Voraussagungen bestimmt gefunden haben, die Expedition nach Mexiko zu unternehmen.

In der Kirche von Valle di Pompei, dem Sitze des wundertätigen Madonnenbildes der Madonna del Rosario, sind besonders zahlreich die Epauletten und Ordenszeichen hoher Offiziere, die ihre Erhaltung und Rettung aus Kriegsgefahr der Beihilfe der Madonna zu verdanken glauben.

Wenn sich die Weidenzweige stark röten, so bedeutet das Krieg.

---

*) August von Kotzebues Selbstbiographie, Wien 1811, S. 285.
**) Karl Huß, 1823. Siehe Kap. I.

VI. Metalle und Edelsteine im Geheimglauben

Dem Bilde des Mars entsprach am besten das Eisen, weil es hart, trocken und hitzig ist wie er; darum wurden Talismane mit dem eingravierten Bilde des Mars aus Eisen gemacht. Das Eisen sah man als das Symbol des Krieges an, gab ihm den Namen Mars und dessen Zeichen ♂*).

Bei den Türken wird der Achat als Talisman geschätzt. Bei der Eroberung Ägyptens durch Selim I. wurde ein solcher Talisman in Kairo gefunden und nach der heiligen Kammer des alten Serails gebracht, wo er sich noch befinden soll. Die türkische Legende führt den Talisman vom Achat auf Mohammed zurück. „Einst bemerkte ein Schüler des Propheten — Gott sei ihm günstig! — namens Akdscha-Beni-Haschem, zwischen den Schultern seines Meisters, als dieser seine Waschung vornahm, das große Mal, welches ihm von der Hand des Allmächtigen aufgedrückt war. Er grub eine kleine Abbildung in ein kleines Stück Achat, umgab das Bild mit Stellen aus dem Koran und trug es als Talisman. Da er immer gesund blieb und aus mehreren Kämpfen, in welche der Prophet — Gott sei ihm günstig! — und seine Anhänger mit ihren Gegnern verwickelt waren, immer unverletzt hervorging, so schrieb er sein Glück dem Talisman zu, der von seinem Herrn und Meister geweiht war. Die Sache wurde bekannt, und nun wandten sich viele Personen an ihn mit der Bitte, ihnen ähnliche Amulette zu schneiden. So gewann Beni-Haschem Unsterblichkeit und Reichtum**)."

*) Steiner, Mineralreich, S. 57.
**) Zu Diesem und dem Folgenden vgl. Kap. III.

Zu Zeiten des arabischen Philosophen und Arztes Avicenna (980—1037) fiel in Persien eine 25 Kilo schwere Meteoreisenmasse, aus der der König sich Schwerter machen ließ.

Am 7. November des Jahres 1492, in dem bekanntlich die Entdeckung Amerikas geschah, fiel bei heiterem Himmel aus feuriger Wolke mit ungeheurem „Donnerklopf" ein Meteorstein in die Felder bei Ensisheim im Oberelsaß. Kaiser Maximilian I., der damals gegen Frankreich Krieg führte, weilte gerade in der Stadt, ließ zwei Stücke von dem Meteorstein abschlagen und das übrige in der Kirche aufhängen.

Nach Albertus Magnus ist der Stein Nichomar, der beinahe dem weißen leuchtenden Alabaster gleichkommt, vortrefflich, um seine Feinde zu besiegen und sich beliebt zu machen.

Im Mittelalter wurden nach Steiner (Mineralreich, S. 91) auch in Deutschland in die Oberfläche der Steine Sternbilder gegraben, und zwar ritzte man das Zeichen der Sonne — in Hyazinth oder Rubin; den Mond — in Smaragd; den Mars — in Amethyst; den Merkur — in Topas; den Jupiter — in Saphir oder Beryll; die Venus — auf Diamant oder Karneol; den Saturn — auf Chalcedon. Die Talismane wurden dann von den gläubigen Menschen in kostbarer Verhüllung auf der bloßen Brust getragen. Ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sagt in seinem Buche „Von der Subtilität", in dem von allen Wissenschaften die Rede ist: „Manche Edelsteine begünstigen das hohe Alter, manche sind zuträglich der Gesundheit, manche dem Reichtum, andere der Liebe, andere der Körperkraft, andere dem Glücke; manche bringen auch Unglück, manche machen die Menschen träge, manche schüchtern, manche heiter, manche traurig." Und in einem mittelalterlichen Volksliede heißt es:

Ein edler Stein, der Rubin rot,
Wer ihn mit Züchten bei ihm hot,
Dem mag geschaden nichte.
Saphir, ein edler Steine fein,

Als ich euch will bedeuten,
Ein'm kranken Manne derselbe Stein
Kann mindern seine Leiden.
Wem wohnt der edle Jaspis bei,
Derselbig' Stein, der machet frei
Den Menschen ohne Forchte.
Amethyst ist auch ein Stein,
Sieghaft den Menschen macht er rein,
Der großen Streit verfechte usw.

Der blaue Türkis ist das Zeichen der Treue, wie das blaue Vergißmeinnicht an treue Liebe und die dazugehörigen hübschen Augen freundlich erinnert. „Für dich diesen Türkis, den mein Bruder an einem Felsen gefunden. Der Stein bringt Glück und ist gut für die Augen, verschafft Sieg über die Feinde", heißt es in Ebers, Uarda. Auch der Chalcedon bringt seinem Besitzer Sieg. Nach der Edelsteinsprache der Baronin Staffe bedeuten die roten Steine Feuer und Kraft.

Höchst Merkwürdiges und Phantastisches erzählt M. Lorenz in seiner Serie „Die okkulte Bedeutung der Edelsteine"*) vom Türkis. Wir möchten einiges von diesen höchst sonderbaren okkultistischen Angaben schon deshalb reproduzieren, weil der Verfasser in einer seiner Mitteilungen einen Türkis mit dem Weltkriege 1914 bis 1915 in Zusammenhang bringt. Aus Persien stammend, hat der Türkis, so führt unser Gewährsmann aus, im ganzen Islam hohe Beachtung. Es gibt wohl kaum einen einigermaßen wohlhabenden Türken, der nicht zum Beispiel einen Türkis am Turban trägt, der zwischen drei echte Perlen gefaßt ist und so einen sicheren Talisman gegen den bösen Blick und alle Bezauberung bietet. Im 17. und 18. Jahrhundert hielt man den Türkis für prophetisch, und oft mußte man sich bei spiritistischen Sitzungen mit einem Türkis versehen, der auf Fragen durch Klopflaute Antworten gab. Inschriften auf Türkisen, meist in Hochrelief, seltener eingeschnitten, waren im ganzen Orient üblich und spielten auch bei unseren Völkern als Amulette eine Rolle. Als Schutzstein wird noch

*) Zentralblatt für Okkultismus, Leipzig.

heute der Türkis bei Masern und Pocken getragen. Frauen gewährt der Türkis am Finger Seelenfrieden und stilles Glück, Männern stärkt er die Tatkraft und gibt in allen geschäftlichen Unternehmungen Beistand zum Gelingen. Den Reitern ist der Türkis ein besonderes Amulett. Auch Sankt Georg, der Schutzherr der Ritter, trug den Türkis am Knauf seiner Lanze. Man behauptet, daß musikalische Klänge oft mit der Farbe der Edelsteine identisch sind, jedenfalls aber, daß stimmbegabte große Künstler alle in Harmonie mit Edelsteinen stehen. So wurde die Stimme der Melba gern „Türkisblau" genannt, denn der Türkis ist blau wie der Frühlingshimmel und rein wie das Vergißmeinnicht am Rande der glitzernden Quelle im Wiesengrunde.

In Friedenszeiten, wenn alles im Lande normal geht, behält der Türkis stets seine schöne Farbe, aber in Kriegsnot und Seuchenzeiten spielen seine Kräfte der Verwandlung in sonderbarer Weise vom zarten Wachsblau und Lichtgrün bis zu den tiefsten Tönen. Man kann dies jetzt beobachten. Wenn Schlachten bekannt werden, hat sich meist schon der Stein verändert und ist nachgedunkelt. Man kann dann mit Sicherheit annehmen, daß im Moment, wo diese Veränderung vor sich ging, der Kampf begann. Unsere Mutter hatte einen schmalen Goldreif mit fünf Türkisen, die sich während des Krieges 1870/71 in stetem Farbenspiel befanden. Wir lachten oft, wenn die Mutter sagte: Seht nur, Kinder, heute schillern die Türkise ganz dunkelgrün!" — Dann war, wie die Mutter feststellte, stets irgendein Gefecht oder eine Schlacht gewesen. Der Türkis ist sensitiver und gegen schlechte Behandlung empfindlicher als irgendein anderer Stein. Gewiß der sicherste Beweis für seine großen Geheimkräfte.

Eine uns sehr nahestehende Dame besaß einen eigentümlich geformten Türkis, etwa wie eine schmale Bohne sah er aus und schimmerte im allerlichtesten und schönsten Blau. Er wurde an silberner Schnur unterm Gewande getragen und stets sehr zart und freundlich be-

handelt. Trotzdem hatte die Dame stets die Empfindung, ihr Türkis wäre nicht froh bei ihr. Mit Hilfe des Spirits familiaris der Dame brachte sie in einer spiritistischen Sitzung in Erfahrung, daß der Stein aus der Krone der heiligen Mutter zu Czenstochau entwendet und durch die Diebe in den Handel gekommen sei. Es war der heiße Glutsommer 1911. Die Familie der Besitzerin des Türkis, den die Dame mit dem Namen Admet bezeichnete, ging auf ein Gut in der Nähe der polnischen Grenze, das Verwandten gehörte. Das alte, romantische Starostenschloß und seine waldreiche Umgebung war in diesen heißen Tagen ein herrlicher Aufenthalt. Dennoch hatte die Dame schlechte Nächte und Admet wurde sehr von Wald- und Naturgeistern belästigt. In einer Nacht blieben alle Fenster im Zimmer offen, die Dame schlief nach einer langen Promenade ermüdet ein. Sie hatte nicht bemerkt, ob Admet am gewohnten Platz lag. Am andern Tage fehlte er. Alles Suchen war vergeblich. Endlich erfuhr die Dame, daß er, verfolgt von den Naturgeistern, entflohen sei und sich einfach dematerialisiert habe. Sehnsüchtige Gefühle hatten ihn gepackt, er hatte auch wohl die heilige Maria angerufen, da er sich in ihrer Nähe wußte. Sie hatte ihm beigestanden, wieder zu ihr zurückkehren zu können. Jedenfalls war alles Suchen und Trauern seitens der Besitzerin des eigenartig geformten und beseelten Steines vergeblich. Der freundliche Hausgeist teilte denn auch bald mit, daß sich Admet nach der Kapelle seiner Heiligen zurückbegeben habe. In einer der folgenden Nächte hatte die Dame eine wunderbare Erscheinung. Die Madonna erschien ihr und gab ihr durch Bilder eine Prophezeiung, die fast auf Tag und Stunde drei Jahre später sich erfüllte, die Einnahme von Czenstochau (jetzt Tschenstochau) durch das deutsche Heer. Dann sah die bisherige Besitzerin des Türkis zwei mächtige Adler über der im Sonnengolde flimmernden Kapelle. Diese trugen weißes Fahnentuch in den Schnäbeln, auf dem stand in leuchtenden Goldbuchstaben: „Gloria in excelsis Deo!“ Darunter aber in großen kräfti-

gen Zügen in kernig deutscher Schrift: „In Gottes Namen ... Wir siegen!“ Das war im Jahre 1911 ...

Henrik Ranzau empfiehlt im 16. Jahrhundert seinen Söhnen: „Es ist von nicht geringer Bedeutung für die Gesundheit, aus goldenen und silbernen Bechern zu trinken, ebenso ist es nützlich, glühendes Gold oder Silber in Getränke zu löschen. An euren Händen solltet ihr immer Korallen, Bernstein, Agat oder kostbare Steine haben. Am Ringfinger der linken Hand solltet ihr Ringe mit Smaragden, Saphiren oder roten Edelsteinen tragen. Im Munde solltet ihr zuweilen einen Amethyst halten, etwas Kristall, einen Granat oder etwas reines Gold oder Silber*).“

In Böhmen gab es das Wortspiel von den Liechtenstein, Dietrichstein oder Wallenstein, als den kostbarsten Edelsteinen der böhmischen Krone.

Von den berühmten großen Diamanten, die jeder seine Geschichte haben, brachten einige ihrem Besitzer nicht nur nicht das ersehnte Kriegsglück, sondern gingen in der Schlacht verloren, bis sie dann nach abenteuerlichen Schicksalen zum gegenwärtigen Besitzer gelangten. So soll der Florentiner oder Toskaner, der größte Diamant des habsburgischen Schatzes, der in der Wiener Schatzkammer verwahrt wird, einer der drei Diamanten sein, die Karl der Kühne in der Schlacht von Granson verlor, und zwar der größte und kostbarste, den er so hoch wie eine Provinz schätzte. Karl der Kühne verlor ihn im Fluchtgetümmel und ein Schweizer Soldat fand ihn in einem Kästchen zusammen mit einer kostbaren Perle auf der Landstraße. Der Soldat warf zuerst das vermeindliche „Glas“ fort, hob es aber dann wieder auf und verkaufte es um einen Gulden an einen Geistlichen in Montagay. Jetzt wird der Florentiner auf drei Millionen Kronen geschätzt.

Der französische Regent, der das kostbarste Stück des französischen Kronschatzes in Paris bildet, schmückte

*) Troels-Lund, a. a. O., S. 141.

den Degenknopf Napoleon I. In der Schlacht von Waterloo soll er im Wagen Napoleons von den Preußen erbeutet worden sein, was nicht gut stimmen kann, da er doch im französischen Staatsbesitze geblieben ist. (Allerdings befindet sich ein Brillant des französischen Kronschatzes, den Napoleon I. als „en cas" stets auf den Feldzügen bei sich führte und in der Schlacht bei Waterloo verloren haben sollte, gegenwärtig im preußischen Kronschatze.) Napoleon III. wurde mit dem Diamanten, den er von Napoleon I. geerbt hatte und der ihm als Talisman galt, begraben.

Der Sancy, der gleich dem Florentiner von van Berguem für Karl den Kühnen geschliffen worden sein soll, wurde in der unglücklichen Schlacht von Nancy im Jahre 1477 vom prachtliebenden Herzog von Burgund an seinem Leibe getragen. Ein gemeiner schweizerischer Soldat, der die in einem Wassergraben liegende Leiche des Herzogs ausplünderte, fand den schönen Stein und verkaufte ihn um einen Gulden einem Geistlichen. Jetzt soll der Sancy dem Maharadscha von Guttiola gehören, also nach vielen Irrfahrten in die indische Heimat zurückgekehrt sein*).

* * *

Kirchenglocken sind wiederholt aus Kanonenguß gemacht worden. Tilly schenkte elf bei der Einnahme von Magdeburg eroberte Kanonen den Jesuiten zu Köln zum Gusse neuer, schwerer Glocken, die noch in den Türmen der dortigen Jesuitenkirche vorhanden sind. Diese kirchliche Sühne für reichlich vergossenes Menschenblut ist historisch durch gleichzeitige Schriftstücke erwiesen. Der Dichter Mathisson verzeichnete die Tatsache in seinen „Vermischten Schriften". So entstand auch die Frankfurter Glocke aus Kanonen, und 14 Kanonen hängen als Glocken im Turme zu Naumburg. Die große Glocke auf dem Stefansturm in Wien ließ Kaiser Josef I. im Jahre 1711 aus Kanonen gießen. Das Metall-

*) Jezek, Aus dem Reiche der Edelsteine, Prag 1914.

gewicht, das für die „Pummerin“ aufgebracht wurde, betrug 330 Zentner. Sie wurde vom kaiserlichen Stuck- und Glockengießer Johann Achamer aus den anläßlich der Befreiung Wiens von den Türken im Jahre 1683 erbeuteten Kanonen gegossen. Am 12. Jänner 1712 erklangen zum ersten Male ihre friedlichen Töne anläßlich der Rückkehr Kaiser Karl VI. aus Spanien. Auch die Hütteldorfer Kirche in Wiens 13. Bezirke besitzt eine Kanonenglocke. Sie wurde 1684 aus einem vergraben gewesenen türkischen Geschütz hergestellt. In Hainburg a. D. hat eine Glocke folgende Aufschrift:

Da der Türk die Stadt erstiegen
Mußte ich im Elend liegen
Da er Neuhäusel hat verlohren
Hat mich das Feuer neu geboren
1685.

Schön hört sich die Sage von der Glocke zu Bernhardsweiler, die in der Kriegszeit wegen ihres großen Silbergehaltes vergraben wurde. Nach hundert Jahren grub man sie wieder aus und hing sie in den Turm zu Dinkelsbühl. Sie läutete aber schwach und das Volk hörte aus ihr die Worte:

„Anna Susanna
In Bernhardsweiler will ich hanga.“

Und als sie in dem Turm ihrer Heimat wieder hing, da läutete sie wieder hell und schön vor Freude. Im Turm der Nikolaikirche zu Leipzig hängt eine Glocke mit folgender interessanter Legende:

„Gegossen nach dem Bruderkrieg in Dankestagen 1452,
Ward ich von einer kaiserlichen Kugel zerschlagen 1633,
Wieder gegossen trotz Krieg und betrübter Zeit 1634,
Diente ich 233 Jahre in Freuden und Leid.
Am Sterbetag des Herrn bin ich beim Läuten zersprungen 1867,
Gott zu Preis und Ehren ist mein dritter Guß gelungen 1869.

Im Jahre 1782 fragte Erzbischof Migazzi den Kaiser Josef II., ob bei dem Einzuge des Papstes Pius VI. auch die Glocken Wiens geläutet werden sollten. Der Kaiser erwiderte: „Mich wundert's, daß Sie darum fragen, die Glocken sind ja Ihre Artillerie.“

In einem Gedicht des Japaners Sakino, der 1860 starb, lesen wir:

Glocken.

Die Glocken schmolz man zu Kanonen um!
. . . Nun klingt nicht mehr beim ersten Sternenschein
Ihr helles Abendlied ins Land hinein.
Die Höhen sind, die Täler stumm.
Die Blumen selbst, die auf dem Felsen wohnen,
Vergessen, warten auf den Nachtgesang,
Des Welkens gar . . .
Voll blüht der Bergeshang,
Seit man die Glocken umschmolz zu Kanonen.

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 hat der siegreiche Kaiser Wilhelm mehreren Städten und Dörfern eroberte Kanonen zur Verwendung bei dem Gusse von Kirchenglocken geschenkt. Darunter ist vorzüglich das Geschenk von 22 den Franzosen abgenommenen großen Kanonen zu einer riesigen Glocke für den Dom zu Köln hervorzuheben. Die berühmte Kaiserglocke des Doms zu Köln, die 525 Zentner bei einem Durchmesser von 3,40 Meter wiegt, ist von A. Hamm, Glockengießer in Frankenthal bei Ludwigshafen, im Jahre 1874 gegossen worden. Neben lateinischen Inschriften und dem Bilde des heiligen Petrus schmückt sie der Spruch, über dem das deutsche Wappen angebracht ist:

Die Kaiserglocke heiß ich,
Des Kaisers Ehren preis ich,
Auf heil'ger Warte steh' ich,
Dem deutschen Reich erfleh' ich,
Daß Fried' und Wehr,
Ihm Gott bescher!

Trotz vieler Versuche gelang es vorerst nicht, die Kaiserglocke ihrer Schwere wegen zu läuten, was ihr die Spottnamen: „Die Stumme von Köln" und „Die große Schweigerin" eingetragen hat. Diese große Kaiserglocke läutete auch am 9. Oktober 1914, als in Köln die Eroberung Antwerpens durch die Deutschen bekannt wurde.

Die Glocke der Pfarrkirche zu Chatellerault, genannt

die „Glocke der französisch-russischen Entente", ist im Jahre 1892 vom Zaren Nikolaus II. gestiftet worden, wozu das folgende historische Faktum Anlaß gab: In Chatellerault wurde der Abschied der russischen Offiziere gefeiert, die gekommen waren, um die 600000 vom Zaren Alexander III. bestellten Gewehre zu übernehmen. Der Pfarrer des Ortes gefiel sich bei dieser Gelegenheit in einer Ansprache, aus der folgende Sehnsucht hervorleuchtete: „Mögen diese Waffen dazu dienen, den Frieden und die Verbrüderung der Völker zu verteidigen!" Man überbrachte dem Zaren diese Worte und wenige Monate darauf traf in Chatellerault eine große Glocke aus Petersburg ein. Sie hat als Bildnisse die beiden Zaren und die französischen Präsidenten Carnot und Faure und als Legende in russischen und französischen Lettern: „Läute den Frieden und die Brüderschaft der Völker ein. Alexander-Nikolaus." Während des siegreichen Fortschreitens der Deutschen in Belgien im Herbste 1914 wurde bekannt, daß die berühmte belgische Siegesglocke im Genter Rathausturm, nach dem Erbauer des Stadthauses „Roelandt" genannt, vor nicht langer Zeit plötzlich verstummt ist: ein 55 Zentimeter langer Sprung hat sie zum ewigen Schweigen gebracht. Die Glocke stammt aus dem Jahre 1314, mußte aber im Jahre 1659, durch Kanonenkugeln zersprengt, umgegossen werden. Ihre Legende lautet in freier Übersetzung: „Mein Name ist Roelandt; wenn ich dumpf anschlagend läute, ist ein Feuer ausgebrochen; läute ich festlich mit hellem Klange, gibt es einen Sieg in Flandern." Die Genter glaubten wohl nun, daß für Flandern böse Zeiten kommen sollten. In Wirklichkeit waren im Oktober die siegreichen Deutschen in Gent und Antwerpen eingezogen.

Die Baseler Uhrglocke schlug stets eine Stunde früher als anderswo. Es geht die Sage, daß einmal Verschwörer zur zwölften Stunde den Rat der Stadt überfallen und ermorden wollten. Anstatt 12 Uhr schlugen an diesem Tage alle Glocken 1 Uhr. Die abergläubischen Auf-

wiegler erschraken derart, daß sie aus Angst vor eigenem Unheil verschwanden. In Würzburg steht noch heute ein altersgraues Gebäude mit verwittertem Turme: das alte Rathaus mit dem „Grafen Eckard-Turm". An diesen Turm knüpft sich eine Sage aus der Schwedenzeit, wonach im Jahre 1634 auf ein mit der Turmglocke gegebenes Zeichen — die Uhr schlug statt dreiviertel gleich voll 10 Uhr — das kaiserliche Entsatzheer die Wachen der Schweden und Weimaraner überfiel, deren zu einem Bankett im Schottenkloster versammelten Obersten niedermachte und so der protestantischen Zwischenregierung in Franken ein Ende machte. Die Sage wurde auch dichterisch behandelt.

An der Domkirche auf dem Petersberg zu Brünn wurde um 11 statt um 12 Uhr zu Mittag geläutet. Den Grund davon erzählt man folgendermaßen. Als die Schweden im Dreißigjährigen Kriege die Stadt belagerten, schwur Torstensohn am Mariahimmelfahrtsmorgen, daß er noch vor dem Mittagläuten Meister des Platzes sein müsse. Alsbald ließ er das Geschütz aufstellen und die Scharen zum Sturme sich bereit halten. Während dieser Vorkehrungen fiel allmählich ein dichter Nebel ein, daß die Belagerer kaum untereinander, geschweige denn der Stadt ansichtig werden konnten, wodurch viel Verwirrung unter ihnen entstand. Endlich war doch die Ordnung hergestellt und der Sturm sollte beginnen. Da fingen auf einmal alle Glocken der Stadt von selbst zu läuten an, und in den Nebelwolken über dem Dome erschien die seligste Jungfrau Maria, wie zum Schutze die Arme ausbreitend, wie ihr Bild noch an unzähligen Kirchen und Häusern Mährens zu sehen ist. Zornig, sein Vorhaben vereitelt zu sehen, kommandierte der Schwedengeneral zum Abzug, dies geschah aber um 11 Uhr vormittags*).

Friedrich der Große sagte beim Herabstürzen der Glocke zu Crossen, die seine Armee für ein böses Zeichen hielt: „Das Hohe wird erniedrigt, Brandenburg über Österreich siegen!"

*) Gebhart, a. a. O., S. 286.

VII. Tiere im Kriege

Gott Balder ritt auf einem Rosse in die Schlacht, um die Gerechten zu schützen. Auf seines Rosses Hufschlag brach ein Quell aus dem Boden, die Helden zu laben, die schon völlig erschöpft waren. Solche Quellen waren unversieglich und wurden für heilig gehalten.

Im Heiligtum des Wendengottes Svatovit wurde sein weißes Roß gehegt. War es des Morgens mit Schaum bedeckt, dann hatte es Svatovit während der Nacht gegen die Feinde gebraucht. Weithin war das Orakel berühmt, das Svatovit durch das weiße Roß erteilte. Auf dem freien Platze vor dem Heiligtum wurden in gleichen Abständen an drei Stellen zu beiden Seiten je zwei Speere in die Erde gesteckt, daß sie sich wie die Seitenteile eines Sägebockes gegenüberstanden.

Über je vier Speere legte man einen fünften, so daß sie eine Barriere bildeten. Nun führte der Oberpriester das heilige Pferd aus dem Stalle, erflehte durch Gebet die Gnade Svatovits. Hierauf führte er das Pferd zur ersten Barriere; überschritt es dieselbe mit dem rechten Fuße zuerst, und so auch die beiden anderen, so galt dies als ein gutes Vorzeichen. Unglück aber bedeutete es, wenn das Pferd mit dem linken Fuße zuerst antrat oder nur einen Speer so überschritt. Dann mußte das geplante Vorhaben unterbleiben.

Der Brauch der alten Germanen, die geheiligten Haine mit den Schädeln geopferter Pferde auszustatten, deutet auf die schirmende Eigenschaft des Pferdes. Man brachte auf dem Heeresbanner das Bild des heiligen Pferdes an und machte es zum Wappentier*).

*) Braunschweig, Engern, Hannover, Westfalen.

Als das Heer der Langobarden die Stadt Ticinum, die ehemals Pavia genannt wurde, schon drei Jahre vergeblich belagert hatte, kam Alboin selbst herbei und schwor den Eid: „Wenn ich die Stadt einnehme, soll keine Menschenseele darin den Schwertern der Langobarden entrinnen." Im vierten Jahre wurde endlich die Stadt erstürmt. Alboin ritt auf weißem Rosse den Seinigen voran. Beim Tore stürzte das Roß, gerade da der König den Befehl zum Morden geben wollte. Da trat ein weiser Mann zum König und sprach: „Herr, du hast ein zorniges Wort gesprochen, darum hemmt der Himmel selber dir dein Roß, daß es nicht vorwärts gehen kann. Nimm dein im Grimm gesprochenes Wort zurück und verzeihe der Stadt, die sich so wacker verteidigt hat, dann wird auch dein Roß weitergehen können." Alboin erwiderte: „Es sei! Was ich im Zorne gesprochen habe, nehme ich zurück und will der Stadt ihren kühnen Mut verzeihen." Da erhob sich alsbald der Schimmel, und der König konnte, freundlich begrüßt, in die Stadt einziehen.

Pferdewiehern wird als nahender Krieg gedeutet.

Auch im Kriege des Jahres 1914 wurde die alte Erfahrung bestätigt, daß die braven Kavalleriepferde sich aktiv, gleichsam mit Verständnis an den Attacken beteiligen und mitkämpfen, eine Behauptung, die in den langen Friedensjahren zu einer bloßen und vielbezweifelten Legende herabsank. Daß aber die Vorstellungen der Pferde von dem ungeheuerlichen Erlebnis, das eine Schlacht auch für sie bedeutet, auf das mächtigste beeinflußt werden, geht schon aus den Untersuchungen hervor, die neuere Psychologen über das Verhalten ausgedienter Kavalleriepferde im Schlafe angestellt haben. So berichtet der Wiener Gelehrte Prof. Dr. K. C. Schneider in seinem „Tierpsychologischen Praktikum" folgende höchst merkwürdige Erfahrungen über „Kriegsträume" solcher Tiere: Eine Stute, die von einem italienischen Offizier, nachdem er auf ihr den Feldzug in Tripolis mitgemacht hatte, nach Österreich verkauft wurde, hatte noch etwa sieben bis zwölf Wochen nach dem

letzten Kampftage, den sie mitgemacht hatte, eine Periode von nächtlichen Aufregungszuständen. Das Tier war durch die Strapazen des Feldzuges in der Wüste und durch den erlittenen Hunger so heruntergekommen, daß es auch Tierleichen fraß. Im Feldzuge selbst hatten die Pferde einander die Mähne abgefressen. Sie hatten also gewiß allerlei Eindrücke stärkster Art in sich aufgenommen, die nun des Nachts in Gestalt aufgeregter Träume wiederkamen. Das Tier spitzte hierbei schlafend die Ohren und wieherte ebenso eigen und sonderbar, wie dies alle Kavalleristen in der Schlacht vor der Attacke zu hören bekommen. Es wirft sich vor und schlägt mit den Hufen, als stürme es im Galopp dahin, zuckt dann zusammen und wirft sich zur Seite, wild um sich her beißend. Dann wacht es jäh auf, springt empor, ist ganz naß vor Schweiß und zittert an allen Gliedern. Es ist wohl schwer, eine andere Erklärung für dieses sprechende Gebaren zu finden, als daß das Tier im Traum im Oktober die furchtbar schöne Stunde einer Attacke wiedererlebt hat, bei der es im Juni zum Siege geführt wurde.

Im Jahre 1520 näherten sich Danziger Schiffe der Samländischen Küste. Da erbot sich — nach Lukas Davids Chronik — Valentin Suplit, ein Freibruder, zur Abwendung der Gefahr, indem er einen schwarzen Bullen mit allerlei seltsamen Bräuchen opferte.

Wenn sich die Schafe stoßen, kommt Krieg.

Wie die Gänse das Kapitol gerettet haben, so schlugen die Esel von Chatanooga den Feind in die Flucht. Im amerikanischen Kriege von 1863 befand sich vor dem Lager des unionistischen Generals Hooker ein Artilleriepark und vor demselben ein umschlossener Raum mit dreihundert angeschirrten Mauleseln. Die Konföderierten unternahmen einen Angriff auf dieses Lager. Die Tiere wurden dadurch unruhig, ein Maulesel durchbrach die Palissaden, worauf ihm die anderen folgten. Der Zufall führte sie in direkter Linie auf den Feind. Dieser hielt in der Dunkelheit der Nacht die Esel für eine größere

Kavallerieabteilung und ergriff die Flucht mit Zurücklassung des Gepäckes und 1600 neuen Flinten.

Ein Ziegenbock hat einmal die Burg Karlstein gerettet. Das kam so: Im Jahre 1422 belagerten die Prager das Schloß, und ihr Anführer war ein Schneider. Die Besatzung sandte zu diesem mit der Bitte um einen Tag Waffenstillstand, da im Schlosse eine Hochzeit gefeiert werde. Unterdes schlachteten sie im Schlosse einen Bock, das einzige, was sie noch an Fleisch hatten, richteten ein Hintervierteil mit Rehhaaren aus einem Sattel also zu, daß es einer Rehkeule glich und schickten es dem Obrist Schneider zum guten Imbiß hinaus. Dieser hob sofort die Belagerung auf, da er am Aushungern verzweifelte. Nach anderer Version soll ein Schneider unter den Belagerten den Einfall gehabt haben, sich in das Fell eines Bockes zu hüllen und meckernd auf den Wällen herumzuspazieren, wodurch die Belagerer auf die Vermutung kamen, die Eingeschlossenen hätten noch Überfluß an Fleisch. Der Schneider erhielt den Ehrentitel „Bock", was erst später neckenden Beigeschmack bekam.

Einer Kriegslist bedienen sich die Normannen, von denen Robert Wace im Roman „Rollo" erzählt, wie sie Rosse und Beutevieh töten und hinter abgehäuteten Tieren in freiem Felde gegen die Franzosen sich verschanzen:

„Sie streiften ab ihr Fell, umwendend es sodann
Und strichen ihren Leib mit dem Blut der Tiere an.
Die Körper reihten sie um Roß und Mann ringsher,
Nicht Graben hatten sie, nicht Mauern sonst zur Wehr.
Als die Franzosen nun die Flüchtigen erlangen
Und eben sind gewillt, das Treffen anzufangen,
So starren sie erstaunt, es stutzen ihre Pferde,
Gehn rückwärts, werfen ab die Reiter auf die Erde!"

Ein Stückchen von der rohen Leber einer Gemse, mit Salz verzehrt, soll nach altem Volksglauben dem Schützen einen schwindelfreien Kopf geben.

Eine Hirschkuh zeigte den Franken die rettende Furt durch den Main.

Das Schwein bedeutet Glück und das „Glücksschweinchen“ ist wohl das verbreitetste unserer Amulette. Hat schon Wischnu an das Glückbringende des Schweines gedacht, als er in Gestalt eines Ebers mit einem Riesen kämpfte?

Der Hase galt schon im Altertum als Sinnbild des Zitterns und der Angst. Das furchtsame, flüchtige Tier kam auch in den Ruf, daß sein Angang, seine Begegnung, ein höchst übles Vorzeichen sei für Heere, die einer Schlacht entgegengehen. Mehr als einmal soll es vorgekommen sein, daß ein Hase den Kampf entschied, indem er diejenige Schar, auf die er zulief, entmutigte und damit die Niederlage besiegelte. Im Jahre 1289 z. B. verloren die Grafen von Holstein aus diesem Grunde eine Schlacht wider die Dithmarschen. Und der französische Ausdruck „Gentilhommes à lièvre“, Hasenedelleute oder Hasenjunker, soll seine Entstehung ebenfalls dem Tumult verdanken, den einst ein Hase im Heere Philipps VI. erregte. Als dieses nämlich den Soldaten Eduards III. von England kampfbereit gegenüberstand, sahen die vordersten Reihen der Franzosen ein Häslein auf sich zuspringen. Sie suchten dieses nun sofort in der Richtung nach den Engländern hinzutreiben und erhoben darüber solch gewaltigen Lärm, daß die Nachhut überzeugt war, es sei vorn bereits zum Handgemenge gekommen. Einige Knappen warfen sich deshalb schleunigst dem König zu Füßen und erflehten den Ritterschlag, den sie auch erhielten. Als es sich aber herausstellte, was der Tumult zu bedeuten hatte, da nannte man die frischgebackenen Ritter „Hasenedle“. So wußte man wenigstens später, im 16. Jahrhundert, den Ausdruck zu deuten, der in Wirklichkeit wohl nur ein einfaches, naheliegendes Spottwort für arme Adlige war, die von dem Ertrage ihrer Jagd lebten. Was übrigens den Hasen im Kriege anbetrifft, so ist nicht zu vergessen, daß er natürlich auch den Sieg vorhersagen kann. Überholte er z. B. eine Schar und eilte nach der Richtung ihrer Feinde hin, so wurde er mit Freuden be-

grüßt; denn für die letzteren bedeutete er dann ja Unglück und Flucht. In Übereinstimmung mit diesem Gedankengang sollen einst auch die Schwaben dem Gegner einen Schild mit einem laufend dargestellten Hasen entgegengehalten haben. Dies üble Bild mochte wohl geeignet gewesen sein, einen fest an jenem Aberglauben hängenden Feind mutlos zu machen und ihn das „Hasenpanier ergreifen" zu lassen. Nebenbei gesagt, lautete die eben gebrauchte Redensart früher „das Hasenpanier aufwerfen", und das war richtiger und ihrem Sinn entsprechender: Flieht der Hase, so wirft er, wie die Jäger sagen, die „Fahne" auf, das heißt, er richtet sein Schwänzchen in die Höhe. Für das Jägerwort „Fahne" setzte man scherzhaft Panier, und so entstand die allbekannte Wendung.

Als der Fürst Sigmund und der kaiserliche General Georg Basta im Jahre 1601 mit ihren Haufen nicht weit voneinander sich gegenüberlagen, ließen sich in dem siebenbürgischen Lager viele Hasen sehen, das war, meint der Chronist Georg Krauß, ein sicheres Anzeichen für die Furchtsamkeit der Siebenbürger und die bald darauffolgende Flucht derselben*).

Auf das Gebet seines Priesters Krinis schickte einst der sminthische Apoll verderbenbringende Mäuse in das feindliche Heer.

Herodot erzählt, daß unter König Sethon von Ägypten auf das Gebet des Oberpriesters Seth eine Schar Mäuse in das assyrische Heer unter Sanherib geschickt worden sei, die den Feinden Köcher und Bogensehnen zernagt haben. (König und Priester sind eine Person.) Die Bogensehnen sind die Lebensfäden, denn wer den Bogen nicht mehr spannen kann, ist kampfunfähig, tot.

Kaiser Marc Aurel fragte den Pseudopropheten Alexander von Abonuteichos, der sich für eine Verkörperung des von ihm selbst neugeschaffenen Gottes

*) Haltrich, a. a. O., Wien 1885, S. 261.

Glykon ausgab, wie er sich in dem Feldzug, den er gegen die an der Donau wohnenden Markomannen plante, den Sieg sichern könne. Der Weissager erwiderte, er solle zwei lebende Löwen in die Donau werfen lassen, dann würde ein großer Sieg errungen werden. Es wurden nun wirklich zwei Löwen in die Donau geworfen, die sofort von den Barbaren totgeschlagen wurden. In der Schlacht trugen sie dann über die römischen Legionen einen vollständigen Sieg davon. Der lügengestrafte Prophet redete sich damit aus, er habe nicht gesagt, wer den Sieg erringen würde.

* * *

Adler waren schon Feldzeichen der Römer. Der Reichsadler Österreichs, Preußens, Rußlands usw. ist bekannt. (Vgl. S. 47.)

Den alten Römern galt der Specht als der Vogel des Kriegsgottes Mars, als ein Symbol des stillen und heimlichen Waldes, der sich durch die Orakel des Mars und des Faunus offenbarte.

Ein Kriegsmann, der zu Augsburg gefangen lag, unterredete sich mit der Nachtigall im Wechselgesange und wurde von ihr getröstet und aufgerichtet.

Den Zapfenstreich der preußischen Infanterie hat Friedrich der Große komponiert, und zwar nach dem Gesang eines Rotkehlchens, das er als junger Prinz besaß und das zu seiner Flöte sang*).

Der Seidenschwanz ist ein Unglücksvogel. Kommt er ins Land, so bringt er Unheil. Von dem Konstanzer Konzil an hat er Krieg, Hunger, Pest, die französische Revolution, die Schlachten bei Austerlitz, Jena, an der Beresina, bei Leipzig prophezeit. Deshalb heißen die Seidenschwänze im Volksmunde auch Kriegsvögel oder Totenvögel. Es ist nicht uninteressant, daß dieser Volksglaube auch bei dem großen Weltkriege von 1914 eine Bestätigung gefunden hat. Im Spätherbst und Winter des

*) Steiner, Die Tierwelt usw., Gotha 1891, S. 176.

Jahres 1913 waren große Schwärme dieser Vögel über Steiermark gezogen und haben bei ihrem Erscheinen nach dem Volksglauben diesmal wirklich einen großen Krieg angezeigt.

Als die Krähen im Lager des Pompejus von Adlern verfolgt wurden, spottete dieser der Furchtsamen: „Liegen wir denn gegen Krähen zu Felde?“

Die Taubenpost bedingt den Frieden,
Den Krieg befiehlt die Rabenpost.

Begleitet der Rabe den Helden in die Schlacht, so ist der Vogel, wie der Wolf, siegverkündend, daher ist der Name Wolfraban, später Wolfram, in dem Wolf und Rabe enthalten sind, von glücklicher Vorbedeutung im Felde.

Nach schwäbischem Glauben bedeutet es Krieg, wenn die Raben gegeneinander fliegen. Die Raben „riechen das Pulver in der Flinte“ heißt es in Tirol.

Die Raben pflegen den Kriegsheeren zu folgen, es sind Todesboten, die gleichsam instinktiv schon das Aas in der Luft riechen, ehe eine Leiche auf dem Boden liegt oder am Galgen hängt. Sie krächzten, als Duncan das Schloß Macbeths betrat. Baldur war noch nicht erschlagen, da man schon Odin mit den beiden Raben an der Unglücksstelle erblickte.

In den Gedichten der Angelsachsen, wie „Die Schlacht von Brunanburgh“, „Die Schlacht von Maldon“, „Judith“, „Elene“ usw. erscheint der Rabe ausschließlich als aasfressender Vogel, der sich in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes aufhält, um seinen Hunger an den Leichen der Erschlagenen zu stillen*).

Dohle und Elster sind Unglücksvögel. In der Wetterau bedeutet ihr Zug in Scharen Krieg.

Das Österreichische Reiterlied von H. Zuckermann**) aus dem Kriege 1914/15 lautet:

---

*) Knortz, Die Vögel in Geschichte, Sage, Brauch und Literatur, München 1913.

**) Der junge Held ist selbst auf dem Felde der Ehre geblieben.

Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
Schreien zwei Raben.
Werd' ich der erste sein,
Den sie begraben?
Was ist dabei?
Viel Hunderttausend traben
In Öst'reichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
Fliegen zwei Krähen.
Wann kommt der Schnitter Tod,
Um uns zu mähen?
Es ist nicht schad'!
Seh' ich nur unsere Fahnen wehen
Auf Belgerad!

Es war einmal in Burg ein polnischer Soldat in einem Hause einquartiert. Da setzte sich eine Elster aufs Dach. Wie er die sah, lief er fort und sagte: „Da bleibe ich nicht, wo Elster auf Dach sitzt, da ist alte Hexe", und er mußte ein anderes Quartier kriegen*).

Die Polen hatten einst Riga eingenommen. Da zogen die Schweden heran, um es ihnen wieder abzunehmen. Aber die Tochter des Polenkönigs, eine große Zauberin, saß auf einem Turme Rigas und verzauberte die Kugeln der Schweden, so daß sie alle abprallten. Endlich erschoß ein schwedischer Soldat die Zauberin mit einer silbernen Kugel. Sie wurde in eine Elster verwandelt und versank in der Düna. Hundert Jahre später kam sie eines Nachts aus der Düna heraus und bat einen Rigenser, ihr ein Kreuz herbeizubringen. Der aber weigerte sich und die Elster fiel wieder in die Düna, um dort abermals hundert Jahre zu schlafen. Und so lange wird sich in

*) Schulenburg, Wendisches Volkstum, S. 77.

Riga niemals eine Elster zeigen, als die Zauberelster in der Düna lebt*).

Ein preußischer Soldatenbrief aus dem Siebenjährigen Krieg berichtet von einem „wahrhaften Gnadenzeichen", das ihm den Mut gestärkt. „Da stand an der Straße ein großes, hohes Kruzifix, auf selbigem saß auf dem rechten Arm eine ganz weiße Taube von ziemlicher Größe, machte einen langen Hals und sah so zu, wie wir vorbeimarschieren, ohne sich weiter zu rühren. Den Kopf drehte sie manchmal nach den Österreichern hin, als wolle sie uns selbe zeigen. Viele Soldaten sahen es als eine gute Vorbedeutung an und schöpften frischen Mut. Ein Soldat von unserer Kompagnie sagte zum anderen: ‚Nun weiß ich gewiß, daß wir heute gewinnen.' Ich antwortete: ‚Ich glaube es auch, aber wenn es der Wille des Herrn ist.'"

Die aus Kreuzungen orientalischer Warzentauben mit Mövchen und Tümmlern, zuerst in Belgien und Holland herausgezüchtete Brieftaube spielt nach Dr. Friedrich Knauer seit langem schon auch im Kriege eine wichtige Rolle. Die Ausnützung des raschen Fluges und der Zähmbarkeit der Haustaube im Dienste der Brief- und Depeschenbeförderung reicht in älteste Zeiten zurück. Wie man aus den auf uns überkommenen Skulpturen und Inschriften auf den altägyptischen Bauwerken ersehen kann, nahmen die ägyptischen Seefahrer Tauben mit, um sie bei der Rückkehr in der Nähe der Küste freizulassen und sich so anzumelden. Die Sieger bei den griechischen Kampfspielen vermeldeten ihren Angehörigen den Sieg durch abgesandte Tauben. So heißt es bei Aelian: „Als Taurosthenes von Aegina zu Olympia den Sieg errang, gelangte noch am selben Tage die Kunde von seinem Glücke an seinen Vater nach Aegina. Er hatte nämlich eine Taube, deren Junge sich noch im Neste befanden, mitgenommen und ließ sie, nachdem er gesiegt hatte, mit einem angehängten Purpurläppchen

*) Knortz, a. a. O.

fliegen.“ Die Römer wußten die Brieftauben auch im Kriege zum Depeschendienst auszunützen. So berichtet Plinius der Ältere: „Die Tauben sind schon in wichtigen Angelegenheiten als Botschafter gebraucht worden, wie denn zum Beispiel Decimus Brutus, als er in Mutina belagert wurde, ihnen Briefe an den Beinen befestigt hat und sie in das Lager der Konsuln schickte. Was konnte da Antonius sein Wall, seine Wachsamkeit, der durch Netze gesperrte Fluß helfen, da der Bote durch die Luft flog.“ Im Abendland geriet die Brieftaubenverwendung sehr bald in Vergessenheit, während sie im Orient immer mehr in Gebrauch kam. Unter Sultan Nurreddin im 12. Jahrhundert und noch regelmäßiger durch den Kalifen von Bagdad wurde ein geordneter Taubenpostdienst in Ägypten, Syrien und Persien eingeführt. Auch Kaufleute und Private bedienten sich damals der Brieftauben und bezahlten je nach der Güte bis 7000 Mark für eine Brieftaube. Noch im 16. Jahrhundert kamen orientalische Brieftauben zur Zeit der Belagerung Harlems durch die Spanier (1572) zur Verwendung. In diesem Falle und zwei Jahre später bei der Belagerung Leidens veranlaßten durch Brieftauben überbrachte Nachrichten die Belagerten zum Ausharren. In England benutzte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Brieftauben, um die Ankunft von Schiffen zu melden. Zwischen Paris, London, Brüssel flogen Kurstauben hin und her, um den Bankiers raschere Mitteilungen über das Steigen und Sinken der Kurse zukommen zu lassen. Auch die Zeitungen, so die Kölnische Zeitung und das Bureau Reuter, machten von dem Brieftaubenpostdienste Gebrauch. Die Einführung des Telegraphen machte dann diesen Brieftaubendepeschendienst überflüssig. Aber die Brieftauben sollten wieder zu Ehren kommen. Zur Zeit der Belagerung von Paris durch die Deutschen im Jahre 1870 hatten die Belagerten in Paris beheimatete Brieftauben in die Provinz geschickt, die mit Antworten wieder zurückkehrten. Im Jahre 1879 hatte Belgien allein an 600000 Brieftauben. Seit es zur Einführung der Fun-

kentelegraphie gekommen ist, glaubte man die Brieftauben entbehren zu können. Man ist aber bald anderer Meinung geworden. Wenn Festungen eingeschlossen, ihre Telefunkenapparate zerstört oder durch Gegenströme unwirksam gemacht, die Telegraphendrähte abgeschnitten werden, können Depeschen noch immer durch Brieftauben vermittelt werden. Bei der jetzigen Einnahme von Lüttich zum Beispiel wurden durch einen Brieftaubenschlag fünf Kriegsdepeschen in Empfang genommen. Heute umfaßt der Verband der deutschen Militärbrieftaubenzüchter 1759 Vereine mit etwa 15000 Mitgliedern. Brieftauben werden häufig die Beute verschiedener Raubvögel. Man hat daher mehrfach den Versuch gemacht, Falken für den Depeschendienst abzurichten. Auch Schwalben sind wiederholt für den Depeschendienst herangezogen worden.

Als der griechische Feldherr Themistokles mit seinen Getreuen dem mächtigen Heere der Perser gegenüberstand, begann schon der Mut der Kriegsleute zu sinken. Themistokles aber rief ihnen zu: „Bedenkt, zwei Hähne setzen um der bloßen Siegesehre willen ihr Leben ein und zeigen unerschütterlichen Mut. Ihr aber streitet für Herd und Götter, für die Gräber der Ahnen und die Wiegen der Kinder, vor allem für die Freiheit — und wolltet verzweifeln?“ Das wirkte. Die Griechen warfen sich auf die Feinde und siegten.

Wenn die Hühner langsam fraßen, so war dies den alten Römern ein schlechtes, wenn sie schnell fraßen, ein gutes Vorzeichen. Bei jeder Legion befand sich ein Mann, der auf die Hühner und ihr Orakel zu achten hatte, der sogenannte Pullarius. Publius Claudius z. B. soll vor einer Seeschlacht im Ersten Punischen Kriege die Auguren befragt haben, um nicht gegen die Sitte des Landes zu verstoßen; als nun die Auguren verkündeten, daß die Vögel nicht fressen wollten, ließ er sie ins Meer werfen mit den Worten: „Wenn sie nicht fressen wollen, so laßt sie trinken!“

Die Landsknechte des Mittelalters führten Hähne mit

sich auf ihren Wagen, um aus ihrem Krähen die Zeit für die Ablösung der Wache zu bestimmen.

Nach einem spanischen Volksmärchen*) drangen vor mehr als tausend Jahren die Franzosen in Spanien ein, entführten den König, plünderten die Ortschaften und töteten alles, besonders aber die Kinder und die Hähne. Wenn ein Hahn mit seinen Augen, so gelb wie die Sterne, womit er bei Tag und Nacht auf zehn Meilen weit sehen kann, die Franzosen erspähte, mit einem schielenden, betrunkenen König, den sie vor sich hertrieben, so begann er zu krähen, um seine Brüder zu warnen:

Die Franzosen kommen!
— Wieviel sind ihrer, sag?
— Mehr denn tausend!
— Weh' uns Armen!

Seitdem schlafen die Hähne nicht mehr als eine Stunde.

Die im Alten Testament erwähnten Wachteln, die „das Heer bedeckten", gehören der Gattung Sandflughuhn (Pterocles arenarius) an.

Um das 18. Jahrhundert fand zwischen Engländern und Franzosen eine Seeschlacht statt. Das Glück war den Engländern nicht hold, sie begannen zu verzagen und wollten sich zurückziehen. Ihr Admiralschiff verlor, da es dem stärksten Feuer der Feinde ausgesetzt war, einen Mast nach dem andern. Als aber der große Mast über Bord stürzte, flog der Hahn des Admirals auf den Stumpf und ließ mit geöffneten Flügeln, unbeirrt durch das Toben der Schlacht, seine schallende Stimme hören. Da faßten die englischen Seeleute Mut und gewannen den Sieg. Der Hahn erhielt ein silbernes Halsband mit rühmender Inschrift.

Bei den Römern standen die Gänse deshalb in hohem Ansehen, weil sie, wie Livius im 47. Kapitel des fünften Buches seiner römischen Geschichte ausführlich erzählt, einst das Kapitol gerettet hatten. Es waren dies nämlich die zu Ehren der Göttin Juno gepflegten Gänse, die, als

*) Mitgeteilt von Ferdinand Wolf, Akademie der Wissensch., Wien 1859.

die Gallier unter Brennus in einer stillen Mondnacht auf geheimen Pfaden das Kapitol erklettern wollten, durch ihr Geschrei den Senator Manlius weckten und dadurch zu Rettern Roms wurden. Alle Jahre fand dafür dort eine öffentliche Dankfeier statt, bei welcher die Gänse eine Hauptrolle spielten.

Da der Name des Reformators Huß auf Deutsch Gans bedeutet, so ließen es zur Zeit seines Auftretens und auch später die Katholiken nicht daran fehlen, darüber in Vers und Prosa zu spötteln. Aus einem dieser Schmähgedichte, das sich in Soltaus bekannter Sammlung befindet, seien hier folgende Strophen mitgeteilt:

Die Gans ist zum ersten ausgeflogen
Aus einer Stadt, geheißen Prage,
Zu Wittenberg ist sie gekommen,
Die Lutherschen haben sie empfangen
Und haben sie fröhlich aufgenommen.

Die Gans, die ist Hans Huß genannt,
Den Lutherschen ist sie wohl bekannt.
Mit ihren Federn sie sie decken;
Zu Costnitz ist sie lange verbrannt,
Sie wollten sie wieder aufwecken.

Eine andere Gans hat sie geboren,
Als ein Narr ist sie beschoren,
Sie heißt Martinus Luther,
Wittenberg hat sie auserkoren
Zu einer ketzerischen Mutter.

Die Gans hub an so süß zu singen,
Daß die Mönche aus dem Kloster springen,
Und ihre Kappen abwerfen;
Die Keuschheit wird ihnen allzuschwer,
Ihre Frommheit kann man merken.

Die alten Schweizer schätzten die Gänse so hoch, daß sie ihrer sogar in einem Kriegsgebet gedachten. Dasselbe, das vor einigen Jahren von dem jüngst verstorbenen Berner Professor Hilty entdeckt wurde, lautet:

„Lasset üs abermal bätta
Für üsre Stätt und Flecka,

Für üsre Küh und Gaißa,
Für üsre Witwa und Waisa,
Für üsre Roß und Rinder,
Für üsre Wib und Kinder
Für üsre Hennen und Hahne,
Für üsre Kessel und Pfanna,
Für üsre Gäns und Enta,
Für üsre Obristen und Reganta.
Wenn der blutige Krieg wett cho,
So wellen wir üs wehra
Und in niena dura lo*)."

„Daily Mail" meldete in den ersten Februartagen 1915 aus Nordfrankreich: Die berühmten Gänse des Kapitols haben Nachfolger in Belgien gefunden. Jenseits Pervyse steht ein einsames Schloß; es ist ein wertvoller Unterstützungs- und Beobachtungspunkt, und obwohl es direkt in der Front der gegenwärtigen deutschen Linien steht und dem Feuer der belgischen Artillerie ausgesetzt ist, ist es dennoch von einem deutschen Vorposten besetzt. Die Mauern des Schlosses sind durch Kanonenkugeln längst in Trümmer geschossen. Dennoch leben die Deutschen in verhältnismäßiger Sicherheit in den Kellern und werden jede Nacht frisch verproviantiert. Es läßt sich denken, daß die Belgier keinen Versuch unterlassen haben, diesen für die Deutschen so wertvollen Posten zu vernichten. Nacht um Nacht sind belgische Infanterietruppen an das Haus herangeschlichen, in der Hoffnung, es mit dem Bajonett zu stürmen. Aber jedesmal sind diese Hoffnungen vernichtet worden, und zwar durch — eine Herde Enten. Die Deutschen sind klug genug gewesen, die Enten, die sich noch auf dem Hof befanden, nicht aufzuessen. Der Zugang zu dem Schloß und dem Hof ist durch die Überschwemmung nur auf einem einzigen Weg möglich, und jedesmal, wenn der Feind auf diesem Wege heranschleicht, erheben die Enten ein solches Geschnatter, daß die Deutschen gewarnt werden und den Angriff leicht abschlagen können.

Störche sind prophetische Vögel. Attila hatte schon

*) Knortz, a. a. O.

lange Aquileja, die Hauptstadt der Veneter, belagert. Seine Mannen begannen zu murren und ungeduldig zu werden. Da sah der König, wie die Störche, die auf den Giebeln der Häuser nisteten, ihre Jungen aus der Stadt aufs Land trugen. Attila rief seine Leute herbei und sagte ihnen: „Seht diese Vögel, die ja der Zukunft kundig sind, verlassen die bald untergehende Stadt und die einstürzenden Häuser!“ Das wirkte. Das Heer schöpfte neuen Mut und stürmte mit Erfolg die Stadt.

Als einst einige Tschippewäer sich auf dem Kriegspfade befanden, sahen sie zwei schneeweiße Vögel auf einem Neste sitzen und als sie Miene machten, sie zu töten, warnte der Häuptling sie, da dies, wie ihm im Traume angezeigt worden war, Unglück bringen würde. Ein junger Mann schlug diese Warnung jedoch in den Wind und schoß, als er sich unbemerkt sah, einige Pfeile auf sie ab; aber jeder zerspaltete sich, ehe er das Ziel erreichte, wie vom Blitz getroffen, in zwei Teile. Dies hatten die beiden Vögel, welche Gewittervögel waren, durch das Blinzeln ihrer Augen bewirkt. Die Indianer zogen weiter und wurden bald von einem Gewittersturm überfallen, gegen welchen sie auf den Rat des Häuptlings unter Bäumen Schutz suchten; doch der junge Mann, der die beiden Vögel töten wollte, wurde vom Blitz erschlagen und in unzählige Stücke zerrissen. Die Krieger zogen nun weiter und wurden, als sie ihre Feinde erreicht und sich mit ihnen in einen Kampf eingelassen, alle bis auf den Häuptling erschlagen.

So friedlich, wie es nach den Volksdichtern den Anschein hat, leben die Vögel doch nicht miteinander; auch sie haben, wie alle anderen Geschöpfe, auf der Erde und in der Luft ihre Erbfeinde, die ihnen beständig nach dem Leben trachten und sie je nach Umständen zum Verteidigungs- oder Angriffskrieg zwingen. Sie glauben nicht an einen allgemeinen Weltfrieden; auch beschäftigen sie sich nicht mit der Frage einer allgemeinen Abrüstung. Sie wissen, ohne Darwin studiert zu haben, daß das Leben ein Kampf ums Dasein ist und daß der-

jenige, der sich seiner Haut nicht zu wehren versteht, dem anderen zur Speise dienen muß*).

* * *

Krokodile sind auf dem Kriegspanier der Battas angebracht**).

In Ostpreußen wird von Friedrich dem Großen erzählt, daß er gesiegt habe, seit er von einer Schlangenkönigin das Krönlein besaß, das ihm ein Dragoner verschafft hatte.

Schlangenfett verlieh dem Körper Unverwundbarkeit und Kraft.

* * *

Allbekannt ist das Verschen vom Maikäfer, der in den Krieg fliegt:

Maikäfer flieg'!
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Maikäfer flieg'!

Dieser Reim ist uralt, das geht schon daraus hervor, daß wir ihn fast gleichlautend in allen Gegenden Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande, Englands, Schottlands, des germanischen Nordens und Nordamerikas finden. Aber auch der Inhalt zeugt von hohem Alter, weist er uns doch zurück in die heidnische Vorzeit unseres Volkes.

Um den mythologischen Hintergrund aufzuhellen, sei erwähnt, daß in einzelnen Teilen der badischen Pfalz die Kinder singen:

Maikäfer flieg'!
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist in Hollerland,
Hollerland ist abgebrannt.
Juchhe!

*) Knortz, a. a. O.
**) Steiner, a. a. O., S. 265.

Mannhardt hat in seinen Germanischen Mythen eine Menge Varianten aufgezeichnet, die bald dem Maikäfer, bald dem Marienkäfer zugerufen werden. Beide Tierchen galten den Germanen als heilig. Sie waren in Holdas Reich (Hollerland) heimisch, wo auf blumiger Wiese, in Blütenkelchen und Büschen verborgen, die noch „nicht auf die Welt gekommenen" Kinderseelchen saßen. Diese brachte das Sonnenhühnchen, Siebenpünktchen oder Marienkäferchen zur Erde. Das rotgeflügelte Tierchen mit seinen sieben Pünktchen eignete sich ganz besonders zum geheiligten Träger der Kinderseelen, denn Sieben war — gleichwie Drei und Neun — eine der heiligen Zahlen germanischen Glaubens, und daß vielfach der Maikäfer an seiner Stelle in den Verschen genannt wird, erklärt sich aus seinem Erscheinen im Hochzeitsmonat des Göttervaters Wodan und seiner Gattin, der Freya-Holda. In den erwähnten Liedchen wird der Maikäfer aufgefordert, fortzufliegen, heimzufliegen, denn Vater und Mutter, d. i. der Göttervater und die Göttermutter, befinden sich in großer Gefahr; der Vater kämpft in gewaltiger Schlacht, der Mutter Reich aber scheint durch einen furchtbaren Brand der Vernichtung preisgegeben. Was das Kinderlied hier nur andeutet, das schildert in großartigen Zügen die Edda: den Weltenuntergang in heidnisch-germanischer Auffassung. Ein entsetzlicher Feuerbrand vernichtet Asgard, die Wohnung der Götter, die Erde versinkt ins Meer, die Götter aber fallen im Kampfe mit Dämonen und Riesen.

Als wahrhaft edle Kreatur galt seit jeher die Biene. Dem Römer Plinius war der Bienenstock das Abbild des Kriegslagers: Eine Wache am Lagertor, Ruhe bis zum Morgen, dann wird mit dreifachem Hornsignal Reveille geblasen; in Marschkolonne wird ausgerückt; der König führt den Imperatorentitel. So geht es fort bis zum Zapfenstreich. Man wird förmlich an des Polybius' Schilderung vom römischen Lagerleben erinnert. Anderseits wird unter den bösen Vorzeichen, durch welche den Römern die schweren Niederlagen gegen Hannibal vorher-

verkündigt wurden, das Erscheinen eines Bienenschwarmes an heiligen Stätten oder im Lager angeführt. Als Pompejus zum Entscheidungskampfe mit Cäsar nach Griechenland segelte, hingen sich Bienenschwärme an die Feldzeichen seiner Legionen. Dasselbe Vorzeichen erschreckte den Brutus und Cassius vor der Schlacht bei Philippi, den Drusus an der Weser, den Quintilius Varus vor seiner Niederlage im Teutoburger Walde; bis an das Ende des weströmischen Reichs, noch bei Constantius und Stilicho finden wir dieselbe Erzählung. Auch dem Herzog Leopold von Österreich verkündeten Bienen im Jahre 1386 den Verlust der Sempacher Schlacht: „da kam ein Im geflogen, in dlinden er genistet hat, ans herzogen waffen er flog als do derselbig herzog wol für die linden zog: das diutet frömbde geste, so redt der gemeine mann."

Wie vielfach hat die staatenbildende und kriegführende Biene, von der Vergil im ersten vorchristlichen Jahrhundert sagt, daß ein Teil des „göttlichen Geistes" in ihr wohne, Dichter und Denker beschäftigt! Wie Plato, so feiert sie Shakespeare als das staatenbildende, Ordnung und Gesittung pflegende Tier. In „Heinrich V." (Akt 1, Szene 2) rühmt der Erzbischof von Canterbury die Bienen als leuchtendes Vorbild:

Die Honigbienen handeln so, Geschöpfe,
Die, durch Natur belehrt, mit ihrem Walten
Volkreiche Menschenstaaten Ordnung lehren,
Sie haben einen König und Beamte
Verschiedenen Ranges, die teils, wie Magistrate,
Zucht halten in dem innern Hauf', und teils,
Kaufleuten gleich, auf Handel geh'n nach außen,
Teils auch, Soldaten gleich, bewehrt mit Stacheln,
Auf Plünd'rung zieh'n nach samt'nen Sommerknospen;
Die Beute bringen sie mit lust'gem Marsch
Alsdann zum Hauptzelt ihres Königs heim.
Der überschaut, in seiner Majestät geschäftig,
Wie Maurer singend gold'ne Dächer bauen,
Wie Bürger pflichtgetreu den Honig kneten,
Wie armes Volk, bestimmt zum Lastenträger,
Mit schwerer Bürd' am engen Tor sich drängt,

Wie, mürrisch summend, finstern Blickes der Richter
Die gähnend faulen Drohnen übergibt
Dem bleichen Henker. . . .

Als Prinzip der Stärke ist die Königin wie in der klassischen Vorstellung und volkstümlich noch heute („Der Weiser", „Der Weisel") männlich. Das eigentlich Männliche im Bienenstaate wird wegen seiner Weichlichkeit bis zur Stunde weiblich apostrophiert: die Drohne. Das Gleichnis vom Weiser als Herzog findet sich bei Shakespeare mehrfach angewendet:

Wie Du führst, so folgen wir gleich dolchbewehrten Bienen, die der Weiser
In Sommerglut auf Blumenfelder führt.
(„Titus Andronicus", A. 5, Sz. 1.)

Gleich einem zorn'gen Bienenschwarm, beraubt
Des Führers, schweift das Volk umher und fragt
In seinem Rachedurst nicht, wen es sicht.
(„Heinrich VI.", 2. T., A. 3, Sz. 2.)

Im Alten Testament werden heranziehende Kriegsscharen der Feinde schon mit Bienenschwärmen verglichen. Vergil führt in seinem Lehrgedichte über die Bienen aus, wie die ausziehenden Bienen Soldaten gleichen. Im zweiten Gesange der Homerischen „Ilias" liest man:

Doch die Völker kamen von allen Seiten,
Wie die summenden Bienen, dicht gedrängt,
Aus dem gehöhlten Felsen, Schwarm auf Schwarm,
Über des Frühlings Blumen sich ergießen.

Die schwärmende Biene und Soldatenzüge wurden auch später vielfach verglichen. So ist Lappes Gedichten, die 1836 zu Rostock erschienen sind, zu entnehmen:

Feuerlärm im Bienenhause?
Oder zieht der Landsturm aus?
Strahl bei Strahl, aus enger Klause,
Mit Gebrause, mit Gesause
Stürzt das tolle Volk heraus.

„Unser ist der weite Garten,
Unser ist die Luft, die Welt!
Aufbruch wehn die Reichsstandarten!
Laß dein muntres Heer nicht warten,
Weiser, komm und führ ins Feld!"

Und er kommt. Doch ernst besonnen,
Teilt er nicht des Häufens Wut.
Wie gewonnen, so zerronnen,
Was die Menge roh begonnen.
Weise zügelt er die Glut.

Soll das Werk den Meister loben,
Muß Verstand im Rate stehn.
Schlecht gedeiht ein blindes Toben!
Kluger Anschlag muß von oben
Durch die wilde Masse gehn.

In erhabner Herrscherseele
Wägt er still des Volkes Glück.
Daß er frei das Beste wähle,
Winkt er Warnung, ruft Befehle;
Und die Ordnung kehrt zurück.

Welch Gewimmel dort im Laube!
Welch ein Drängen, welche Hast!
Bien' an Biene, Schraub' an Schraube,
Hängt die schwarzbehaarte Traube
Wunderbar herab am Ast.

Bringt den Korb, benutzt die Pause,
Folgt des Führers Wink und Rat!
Stürzt sie ein, verschließt die Klause,
Fort damit zum alten Hause!
Fertig ist der neue Staat.

Schon in den frühesten Zeiten wurde dem Honig eine heilende Wirkung zugeschrieben, die am kräftigsten sei, wenn eine Biene selbst ihn bringt, „Biene, du Weltvöglein," heißt es in einem finnischen Volksliede, „flieg' in die Weite, über den Mond, über die Sonne, hinter des Himmels Sterne, flieg' in des Allmächtigen Vorratskammer, bringe Honig für böse Eisen- und Feuerwunden."

Der junge Mongolenhäuptling Temudschin, verjagt aus dem väterlichen Erbe, wurde durch das Beispiel der Ameise, die in ihrem unverdrossenen Fleiße ein Sandkorn bezwang, bestimmt, die Krieger zu sammeln und sich standhaft durchzukämpfen. Da es ihm geglückt war, wurde er Dschingis Khan, d. i. König der Könige.

Noch im Jahre 1712 las man auf den punktierten Flügeln der Heuschrecken in Schlesien: Ira Dei, auf

anderen B. E. S., bedeutet erschreckliche Schlachten oder boshaft erstorbene Sünder.

Spinnen bedeuten Krieg. Sie prophezeien das Wetter und hatten so auf den Gang des Krieges zwischen Holländern und den Franzosen im Jahre 1794 Einfluß. Quatremère, der Adjutant des Generals Pichegru, war in holländische Gefangenschaft geraten, als die französische Armee ratlos an der Grenze stand und nicht wagte, in das Land vorzudringen, welches die Holländer durch Öffnen der Schleusen unter Wasser gesetzt hatten. Pichegru wollte schon den Rückzug antreten, als ihm eine Botschaft des gefangenen Quatremère zukam, wonach aus dem Verhalten der Spinnen auf strenges Frostwetter innerhalb zehn Tagen zu rechnen sei. Der General entschloß sich, auszuharren, und konnte wirklich ungehindert über das Eis bis Amsterdam marschieren. Ein zweites Mal traf eine ähnliche Voraussagung Quatremères allerdings nicht zu.

VIII. Wund- und Blutstillungszauber

Der altserbische Nationalheld des 14. Jahrhunderts, Marko, zwingt die Wila, indem er sie am langen Goldhaar festhält:

> Heilen sollst du mir sofort den Milosch!
> Sollst mit Wunderkräutern schnell ihn heilen,
> Unglücksel'ge, müßte sonst dich binden,
> Grausam binden mit den goldnen Haaren
> An die höchste Tanne deines Waldes.

Da mußte sich die Wila ergeben, sie nahm Milosch den Pfeil aus der Kehle, heilte die Wunde mit geheimnisvollen Kräutern, und seitdem sang Wojwoda Milosch schöner noch als zuvor des Nachts im dunklen Walde.

Es fehlte nicht an Aufgeweckten, die sich über den Kräuterzauber hinwegzusetzen wähnten. Grimmelshausens abenteuerlicher Simplizissimus aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges kennt u. a. die Kunst: „Einem Menschen eine doppelte Stärcke ohn Ebers-Wurtzel und dergleichen verbotene Sachen zu wegen zu bringen*)."

Oscar Ebermann hat in seiner Arbeit „Blut- und Wundsegen in ihrer Entwicklung dargestellt" (24. Heft der „Palaestra", Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, Berlin 1903) eine kleine Auswahl der bekanntesten Zauberformeln herausgegriffen, die sich auf den Wund- und Blutzauber beziehen; mit Hilfe einer reichen Literatur verfolgt er dann die verschiedenen Varianten und Umbildungen, wie sie in Volks- und Kinderreimen oder auch in schriftlicher Überlieferung uns entgegentreten. Ebermann be-

*) Ausgabe von Bobertag, in Kürschners Nationalbibliothek, II. Bd., S. 243.

tont in der Vorrede, daß er nur Vorarbeiten zu einer umfangreicheren Sammlung solcher Segenformeln habe geben wollen und daß er sich deshalb „selbständiger Deutungsversuche“ enthalte. In vierzehn Abschnitten behandelt er folgende Segen: 1. den zweiten Merseburger Zauberspruch, 2. Jordansegen, 3. Drei gute Brüder, 4. Longinussegen, 5. Sie quellen nicht..., 6. Blut und Wasser, 7. Glückselige Wunde, 8. Sanguis mane in te, 9. Adams Blut, 10. Von den drei Frauen, 11. Drei Blumen, 12. Ein Baum, 13. Der ungerechte Mann, 14. Scherzhafte Wundsegen.

Der Leipziger Forscher Carly Seyfarth hat in seinem verdienstlichen Buche „Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens“ (Leipzig 1913) für die Besprechungsformeln, die auf gemeinsame indogermanische Quellen zurückgehend, zu den ältesten bis auf unsere Tage überkommenen Zeugnissen des Volksglaubens gehören (vgl. Kap. I), folgende Übersicht gegeben:

Heilung der Krankheit durch Zaubersprüche:

a) in denen die Krankheit bzw. die Krankheitsdauer durch „direkten Befehl“ gebannt wird:
   aa) die Krankheit wird einfach aufgefordert, sich davonzumachen,
   bb) der Krankheit wird ein fernerer Aufenthaltsort angewiesen,
   cc) der Krankheit wird alles mögliche angedroht,
   dd) mit der Krankheit wird gekämpft,
   ee) Teile des menschlichen Körpers werden in kurzer Befehlsform angeredet,
   ff) um den Befehl zu verstärken, beruft man sich auf Gott und alle himmlische Heerscharen;

b) in denen dieser Befehl in eine „epische Einleitung“ gekleidet ist:
   aa) Brandsegen,
   bb) Zwiegesprächsegen,
   cc) Wundenbeschwörungen,
   dd) drei Frauensegen,
   ee) drei Blumensegen,
   ff) Segen von „drei sonderbaren Männern“,
   gg) Segen, die von der Leidensgeschichte Christi handeln.

Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat die Sammlung aller auf deutschem Sprach- und Kul-

turgebiet seit den ältesten Zeiten nachweisbaren Segen- und Beschwörungsformeln eingeleitet, die gleich den Soldatenschutzbriefen (Kap. I, IV) für alle Zukunft wertvoll bleiben werden.

Der König der Mazedonier Alexander der Große heilte den Ptolemäus, welcher auf den Tod verwundet war, durch die Kraft eines von ihm gefundenen Krautes und durch dasselbe Kraut alle diejenigen, welche auf den Tod verwundet waren. Unter den Griechen stand die Kunst der Pharmazie in hohem Ansehen. Schon unter den Mauern Trojas wurde sie geübt. Da waren die zwei Söhne des Äskulap, Machaon und Podaleirios, die alle Arzneimittel, welche den Kriegern nötig waren, bereiteten und mit sich führten; sie heilten unter anderen die Wunden des Menelaos und Philoktet. Auch Cheiron war in jenem Kriege ein gesuchter Apotheker, „und selbst der starke und beherzte Achilles wollte von diesem seinem Großvater die Wissenschaft lernen, durch welche er diejenigen heilen könnte, die mit ihm waren, wenn sie im Kriege verwundet würden". (Vgl. S. 222.)

* * *

Als allgemeiner Grundsatz gilt nach dem kenntnisreichen Arzt Dr. M. Urban in Plan (Prager Medizin. Wochenschrift 1904) in der altvolkstümlichen Wundheilkunde vorerst sorgfältige Reinigung der Wunde. Luft, Licht und vor allem Mondschein sind der Heilung einer Wunde hinderlich, ja der Mondschein ist ihr sogar gefährlich. Wunden, die den Strahlen des zunehmenden Mondes ausgesetzt werden, verschlimmern sich zusehends, wie ja auch das Fleisch im Mondlichte schneller fault als im Sonnenlichte. Ferner verbietet der Volksarzt dem Verwundeten den Genuß von Zwiebeln, von geselchtem (geräuchertem und fettem) Fleisch, gesalzenen Fleischspeisen, und befiehlt ihm, „den Leib offen zu halten", und daß immer das Instrument, mit dem die Verwundung geschah, in Speck gesteckt werde.

Vielfach sind die „Blutstillungsmittel“ und -Sprüche:

Man umbinde mit einem rotseidenen Band (Faden) das Glied, an dem sich die blutende Wunde befindet, oder man legt „Spinnengewebe“, oder gestoßenen Tischlerleim, oder eine gekaute Brotrinde, oder ein in Branntwein getauchtes Löschpapier, oder „verborgenes“ Pech d. i. jenes Pech, das an harzigen Nadelbäumen („am lebenden jungen Stamme“) ausschwitzt und kleberig ist, auf die Wunde. Das Blut stillt man auch durch Aufpressen von Feuerschwamm oder Einträufeln von Spitzwegrichsaft, oder durch Auflegen von Igelfett, von Kornblumen, welche am Fronleichnamstage mit Stamm und Wurzel ausgerissen sind, oder auch durch Schafgarbeblüten.

Ein vorzügliches „Blutöl“, d. i. ein Öl, das die Kraft hat, das Blut zu stillen, bereitet man folgendermaßen:

Man sucht im abnehmenden Monde unter der Dachtraufe Regenwürmer in ungerader Zahl, zwickt diesen die vordere und hintere Spitze ab, legt sie in ein mit Branntwein gefülltes Glas, wo man sie einige Zeit beläßt; dann werden die so vorbereiteten Regenwürmer in einem Brotlaib im Ofen gebacken, hierauf warm herausgeschält und ihnen der Saft ausgepreßt, welcher Saft das gerühmte „Blutöl“ ist.

Ein vorzügliches Mittel ist auch:

Schmer mit Regenwürmern zerstoßen und lauwarm auf die Wunde gebunden, oder der Verwundete nehme etwas vom Taschenkraut (= Hirtentasche = Capsella Bursa pastoris) oder vom Gauchheil (Anagallis rubra) mit roter Blume, oder die Wurzel einer Kornblume, die am Fronleichnamstage mittags gegraben worden, in die Hand und erwärme sie da, oder lasse eine dieser Pflanzen (Wurzel) auf der bloßen Haut am Halse über der Herzgrube herabhängen, auch drückt man einen „Blutstein“ (Kupfervitriol-Kristall) auf die Wunde, oder läßt einige Tropfen Blut über einem Lichte oder auf glühenden Kohlen verdunsten, oder man erwärme Bernstein in der Hand, oder lasse einen Tropfen Blut auf eine Spinne fallen und diese dann laufen, oder man lege einen Lappen, mit frischem Blut befeuchtet, in einen irdenen Topf und bestreue diesen Lappen mit „Kupferwasser“. Steht das Blut, so wird die Wunde bald heilen, wenn man diesen Lappen täglich im fließenden Wasser wäscht und ihn im Topfe durch „Kupferwasser“ feucht erhält.

Eine besondere Kraft wird bezüglich der Blutstillung der Zaunrübe (Alraunwurzel, Hundsapfel, Schlafapfel = Mandragora vernalis, Bryonia alba) zugeschrieben. Auch Rautensaft oder Zwiebel mit Essig oder ein doppelt zusammengeschlagenes, in Wasser gekühltes Tuch

auf die Wunde gelegt, hilft, oder man streue Tormentilpulver auf*).

Folgende merkwürdige „Blutstillungs- und Heilungsformeln" wurden Urban bekannt:

1. Sobald als du dich geschnitten oder gehauen hast, so sprich: „Glückselige Wunden, glückselige Stunden, glückselig war der Tag, da Jesus Christus geboren war. Im Namen Gottes †††. Amen**).

2. Schreibe die vier Hauptwässer der ganzen Welt, welche aus dem Paradies fließen, auf einen Zettel, nämlich Pisahr, Gihon, Hedekiel und Pheat, und lege diesen in das Buch Mosis I des anderen Kapitels 11, 12, 13, es hilft.

3. Hauch' den Kranken dreimal an und bete das Vaterunser bis „und auf Erden", und tue dieses dreimal, so wird das Blut stehen.

4. Wenn einem das Blut nicht stehen will oder eine Ader aufgerissen ist, so lege den Brief mit folgenden Buchstaben: „I. m. I. K. I. B. I. P. a. x. v. F. F. S. S. vas P. O. unay; Lif. Dom mper vobism", so stehet das Blut von der Stunde an. Wer es aber nicht glauben will, der schreibe diese Buchstaben auf ein Messer und steche dieses in ein unvernünftiges Tier, so wird es nicht bluten, und wer den Brief bei sich trägt, der kann vor allen seinen Feinden bestehen. Und wenn eine Frau in Kindsnöten liegt, oder sonst Herzeleid hat, so nehme sie den Brief zu sich, sie wird gewiß leicht gebären.

5. Man spricht: „Dieses Blut und Wunden soll stille stehen. Und nicht mehr gehen! Im Namen der hl. Dreifaltigkeit. Amen!"

6. Oder: „Unser lieber Herr Jesus Christ hat viel Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden. Sie gären nicht, es gibt auch keinen Eiter nicht. Jonas war blind, sprach ich, das himmlische Kinde. So wahr die hl. fünf Wunden sind geschlagen, sie gerinnen nicht, sie geschwären nicht. Daraus nehme ich Wasser und Blut, das ist für alle Wunden und Schäden gut. Heilig ist der Mann, der alle Wunden und Schäden heilen kann!"

7. Sprich also: „Die Wunde bind' ich in die drei Namen der hl. Dreieinigkeit. So du an dich nimmst Glut, Wasser, schwinden Geschwulst und alles, was der Wunde Schaden mag sein." Dies muß dreimal gesprochen werden. Fahre dann mit einem Faden um die

---

*) Hierzu vergleiche man auch das Kapitel Blutstillung in A. Kronfeld und Hovorka, Vergleichende Volksmedizin, Bd. II, S. 369 ff.

**) Nach einer anderen, sehr alten Aufzeichnung heißt dieser „Bannspruch": „Wie selig ist der Tag! Wie selig ist die Stunde! Wie selig ist die Wunde! Wie selig, was ich sag! Du sollst nicht bluten, nicht schwären, nicht wehe tun, nicht zehren . . . Im Namen der hl. Dreifaltigkeit Gott Vater, Sohn und Hl. Geist!" Diesen Spruch sag dreimal, und der Blutlauf wird nach und nach aufhören.

Wunde herum, lege ihn unter einem rechten Winkel gegen die Sonne und sprich: „Ich lege dich dahin, daß du an dich nimmst Gliedwasser, Geschwulst, Eiter und alles, was der Wunde Schaden mag sein. Amen!“

8. Ein Graf hatte einen Diener, den wollte er für 13 J K. Da solches der Vater gesehen, so hat der Scharfrichter dieses nicht abschlagen können. Da das der Graf gesehen, hat er den Diener gefragt, wie solches zuging, daß ihm das Schwert keinen Schaden hat zufügen können, so hat ihm der Diener diesen Brief gezeigt mit folgenden Buchstaben: 13 J. F. K. H. B. K. Wie nun der Graf diesen Brief gesehen, da hat er dem Diener befohlen, daß jeder diesen Brief bei sich tragen müsse: wenn einem die Nase blutet oder sonst blutigen Schaden hat, und hat das Blut nicht stillen können, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf, so wird er das Blut stillen können.

9. Es gingen drei fromme Schwestern (Nornen) in den Ölgarten (Baum Ygdrasil): die eine hieß Sybille, die andere Gotteswille, die dritte Blut-steh-stille — im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes. Amen!

10. Die heilige Mutter Gottes fuhr übers Land, das Heiligste trug sie in der Hand. Das Wasser — das tut fließen, das Blut sich beschließen. Amen!

11. In dem grünen Wald stehen drei Eichen, unter den Eichen sind drei Spinnerinnen (Nornen), die eine die läuft, die andere die leckt, die dritte steht stille.

12. Unser Herr ging in den Garten. Was fand er da? Drei Lilien: die erste heißt Demut, die zweite Wemut, die dritte wie Christus will: Blut steh' still!

Frische Schnitt- oder Hiebwunden wasche man mit dünnem Arnikaspiritus oder einer Abkochung von Sanikel (Sanicula europaea) aus oder decke sie mit getrocknetem Tierdarm, oder mit einer Salbe aus Gerstenmehl und reinem Schweinefett zu, oder schmiere einen Wundbalsam auf einen leinenen Fleck, der folgendermaßen bereitet wurde: 90 Tl. Terpentin, 250 Tl. Baumöl, 1 Handvoll Wundkrautblumen (flor. sod. delph.), 3 Hände voll Johannisblumen (arnic. montan.) und eine Handvoll Wegebreit oder Spitzenwegrich oder Schafzunge (Plantago major, seu latifolia, seu vulgaris) werden mit 2 Maß Wein so lange eingesotten, bis der Wein verzehrt ist. Alsdann setzt man es in einem Glas an die Sonne und beläßt es da einige Wochen, so erhält man einen „köstlichen“ Wundbalsam.

Ein anderes „gutes Wund- oder Büchsenschußwasser“ bereitet man folgendermaßen:

Man nimmt frisch ausgepreßte Säfte von Betonien, Sanikel, Körbel, Hauswurz, dann zerstoßenes Kochsalz und starken Weinessig. Dieses alles mischt man untereinander, läßt es 7 Tage in der Wärme

„beitzen", danach bis auf die Hälfte destillieren und bewahrt es hierauf in einem gut verschlossenen Glase. Man legt es, etwas warm gemacht, mit gedoppelten Linnen öfters über.

Wintergrün „zerknirschet" und aufgelegt, heilt die Wunden von innen und außen.

Auch eine andere Art der altvolkstümlichen Wundbehandlung, die wohl ganz besonders „sympathischer" Natur, also durch Fernwirkungen tätig ist und auch von Bombastus Theophrastus Paracelsus angewendet wurde, gehört in die Geschichte der Chirurgie, daher hierher. Sie bestand darin, daß mit der Wunde zugleich das Instrument, das die Verwundung hervorgebracht hatte, ärztlich in Behandlung genommen wurde. Diese Behandlung war eine verschiedene. In ersterer Linie sei über jene Art berichtet, die auch von Paracelsus geübt wurde, und die als Aufzeichnung in mehreren Varianten vor mir liegt. Das erste war, die Salbe zu bereiten, mit der die Waffe behandelt werden mußte. Die Anweisung zur Bereitung dieser „Waffensalbe" ist folgende:

„Nimm das Fett oder Schmer von einem wilden Eber und von einem Bärenmännchen, von jedem zu 8 Lot. Je älter die Tiere sind, desto besser ist das Schmer, jedoch dürfen sie auch nicht über sieben Jahre alt sein. Dieses Schmer wasche zuvor in rotem Wein und lasse es darin eine halbe Stunde lang bei einem gelinden Feuer stehen (sieden). Darauf gieße es in kaltes Wasser und sammle mit einem Löffel die obenauf schwimmende Fettigkeit, den Bodensatz aber schütte weg. Danach nimm ein halbes Maß Regenwürmer, solche werden in Wasser oder Wein gewaschen, dann tue sie in einen verkitteten Topf und lasse sie in einem Backofen dörren, siehe aber zu, daß sie nicht verbrennen. Zerreibe dann alles zu einem Pulver. Nimm von diesem Pulver, wie auch vom Hirn wilder Schweine, von jedem 2 Lot. Zu diesem gebe gelben Sandel (in einer anderen Aufzeichnung „6 Lot kleingeschabtes rotes Sandelholz, 4 Lot Blutstein und 6 Lot Wallwurz (Pulmonaria angustifolia)", Mumien (!) und Blutstein, von jedem 2 Lot, und Moos, welches auf der Hirnschale eines gehenkten Menschen gewachsen und im zunehmenden Monde, wenn er im Planeten Venus steht, von der Hirnschale abgenommen worden ist. („Das ‚Hirnschädelmoos' adstringieret und stillet sonderlich das Blut wohl, wenn es außen aufgelegt wird", heißt es in Nikolaus Lemerys Buche über Volksheilmittel.) Wenn alles dieses miteinander verstoßen und vermischt worden ist, so mache mit dem bereiteten Fett vom Eber und Bären eine Salbe daraus und hebe diese in einem verschlossenen Gefäße zum Ge-

brauche auf. Am besten ist die Salbe, wenn sie im Herbste, wenn die Sonne im Zeichen der Wage läuft, bereitet wird. Die Kräfte und Tugenden, welche diese Salbe erweist, sind fast nicht zu glauben, denn sie heilt alle Wunden, sie mögen gehauen, geschlagen oder, wie sie wollen, sein, wenn man nur das Instrument, womit die Verwundung geschehen ist, haben kann, auch wenn der Kranke einen Weg von vielen Meilen davon entfernt ist. Gedachtes Instrument muß, wenn die Wunde groß ist, alle Tage einmal damit bestrichen, mit einem sauberen leinenen Tuche verbunden und an einem reinen und lauwarmen Ort verwahrt werden. Auch muß man mit allem Fleiß darauf achten, daß auf das Instrument kein Staub fällt, oder daß solches von keinem kalten Wind angeblasen wird, anders würde der Patient große Schmerzen empfinden und gleichsam unsinnig darüber werden. — Diese Kur, ob sie wohl übernatürlich zu sein scheint und deswegen von vielen für verdächtig gehalten wird, ist in der Tat doch nicht also, sondern es wissen die Naturverständigen aus der Erfahrung und fleißigen Untersuchung, daß es vermittelst einer magnetischen und an sich ziehenden Kraft, die von dem Gestirn kräftig gewirkt wird, geschehe, indem solche magnetische Kraft der Salbe von dem Gestirn durch Vermittlung der Luft der Wunde zugeführt wird.

In einer anderen Aufzeichnung ist die Waffen- und Wundbehandlung näher beschrieben; es heißt:

„Ist nun jemand verwundet worden, und kann man die Waffe oder das Instrument haben, womit es geschehen, weiß man auch, an welchem Ort und wie tief (weit) die Waffe oder das Instrument in das Fleisch gegangen, so schmiere man die Salbe an demselben Ort auf die Waffe oder das Instrument. Dies muß jedoch so geschehen, daß man herabwärts von dem Rücken zu der Schärfe schmiert, wenn es eine Hiebwunde, von oben herab gegen die Spitze aber, wenn es eine Stichwunde ist, weil es sonst oben heilt und unten offen bleibt. Weiß man nicht, an welchem Orte und wie tief die Waffe ins Fleisch gegangen ist, so muß man sie ganz und gar salben. Auf diese Art lassen sich die schwersten Wunden heilen, wobei der Verwundete nichts zu tun hat, als daß er seine Wunde rein hält, und wenn er sie auswischt, dies allemal abwärts streichend tut; hierauf legt er ein nasses Tuch über die Wunde, welches er oft wieder anfeuchtet (man kann dies auch mit seinem eigenen Urin tun). Wenn gleich nun auch die Waffe oder das Instrument und der Verwundete 40 Meilen voneinander entfernt wären, so würde der letztere dennoch geheilt werden. Derjenige, der die Waffe usw. verbindet, muß dies täglich tun, als wenn es der Verwundete selbst wäre; er hat sich aber während der ganzen Zeit des Beischlafes völlig zu enthalten, auch die verbundene Waffe an einen Ort zu legen, wo es weder warm, noch zu kalt ist und wo kein Staub und kein Wind,

ja nicht einmal Sonnen- und Mondschein dazu kommen kann, weil der Kranke es sonst sogleich in der Wunde fühlt. Der Verwundete muß übrigens die bei Wunden gewöhnliche Diät beobachten. Tut er's nicht, so kann man es sogleich an der Waffe oder dem Instrumente gewahr werden, da sich darauf oder auf der Salbe rote Flecke zeigen. Im Falle man die Waffe oder das Instrument, womit die Wunde gemacht, nicht bekommen kann, nimmt man nur ein Holz, frischt damit den Schaden (Wunde) an, daß er blute und daß das Blut an das Holz nach der Tiefe der Wunde komme; das Stück Holz verbindet man dann wie die Waffe oder das Instrument. In Ermangelung der beschriebenen Salbe tut auch reines Gänsefett oder gewöhnlicher Bockenspeck dasselbe, wenn man die Waffe oder das Instrument damit, wie oben angegeben, verbindet; jedoch wirken diese nicht so kräftig und rasch."

Ferner heißt es:

„Nimm rein gemachte, gedörrte Regenwürmer, 3 halbe Eierschalen voll oder so viel als drei welsche Nüsse groß." Nach einer dritten Aufzeichnung wurde diese „Waffensalbe" folgendermaßen bereitet: „Nimm Bären- und Dachsschmalz, jedes 8 Lot, gestoßenes Totenbein, Moos, so auf einem Totenkopf oder Bein wächst, Weihrauch, roten Santel, jedes 4 Lot. Das Moos vom Gebein eines Gehenkten oder Geräderten wirkt besser. Alsdann diese Spezies in einem Tiegel über Kohlenfeuer zu einer Salbe gemacht."

Ausdrücklich wird verlangt, daß man den Schaden gleich anfangs mit einem reinen Tüchlein verbinde und solange zulasse, bis er gänzlich geheilt ist; wiederum darf man auch den Stahl nicht eher von dannen nehmen oder aufbinden, bevor die Wunde nicht gänzlich kuriert ist.

Andere ähnliche Arten, Wunden gleichsam „in absentia" zu heilen, sind nach Urban:

1. Man nehme Eisenvitriol, tue diesen in ein Glas, verbinde es mit einer Blase und hänge es in die Sonne oder in die Nähe eines Ofens, damit der Vitriol in ein weißes Pulver zerfalle. Wenn du dir nun einmal eine Wunde zufügst, so bestreue das Instrument, womit dies geschah, sobald es mit frischem Blute besudelt ist, mit genanntem Pulver, verbinde es mit einem reinen leinenen Tuch und bewahre es damit an einem temperierten, möglichst dunklen Orte auf. Die Wunde muß mit einem reinen leinenen Lappen verbunden werden und darf nicht bis zur völligen Heilung, die „in wenigen Tagen" (!) erfolgt, geöffnet werden.

2. Von dem Blute, das aus einer Wunde fließt, fange man einiges in einem Glase auf, in welchem sich Eisenvitriol-Pulver befindet,

und stelle es an einen dunklen, trockenen und kühlen Ort auf, die Wunde aber verbinde man mit einem reinen, in kaltes Wasser getauchten Leinwandfleck.

3. Oder man nehme Menschenblut, Leinöl und gutes Fett, mische alles wohl untereinander und salbe damit die Waffe oder das Werkzeug überhaupt, womit die Verwundung geschehen, oder auch nur ein Stück Holz, welches einige Zeit auf der Wunde gelegen und blutig geworden, und bewahre dann die Waffe oder das Werkzeug oder das Holz an einem Ort auf, der dunkel, nicht warm und nicht kalt ist. Die Wunde selbst wasche man alle Morgen mit eigenem Urin und verwahre sie durch einen Linnenverband gegen den Zutritt der Luft.

4. Oder man berühre die Wunde mit der Innenseite der Rinde von einem Eschenstamme. Diese Rinde muß aber am Tage Johannis d. T., vor Sonnenaufgang, mit einem Hieb von jenen Ästen eines Eschenbaumes abgehauen sein, welche gegen Osten (Morgen) stehen. Auch soll derjenige, der sie abhaut, den Tag zuvor mit keinem Weibe zu schaffen gehabt haben. Durch diese Rinde zieht man alle Tage die Waffe an dem Orte, wo sie ins Fleisch gegangen ist, wenn man den Ort aber nicht weiß, ganz hindurch und fährt damit hin und wieder, worauf die Wunde schnell und ohne Eiterung zuheilt. Man muß aber auch mit der Waffe oder dem Instrumente dieselbe Vorsicht gebrauchen, wie oben angeführt wurde. Ist die Wunde nicht groß, so braucht man jedesmal die Waffe nur einmal durch die Rinde zu ziehen. Sobald man übrigens die Waffe mit der Eschenrinde berührt, hört nicht nur das Bluten, sondern auch jeder Schmerz in der Wunde auf. Hilft auch gegen Hundsbiß.

5. Im Frühjahre, wenn das Laub vollkommen entwickelt ist, löse bei zunehmendem Mond vor Sonnenaufgang von einer kräftigen Esche mit einem Schnitte einen Ast von unten nach oben ab. Mit der Schnittfläche berühre die Wunde oder auch nur das Verwundungswerkzeug. Die Wunde selbst reinige mit kaltem Wasser und verbinde sie mit einem reinen, leinenen Lappen. Den Ast bewahre man sorgfältig an einem kühlen und dunklen Ort. Das Bluten hört sofort auf und die Wunde heilt rasch. Beim Verbinden der Wunde spricht der Volksarzt: „Die Wunde verbinde ich in drei Namen, daß du an dich nimmst — Glut, Wasser, Schwinden, Geschwulst und alles, was der Geschwulst Schaden mag sein — im Namen der heiligsten Dreieinigkeit.“ Das muß dreimal gesprochen werden; dabei fahre dreimal mit einem Bande um die Wunde herum, lege es dann unter die rechte Ecke gegen die Sonne und sprich: „Ich lege dich dahin † † †, daß du an dich nimmst Gliedwasser, Geschwulst und Eiter und alles, was der Wunde Schaden mag sein — im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!“ Dann bete drei Vaterunser und sage: „Das wolle Gott!“ Sind Wunden schmerzhaft, so lege die Hand auf die Wunde und

sprich: „Unser lieber Herr Jesus Christ hat viel Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden; sie jähren nicht, sie schwären nicht, es gibt auch keinen Eiter nicht. Jonas war blind, sprach ich das himmlische Kind. So wahr die heil. fünf Wunden sein geschlagen, sie gerinnen nicht; daraus nehme ich Wasser und Blut, das ist vor allen Wunden und Schaden gut. Heilig ist der Mann, der alle Schaden und Wunden heilen kann. Jm Namen Gott † S. † und Hl. G. †. Amen!"

* * *

Der Greuter von Sacherang hatte im Jahre 1681 folgendes unfehlbares Blutstillungsmittel:

„Geht das Blut, wie's will": „Nimm Moos vom Schlehenbaum und ein wenig Baumöl und drei Haare von der Heimlichkeit (Mons Veneris) und bind' es über, so stellt's von Stund an*)."

Zum Blutstillen dienen bei den Siebenbürger Sachsen folgende Formeln:

Es waren drei sündige Frauen,
Die gingen Blut zu schauen;
Die eine sagt: es soll gehn,
Die andre sagt: es soll stehn,
Die dritte sagt: Blut steh' still,
Das ist Gottes Will',
Blut mit Blut, Bein mit Bein,
Halt' fest wie Stein;
Sollt' nicht bluten, sollt' nicht schwären,
Bis Mutter Gottes wird ein Kind gebären.

Dann soll man die Wunde mit der Schürze einer feilen Dirne verbinden.

Ein anderes Mittel ist das folgende: man schreibe mit dem Blute die Buchstaben J. N. R. I. auf ein Stückchen Holz und werfe dies in den Brunnen, wobei man zu sprechen hat:

Drei Brunnenfrauen wollen Blut schauen.
Sie sprechen:
Blut steh' stille, das ist Gottes Wille,
Aus diesem Holz war das Kreuz,
Daran Jesus hing! Amen!

*) M. Höfler, Wald- und Baumkult Oberbayerns, München 1892, S. 121.

Eine andere Formel*) lautet:

„Drei glückliche Stunden sind in die Welt gekommen. In der ersten Stund' ist Gott geboren, in der andern Stund' ist Gott gestorben, in der dritten Stund' ist Gott wieder lebendig geworden. Blut ich befehle dir, stehe still zur Stunde, heile die Wunde, damit N. N. in der dritten Stund' gesunde."

Will das Blut sich nicht stillen lassen, so sprich folgende Beschwörung:

Also stehe du Blutes Rinnen,
Um des heiligen Christes Minne,
Bleibe stehn in der Not,
Wie es der Jordan tat,
Da der gute Sankt Johannes
Den heiligen Christ taufte:
Bleibe stehn, du Blutes Rinnen,
Um des heiligen Christes Minne.

Robert Eder teilt aus einer alten Handschrift in Neustadtl (Nordböhmen) mit:

Das Blut zu versprechen.

O Wund, o Wund, o Wund, glücklich ist die Stund', glücklich ist der Tag, da dieses geschah. O Wund, du sollst nicht mehr bluten, o Wund, o Wund, du sollst nicht mehr schwitzen, o Wund, du sollst nicht mehr schwären und keine böse Materie geben, bis daß die Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, ihren neuen Sohn tut gebären. — Dieses ist dreimal zu sprechen, dreimal ist die Wunde anzuhauchen, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes † † †.

Frische Wunden zu heilen.

Glückselig ist der Tag,
Glückselig ist die Stunde,

Glückselig ist die Stunde, in der ich ihm und ihr dieselbe heilen mag im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, des Heil. Geistes † † †. Mit dem Daumen kreuzweis auf die Wunde gedrückt, heilet von sich selbst**).

Gegen „brandige" Wunden (Geschwüre) verwendet man

Waschungen derselben mit Jauche oder lege „Jungfernwachs" (d. i. Wachs, das das erstemal einer Bienenwohnung entnommen wurde) auf, oder streue Kohlenpulver ein, das aus faulem Holze gebrannt

*) Wlislocki, Siebenbürger Sachsen, Berlin 1893, S. 85.
**) Zeitschrift für österr. Volkskunde 1907.

worden ist, oder verbrenne „Erdwürmer", vermische das Pulver mit Honig und lege die so gemachte Salbe oder auch Wagenschmiere, oder neugebackenes, noch warmes Brot auf, oder mache ein Pflaster aus Roggenmehl, Honig und Teriak, streiche es auf ein Tüchlein und lege es über, oder man ritze sich im abnehmenden Monde an einem gesunden Gliede blutig, träufle das Blut in die Wunde und spreche. „Der Brand soll nicht mehr weiter und auch keinen Augenblick mehr hier bleiben, so wahr Christus am Kreuze gestorben ist", oder: „Weich' aus Brand und ja nicht, du seist kalt oder warm, so laß das Brennen sein! Gott behüte dir dein Blut und Fleisch, dein Mark und Bein, alle Aderlein, sein sie groß oder klein, die sollen in Gottes Namen für den kalten und warmen Brand unverletzt und bewahret sein — im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes. Amen!"

Zum Schluß sei noch des „sympathetischen Eies" Erwähnung getan, das für die Heilung aller Wunden und Geschwüre als besonders „gut" geschildert wird. Die Anfertigung eines solchen Eies geschah nach Urban folgendermaßen:

Ein Hühnerei wird ausgeblasen, mit dem warmen Blute eines gesunden Menschen angefüllt und dann sofort wieder verklebt. Nun legt man es mit anderen Eiern unter eine brütende Henne. Hat die Henne es eine Zeitlang bebrütet, so wird es noch der Hitze des Backofens ausgesetzt und ist nun zur Anwendung fertig. Das Ei wird auf die Wunde gelegt. Es hilft aber nicht allein gegen äußere „Schäden", sondern ist überhaupt gegen jede Krankheit vortrefflich.

Nach dem Volksglauben in der Teplitzer Gegend muß man, um eine starke Blutung zu stillen, einen Lappen mit dem frischen Blute in einen neuen irdenen Topf tun und mit Kupferwasser (Eisenvitriol) bestreuen. Die Wunde zu heilen, gibt es gleichfalls ein Sympathiemittel: Der Lappen muß täglich im fließenden Wasser ausgewaschen und in den Topf mit Eisenvitriollösung feucht gehalten werden. (G. Laube.)

Man verwendete nach Dr. M. Urban zur Blutstillung und Heilung von Wunden auch Amulette, die man auf den Schaden legte. Dieses waren kleine, aus roter Seide verfertigte Kissen mit Goldflimmerln und Borden verziert, in die ein Gemengsel aus zerstoßenen Kröten und Essig, oder ein Leinwandläppchen, mit dem Menstrum einer Jungfrau benetzt, oder ein „Hirschkreuz", oder

ein Hunds- oder Menschenknöchelchen eingeschlossen waren. Was ist nun ein solches Hirschkreuz?

„Hirschkreutz, welches die alten Hirschen im Herz haben, soll gutt für den Blutgang seyn, wenn es einer Weibspersohn, die damit behaftet ist, in die linke Hand gegeben ist", bemerkt der im Jahre 1838 gestorbene vormalige Egerer Scharfrichter Karl Huß, den Goethe mit seiner Freundschaft ehrte, in der Schrift „Vom Aberglauben". (Vgl. Kap. I.)

In der volksmedizinischen Chirurgie der Ostseeprovinzen nimmt nach Busch (Rigasche Zeitung, 1910) die Blutbesprechung einen besonderen Platz ein. Einhorn gibt folgende Formel zum Stillen des Blutes:

Sanguis mane rite Sicut Christus
fecit in se,
Sanguis mane in tua vena,
Sicut Christus fecit in sua poena
Sanguis mane fixus
Sicut Christus fuit crucifixus.

Aus unseren Tagen liegen mehrere Blutsegen vor:

1. (Aufgez. Kirchspiel Pernigel 1905):

Ein glücklicher Fehler,
Eine glückliche Stunde,
Glücklich ist der Tag,
Als unser Herr Jesus Christus geboren wurde.
Amen.

2. (Aufgez. in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, Msk. 1104):

Blut stehe still,
Denn es ist Gottes Will'.
Christus ist geboren,
Christus ist verloren,
Christus ist wiedergefunden,
Stiller der blutigen Wunden.
Im Namen des Vaters, des Sohnes
Und des Heiligen Geistes. Amen.

Einen besonderen Ruf im Stillen von Blutungen soll ein vor einigen Jahren auf dem Gute Palla (Krsp. Kod-

dafer, Kreis Dorpat, Livland) lebender, aus Holstein stammender Viehmeister Wilhelm R. besessen haben. Ein Augenzeuge, Herr A. von M., erzählte Busch, daß man R. sofort herbeigerufen habe, als einem Manne von der Häckselmaschine der Unterarm stückweise abgeschnitten worden war. R. bestrich den Arm mit einem Stein unter den Worten:

Obit rubit rubit prawa

und die gewünschte Wirkung trat ein. Als mein Gewährsmann die Bitte aussprach, ihn in das Verfahren einzuweihen, erhielt er zur Antwort, das sei unmöglich, diese Kunst könne, um mit Erfolg angewendet zu werden, immer nur von einem Manne auf eine Frau und von einer Frau auf einen Mann übergehen.

Gegen den Schmerz einer frischen Wunde gilt nach Schulenburg (Wendisches Volkstum, S. 95) bei den Wenden folgende Besprechung:

Jesus Christus lag und schlief,
Seine Wunden waren tief,
Sie schwärten nicht,
Sie schwollen auch nicht,
Sie taten ihm auch nicht weh.
Das helfe dir usw.

Nach portugiesischem Volksglauben legt der Verwundete das Tuch, mit dem er die Wunde abgewischt hat, unter den Kopf eines Toten und spricht dabei: „Nimm dies mit ins Jenseits!"

Die Blutung eines anderen tut man durch den Zauberspruch Einhalt:

„Der Richter Langinius stach unsern Herrn in seine heilige Seite und daraus rann Blut und Wasser. Und durch dasselbe Blut und Wasser stille ich dir N. N. dein Blut im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen."

In Janjina (Bosnien) heißen die geschriebenen Sprüche, als prophylaktische Vorkehrungen gegen die Poganica (kollektivische Bezeichnung für böse Krankheiten, auch Geschwüre) und ihr Gefolge božak oder zapis.

Der Božak ist eine Art Amulett, welches an einem um den Hals umgehängten Bande an der Brust getragen wird. Es besteht meistenteils aus einem Papierstreifen, auf welchem ein Bibelspruch oder dergleichen aufgeschrieben ist, und welcher zusammengefaltet in Leder eingenäht wird; oft werden dem Papierstreifen auch Heiligenreliquien oder ähnliche, als solche geltende Gegenstände beigegeben. Ein solcher Božak hat in der Regel die Größe eines Kronen- oder Guldenstückes, und es wird wohl wenig Bewohner der Halbinsel geben, die keinen Božak tragen. In der Regel werden solche Amulette von Geistlichen oder Ordenspriestern „ausgestellt", und ein Pfarrer würde schlecht ankommen, wenn er etwa die Bevölkerung aufklären oder sogar die Ausstellung der Amulette verweigern wollte! Ein solcher würde sofort zu einem „modernen Ketzer" gebrandmarkt werden. Die Geistlichkeit ist demnach indirekt gezwungen, diese uralte Sitte, um nicht unpopulär zu werden, mit in den Kauf zu nehmen und sich mit dem „Betrieb" der Božak zu befassen*).

* * *

Das Besprechen (Bespreäken, Puesten oder Büeten, d. i. Büßen) ist unter den Landleuten der Mark Brandenburg sehr gebräuchlich**). Über der wunden Körperstelle wird die Formel gesprochen, und oft auch mit dem sogenannten Wundhölzchen dreimal darüber gestrichen, oder es werden drei Kreuze mit demselben daraufgedrückt. Das Wundhölzchen, aus Espenholz gefertigt (weil Christi Kreuz daraus gewesen sein soll), und zwar aus einem einjährigen Wurzelschößling in der Nacht zum 1. Mai (Walpurgis) mit einem Schnitt abgeschnitten, ist etwa zwei Zoll lang, halbrund (d. h. auf einer Seite flach, auf der anderen rund), von der Stärke

*) Hovorka, in Zeitschrift für österr. Volkskunde 1900, S. 22.
**) Engelien und Lahn, Der Volksmund der Mark Brandenburg, Berlin 1868, S. 251 ff.

eines Bleistiftes, und auf der Rundseite mit drei eingeschnittenen Kreuzen versehen.

Blutbesprechen.

Unser Herr Jesus Christus ging über die Brücke.
Das Blut floß wie Wasser.
Blut, du mußt stille stehn,
Wasser, du mußt fortgehen. Im N. G. usw.

Man drückt dabei den Daumen auf die Wunde, bei dem Worte Wasser aber nimmt man ihn wieder weg.

Wunden, du bist verbunden,
Deine Adern sollen nicht mehr fließen,
Du sollst sacht tun und sollst heilen
Wie die heiligen Wunden Jesu.

Dreimal gesprochen im N. G. usw. und beim Anfang wird ein Bindfaden dreimal um die Wunde getan.

Es kamen drei Mädchen aus England her,
Die eine heißt A, die andere heißt B,
Die dritte heißt: Blut steh!
Im N. G. d. V. usw.

Ziehe einen Keil aus einem Schemel oder aus einer Leiter, bestreiche ihn mit dem Blute und schlage ihn dann umgekehrt wieder an seinem Orte ein. Das Blut hört den Augenblick auf.

Schneide von einem grünen Baum einen Stock ab und laß Blut aus der Wunde in einen Lappen fließen, binde dann den Lappen um den Stock und denke dabei: Im N. G. usw. und lege ihn nicht zu warm und nicht zu kalt.

Es kamen drei Jungfern vom Himmel herab,
Die erste: Blutrote,
Die zweite: Blutgrete,
Die dritte: Blut steh' stille!

Gegen den Wundschmerz und damit eine Wunde bald heile.

Jesus Christus ging auf Erden, er war verwundt,
Er fuhr gen Himmel und wurde gesund;
Seine Wunden schringen (schmerzen) ihm nicht,
Sie tun ihm nicht weh.
Deine sollen auch nicht schringen, nicht wehe tun.
Im N. G. dreimal.

So wahr als unserm Herrn Jesu Christo seine Wunden nicht geschworen sind, so wahr wird meine Wunde auch nicht schwären. Dreimal gesagt im N. G.

Gott der Herr ging über die heilige fünf Wunden
Alle Tage und alle Stunden,
Das soll nicht kochen, nicht sieden,
Nicht bluten, nicht schwären,
Sondern das Blut soll stille stehn,
Es soll heilen und gut werden.
Das tu' ich dir N. N. (Taufname) zugut.
Im N. G. d. V. usw.

Man legt die Hand auf die Wunde und bei den Namen Gottes macht man † † † und Amen.

Wunde, schwelle nicht,
Wunde, quelle nicht,
Wunde, welle nicht,
Wunde, heile bald!
Im N. G. d. V. usw.
Jesus lag und schlief,
Die Wunden waren sehr tief,
Sie schwären nicht und schwellen nicht,
Er hat auch keine Schmerzen nicht.
Im N. G. d. V. usw.

Die Wunde wird dann dreimal über Kreuz bepustet und bloß ein Verband umgebunden, den man sitzen lassen muß.

Unser Herr Christus lag und schlief,
Seine Wunden waren sehr tief;
Sie rundeten nicht, sie schwollen nicht,
Also soll diese Wunde auch sein.
Im Namen G. d. Va., d. S. u. d. H. G. Amen.

Nach Frischbier*) sind bei starken Verwundungen, beim Blutsturz usw. in der Provinz Preußen folgende Formeln üblich:

1. Des Morgens im Taun
Gingen drei Fraun.
Die eine sucht Blut,
Die andre fand Blut,
Die dritte sagt: steh' still, Blut!

2. Es gingen drei heilige Fraun
Des Morgens früh im Taun.
Die eine hieß Aloe,
Die zweite hieß Blutvergeh,
Die dritte hieß Blutstillesteh!

*) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann, ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preußen, Berlin 1870, S. 36—38.

3. Blut, ich besprech' dich,
Daß du magst stille stehn,
Bis die Toten aus dem Grabe gehn!

4. Halt, Blut, stille dich, Blut, durch den Namen Jesu,
Durch die Jünger Jesu, durch die Wunden Jesu! † † †

5. In nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen. So wie der Ehebrecher in der Hölle erscheinen, so wie der Hexenmeister in der Hölle erscheinen wird, so wird auch das Blut aufhören, was ich bestimme nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hilfe.

Ein Vaterunser und drei Ave Maria zu beten.

6. Auf Christi Grab stehen drei Lilien:
Die erste heißt Demut,
Die zweite Wehmut,
Die dritte wie Christus will!
Im N. G. † † †
(Dreimal zu sprechen.)

7. Auf Christi Grab stehen drei Blümelein:
Das eine unschuldig,
Das eine geduldig,
Das dritte Gottes Wille.
Liebes Blut, steh' stille!

8. Es kommen drei liebliche Mädchen
Herab auf die Erde vom Himmel:
Die eine heißt Blutlasserin,
Die andre heißt Blutfasserin,
Die dritte heißt Blutstehe-Blutversteh-Blutstillerin.

Jäger wollten wissen, daß sich die verwundeten wilden Schweine mit Efeu wieder heilten.

Zur Entdeckung des Heilwassers von Karlsbad hat der Sage nach ein auf der Jagd verwundeter Hirsch Anlaß gegeben. Es sei ferner an Uhlands Gedicht „Graf Eberhard der Rauschebart" erinnert: Ein angeschossener Eber, der sich die Wunde wusch, verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch.

9. Es kommen drei Jungfrauen gegangen,
Die eine sprach: Das ist das Blut!
Die andre sprach: Das ist nicht gut!
Die dritte sprach: Sollst stille stehn!
Im Namen usw.
(Dreimal zu sprechen, doch ohne Atem.)

10. Blut, steh' so fest als der Fluß Jordan stand,
Wo Jesus Christus und der heilige Johannes drin getaufet haben,
Drum, Blut, stehe, Blut stehe, Blut stehe feste!

11. Blut, steh' stille,
Wie das Wasser im Jordan stille stand,
Als die Kinder Israel durchgingen ins heilige Land.
Im Namen usw.

12. Hier ist eine Blum', die ist verwundt,
Die heilet Jesus Christ mit seinem Mund.

13. Man nimmt einen Stein, wo man ihn findet, merkt sich genau die Stelle, wo er gelegen, und spricht, den Vorschriften der Formel nachkommend:

Jetzt nehm' ich den Stein
Und lege ihn dir auf dein Bein
Und drücke ihn auf das Blut,
Daß es sofort stehen tut.

Dreimal. Der Stein wird genau zurückgelegt, wo und wie er gelegen.

14. Ich versegne dich mit der Kraft Gottes und der Hilfe des Herrgottes! Magdalena hatte drei Töchter, die erste sprach: Gehen wir fort von hier und wandern wir; die andere sprach: Stehen wir; die dritte sprach: Siehe, wir wollen umkehren, bleiben wir hier und setzen uns! Und so sollst auch du Blut, stehen bleiben durch den Herrn Jesum Gottes Sohn, durch sein Mütterchen und durch die ganze hochgelobte heilige Dreifaltigkeit und durch die heiligen Engel im Heiligen Geist. I. N. G. usw. Vaterunser usw. bis zu Ende beten.

15. Ach, Blute, steh' doch stille,
Um Jesu Christi wille,
Gleich wie Johannes stund,
Wie er die Tauf empfund!
Im Namen usw.

Seyfarth, der die sächsische Volksmedizin bis zum neuesten Datum zum Gegenstande seiner Inauguraldissertation und des schon zitierten ausführlichen Buches gemacht hat, suchte eine ganze Reihe von alten Leuten auf, die besprechen können. „Sie sind von der Heilkraft ihrer Zaubersprüche fest überzeugt, und jeder zählt einige Fälle auf, in denen bei den verschiedensten Krankheiten das Pröpeln die wunderbarste Heilwirkung gehabt haben soll... Unheil könnten die Besprechungsformeln nie anrichten, sind ja gute fromme

Worte, die nichts schaden, wenn sie nichts nützen. Keine Wirkung hätten sie allerdings bei denen, die nicht unbedingt an die Heilkraft ihrer Besprechung glaubten. Wer keinen Glauben habe, dem sei nicht zu helfen. Die Wirkung würde auch ausbleiben, wenn der Kranke während der dreitägigen Kur irgend jemandem etwas davon verlauten ließe. Und wenn sie, so erzählte mir eine alte Frau in Burgstädt, auf dem Wege zum Kranken ein Wort spräche oder jemanden grüßen würde, dann wäre der Erfolg auch gefährdet. Ebenso wenn gar jemand während des Besprechens hineinredete. Würde sie aber, verriet eine andere, während desselben so gestört, daß sie sich verspräche, das wäre für sie selbst vom größten Schaden. In genau derselben Form, wie sie die Zaubersprüche von ihrer Mutter gelernt habe, müßte sie diese wieder anwenden, um eine Wirkung zu erzielen. Mir deren Wortlaut zu sagen, erklärten die meisten für unmöglich, verlören doch dadurch die Sprüche ihre Kraft. Andere erzählten, daß sie im Besitz geschriebener ererbter Zauberbücher wären, in denen die angewendeten Formeln aufgezeichnet wären. Diese zum Abschreiben zu erhalten, kostete ebenfalls aus obengenanntem Grunde einige Mühe."

Gegen Verwundungen gebrauchte man im alten Steiermark Kräuter, Samen und verschiedene andere Beigaben (Phylakteria) und entzündete für schwere Fälle Lichter bei Quellen, Seen und geheiligten Bäumen, Eichen, Buchen und Holundersträuchen, um die Hilfe der elfischen Waldgeister herbeizuführen.

* *
*

Die von Seyfarth bis zum Jahre 1913 fortgeführte Sammlung der sächsischen Besprechungen für Krankheiten*) lehrt einerseits, wie bestimmte Vorstellungen der Volksseele fortdauern, anderseits bringt sie bemer-

*) A. a. O.

kenswerte Parallelen und Varianten zu den vorstehend mitgeteilten Formeln.

Bei den australischen Urbewohnern des Gebietes im Osten des Musgrave-, Mann- und Tomkinsongebirges ist das gebräuchlichste Heilmittel des Nangarri (Zauberers) menschliches Blut, das sowohl getrunken als auch zum Einreiben eines kranken Gliedes benützt wird. Ein Stäbchen, hergestellt aus dem Beinknochen eines Mannes, wird dem Kranken feierlich auf die Wunde gehalten und dabei ahmt der Nangarri naturgetreu den dumpfen Laut des Emu nach.

Auf der Gazelle-Halbinsel des Bismarck-Archipels fand Parkinson (Dreißig Jahre in der Südsee usw., Stuttgart) die Chirurgie nach Kopfwunden, wie sie durch Schleudersteine im Kampfe herbeigeführt werden, sehr entwickelt. Er berichtet darüber: Ist ein Eingeborener im Kampfe durch einen Schleuderstein betäubt worden, so schleppt man den Bewußtlosen unverzüglich vom Kampfplatze fort und bringt ihn zu einem Manne, der mit der Behandlung derartiger Wunden vertraut ist. Derselbe konstatiert nun zunächst die Natur der Verwundung; hat der Schleuderstein die Schläfe eingedrückt, so schreitet er unverzüglich zur Trepanation. Seine Instrumente sind die denkbar einfachsten, ein Obsidiansplitter, ein scharfer Haifischzahn oder eine geschärfte Muschelschale. Vor der Operation wäscht er seine niemals sauberen Hände mit dem Wasser einer Kubika (Kokosnuß, welche voll Wasser ist, aber noch keinen Kern angesetzt hat) mit demselben Wasser wird auch die Wunde sorgfältig gewaschen. Ob diese Flüssigkeit nun antiseptische Eigenschaften besitzt, vermag ich nicht zu sagen, Tatsache bleibt jedoch ihre Verwendung. Mit einem der vorher genannten Schneidinstrumente macht nun der Operateur einen langen Schnitt quer über die Quetschung der Schädelknochen. Zwei Gehilfen ziehen mittelst eines dünnen Rotangfadens, der an einer Haarlocke befestigt ist, die vom Schädelknochen losgelöste Skalpdecke langsam und vorsichtig zurück, bis der Ope-

rateur den ganzen verletzten Teil des Schädelknochens bloßgelegt hat. Die nächste Arbeit besteht in der Entfernung der Knochensplitter. Mit einem geschärften Stückchen Kokosschale werden die einzelnen Splitter sorgfältig ausgehoben, bis das Gehirn sichtbar wird. Der Operateur betrachtet dies nun sorgfältig; findet er, daß das Gehirn eine leise, pulsierende Bewegung hat, so ist er befriedigt und verspricht eine schnelle Heilung, gewahrt er jedoch keine Bewegung, dann ist ihm dies ein Zeichen, daß Knochensplitter in das Gehirn eingedrungen, und er macht ein bedenkliches Gesicht, gibt jedoch nicht alles verloren, sondern beginnt nach den verborgenen Knochensplittern zu suchen. Zu dem Ende hebt er die Gehirnfalten sorgfältig auseinander, bis er dazwischen verborgene Splitter findet und entfernt; das hierbei verwendete Instrument ist der vorerwähnte Kokosnußschalensplitter. Ist nun soweit alles von Erfolg gekrönt, dann beginnt das nächste Stadium der Operation. Dasselbe besteht darin, daß der Operateur mit einem scharfen Gegenstand, Obsidiansplitter oder geschärfter Muschelschale, die entstandene Öffnung in der Schädeldecke an den Rändern abschabt, so daß alle scharfen Ecken entfernt werden, bis das Loch rund oder elliptisch ist; dabei wird sorgfältig darauf geachtet, daß die abgeschabten Teile nicht in die Hirnschale geraten. Ist auch diese Arbeit verrichtet, so ist damit die eigentliche Operation beendet und der Operateur tut nun die nötigen Schritte, um die Heilung der Wunde zu befördern. Das in der Schädeldecke gemachte Loch überdeckt er mit einem Stückchen Baststoff, aus einem bestimmten Baume, oder mit einem Stückchen Herzblatt einer bestimmten Banane, das erst einige Augenblicke über Kohlenfeuer gehalten wird. Dann werden die Skalplappen langsam und sorgfältig über die Schädeldecke gezogen und in ihre ursprüngliche Lage gebracht. Die Kopfhaare rings um die Wunde werden nun abgeschnitten und das Ganze zum Schluß sorgsam mit dem Wasser einer Kubika gewaschen. Um die Skalplappen

in ihrer Lage zu erhalten und dadurch die Heilung zu befördern, wird der Oberkopf nun mit einem enganliegenden weitmaschigen Geflecht aus Rotangstreifen überzogen, das den Namen kali führt. Der Operateur könnte nun nach unseren Begriffen mit seiner Arbeit zufrieden sein, aber weit entfernt davon, greift er nun zu dem nach seiner Meinung, wie nach der Überzeugung seiner Klienten allein wirksamen Mittel, nämlich nach verschiedenen Zaubermitteln, welche einzig eine wirkliche Heilung herbeiführen können. In diesem Falle hat man zwei besonders heilkräftige Zaubermittel mailan und aurur genannt, welche in die Luft geblasen werden, dem Operierten um den Hals gehängt oder sonstwo am Körper befestigt werden. Ohne diese Mittel würde die Operation nicht vollständig sein und in der Meinung der Eingeborenen jedenfalls keinen günstigen Verlauf nehmen.

Aus Java stammen die Rezepte: Wenn viel Blut aus einer Wunde fließt: Man nimmt ein Blatt vom Nelumbium speciosum, zerreibt es fein, macht ein Pflaster davon und legt es auf die Wunde. Mittel bei Verwundung durch eine Hacke: Man nimmt Zucker und drei Zehen Chalotten, reibt und mahlt sie fein und legt sie jeden Tag auf die Wunde. (Bohatta, a. a. O.)

IX. Aus der alten Wundapotheke

In diesen ernsten Zeiten, deren Folgen und Weiterungen niemand voraussagen kann, fällt dem Arzte und dem Apotheker die Aufgabe zu, buchstäblich die Wunden zu heilen, die der Krieg schlägt. Der großartige Apparat, der hierzu aufgewendet wird im Zeichen der Antisepsis, die schon bis zur Asepsis siegend und überwindend vorgeschritten ist, steht im eindrucksvollen Gegensatz zu dem, was „die gute alte Zeit" aufzubieten vermochte.

Die studierten Kriegschirurgen von heute können den Wundarzt Machaon des Trojanischen Krieges als ihren ältesten „Kollegen" ansehen. (Vgl. S. 200.) Nach der Überlieferung war Machaon ein Sohn des Asklepios, des griechischen Gottes der Heilkunde und erbte von seinem Vater die Gewandtheit in der Ausübung dieser Kunst. Er begleitete den Heereszug Nestors und teilte — der richtige „Kombattant" — in den Reihen mitkämpfend, Gefahren und Ruhm mit seinen Kriegsgefährten. Der um seine Sicherheit besorgte König Idomeneus stellte ihn unter Nestors Schutz, indem er dem greisen Krieger anempfahl, den Machaon in seinen Streitwagen aufzunehmen, denn, wie er sagte, „ein Arzt ist viele Krieger wert". Als der heldenmütige Menelaus in der Schlacht verwundet wurde, sandte man einen Boten an Machaon, worauf dieser sofort an die Seite des verwundeten Helden eilte. Er entfernte den widerspenstigen Pfeil, saugte die Wunde aus und bedeckte sie mit einer berühmten Heilsalbe, in deren Geheimnis sein Vater Asklepios nach der Überlieferung vom Zentauren Chiron eingeweiht worden war. Homer beschreibt diesen Vorgang in seiner Iliade, IV. 188—219 (Übersetzung von Voß) folgendermaßen:

Ihm antwortete drauf der Herrscher des Volks Agamemnon:
Möcht es doch also sein, du geliebtester, o Menelaos!
Aber es prüfe der Arzt die blutende Wund' und lege
Linderung drauf, um vielleicht die dunkle Qual zu bezähmen.
Sprach's und rief Talthybios schnell, den göttlichen Herold:
Auf, Talthybios, eil' und ruf mir schleunig Machaon,
Ihn, Asklepios Sohn, des unvergleichbaren Arztes,
Anzuschaun Menelaos, den streitbaren Fürsten Achaias;
Diesen traf mit Geschoß ein bogenkundiger Troer
Oder ein Lykier jetzt, zum Ruhme sich, uns zur Betrübnis.

Jener sprach's; ihm aber das Herz im Busen erregt' er;
Schnell durchwandelten sie das Gedräng' in den Scharen Achaias.
Als sie nunmehr hinkamen, wo Atreus Sohn Menelaos
Blutend stand, und um jenen die Edelsten alle versammelt
Rings, er selbst in der Mitte, der götterähnliche Streiter;
Zog er sofort das Geschoß aus dem fest anliegenden Leibgurt;
Und wie er auszog, bogen die spitzigen Hacken sich rückwärts.
Hierauf löst' er den Gurt von getriebener Pracht, und darunter
Auch die Bind' und das Blech, das Erzarbeiter gebildet.
Als er die Wunde geschaut, wo das herbe Geschoß ihm hineindrang;
Sog er das quellende Blut und legt' ihm lindernde Salb' auf,
Kundig, die einst dem Vater verliehn der gewogene Cheiron.

Im Deutschen Orden war in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Ritter Heinrich von Polsprundt als Wundarzt besonders bekannt. Er soll gegen 4000 Menschen von ihren Verletzungen wiederhergestellt haben. Wenn das Blut lief „wie aus einer Brunnenröhre", verband er die Wunde mit Baumwolle, die vorher mit dem Wasser der Schwarzwurzel befeuchtet war, band einen dünnen Span darüber und bedeckte das Ganze mit einem Pflaster aus Eiweiß und Flachs. Polsprundt wandte noch zahlreiche andere Mittel an, unter denen verbrannte Leinwand, Schweins- oder Eselskot, Moos von Totenköpfen (S. 87, 95, 204) und „Drachenblut" vorkommen. Diese entsetzlichen aller Hygiene Hohn sprechenden Dinge haben sich noch lange auf der Arzneiliste erhalten. Vielfach wurden die Wunden auch gebrannt, und zwar nicht nur mit einem glühenden Eisen, sondern auch mit scharfen Stoffen, wie Kalk, Vitriol und sogar Arsenik, was dem Verwundeten furchtbar bekommen haben muß.

Der berühmte Naturforscher und Arzt Theophrastus

Bombastus Paracelsus, der die Sprache der Vögel verstanden haben soll, wie einst König Salomo, ist im Jahre 1493 zu Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren und im Jahre 1541 zu Salzburg ermordet worden, wo eine Gedenktafel an ihn erinnert. Mit seinem genialen faustischen Ringen eine der bedeutendsten Persönlichkeiten am Ende des Mittelalters, versuchte er den Kampf gegen die albernen Heilmethoden der damaligen Wundärzte. Er verwarf die unsinnigen Eingriffe durchwegs und bekämpfte die „Bader und Scherer", die sich nicht scheuten, zum Heften der Wunden gelegentlich sogar Schusterdraht zu benützen. Die rücksichtslose Schärfe, mit der Paracelsus den von ihm als recht erkannten Standpunkt selbst vertreten hat, zeigt sich auch darin, daß er gegen die Trunksucht mit dem Hinweise zu Felde zog, daß es unmöglich sei, das Blut eines Trunkenen zu stillen. Immerhin war auch er in dem Maß ein Kind seiner Zeit, daß er die Totenköpfe und solche Dinge wie Froschasche und weiße Hasenhaare, die gerade unter dem Schwanz abgeschnitten sein mußten, zur Wundstillung nicht entbehren konnte.

Paracelsus, der die Feldzüge in Neapel und den Niederlanden als Feldscher mitmachte, kam im Jahre 1513 in derselben Eigenschaft nach Dänemark. Hier scheint er Sigbrit besucht zu haben und es ist wahrscheinlich, daß sie die „edle Frau" und „berühmte Praktikantin" war, bei welcher er zu Gast gewesen und die im Besitze eines Wundertrankes war, der im Verlauf von drei Tagen große Wunden heilen konnte*).

Wie vergeblich Paracelsus sich um die Reform der Wundbehandlung bemüht hat, lehrt das poetisch gehaltene Feldbuch des Hans von Gersdorff vom Jahre 1551, der sich selbst mit den hochtönenden Worten einführt: „Viel hoher Künste steck ich voll". Dieser Mann war selbst ein Meister im Pflegen der Wunden. Unter anderem ließ er ein „Lichtlein" in die Adern tropfen (!)

*) Troels-Lund, a. a. O., S. 149.

und legte in die Wunde selbst ein Gemisch von Pech, Zypressen und lebendigem Kalk. Konnte er an eine Ader nicht herankommen, so legte er Vitriol hinzu. Waren viele Adern bloßgelegt, so tat er Baumwolle darauf und steckte diese mit einem glühenden Eisen an, um das Blut zu „verstopfen".

Die Beurteilung der Schußwunden setzt im 15. Jahrhunderte von Seite der deutschen und italienischen Chirurgen ein. Ursprünglich war die Ansicht verbreitet, daß die Schußwunde giftig sei. Daher ist es gekommen, daß der Schußkanal mechanisch, wenn man so sagen darf, ausgeputzt wurde. Man suchte sogar die Wunde mit eigenen Instrumenten zu erweitern, um sie reinigen zu können, und verband sie mit reizenden Mitteln, um eine Eiterung und durch diese eine Ausscheidung des vermeintlichen Giftes herbeizuführen. Ein Jahrhundert später sagte ein deutscher Chirurg, die Wunde sei verbrannt, und erst im 16. Jahrhundert kam ein Chirurg zur richtigen Ansicht, daß die Wunde gequetscht ist. Ein italienischer Kriegschirurg erweiterte — bei Bewußtsein des Patienten — die Wunde mit einem glühenden Eisen und goß heißes Öl hinein, eine Methode, die sich sehr lange erhielt. Purmann behandelte die Wunden mit der „Waffensalbe", das heißt, er verband die Waffe, mit der die Wunde zugefügt wurde, oder, da im Kriege dieselbe natürlich nicht herbeigeschafft werden konnte, eine andere Waffe oder, wenn eine solche nicht vorhanden war, einen Holzspan mit allen möglichen Salben und ließ die Wunde ganz unberührt.

Als Reformator der chirurgischen Heilkunst in neuerer Zeit wird Ambroise Paré bezeichnet, auch der Vater der Chirurgie genannt, der 1517 bis 1590 lebte. Zu jener Zeit galten Kugelschußwunden als giftige Verletzungen, und das einzige Gegenmittel, dem Heilkraft zugeschrieben wurde, bestand darin, siedendes Öl in die Wunde zu gießen. Da geschah es einmal, daß Paré in einem Falle, wo es sich um rasche Hilfe bei Schußwunden handelte, weder Öl zur Hand hatte noch Gelegenheit gehabt hätte,

es zu sieden, und notgedrungen behalf er sich mit einer von ihm zubereiteten fetten Salbe als Wundheilmittel. Zu seiner freudigen Überraschung erholten sich die Verwundeten viel schneller als bei der Behandlung mit siedendem Öl, und von da ab wendete Ambroise Paré nie wieder das frühere Heilverfahren an. Er erzielte mit seiner neuen Behandlungsweise erhebliche Erfolge, und sein Ruf stieg immer mehr. Er scheint auch ein sehr exakter Mann gewesen zu sein, denn er verzeichnete jeden einzelnen Fall, den er in Behandlung hatte, und in allen diesen Aufzeichnungen, die der Nachwelt überliefert wurden, steht immer nach der Schilderung einer erfolgreichen Behandlung als Schlußsatz zu lesen: „Ich habe seine Wunden behandelt, Gott aber hat ihn geheilt."

Wie der Arzneimittelschatz für die Pflege der Kranken im Kriege der Zahl der Mittel nach, früher nicht weniger reichhaltig war als jetzt, ersieht man u. a. aus einer „Feldapotheke oder Militärkiste", die aus dem Jahre 1600 stammt. Ihr Schöpfer war der berühmte deutsche Chirurg und Arzt Fabricius Hildanus (1560 bis 1634). Nur die „altergebrächlichste und fürnehmbste stück" sind darin enthalten. Uns freilich kommt der Inhalt sehr reichlich vor. Allem voran an Bedeutung stehen natürlich die Abführmittel. Hildanus nennt fünfzehn einfache und siebzehn vermischte Purgiermittel in seiner Kiste. Eine Unzahl von Wurzeln, Kräutern, Blumen, Tees gesellt sich dazu. Die verschiedensten Schmalze — darunter Bären- und Menschenschmalz — sind vorhanden. Aber auch Früchte, Gewürze und ätherische Öle fehlen nicht. Im ganzen zählt er 307 Medikamente auf, zu denen dann noch verschiedene Säuren kommen. Es ist gewiß nicht leicht gewesen, die besondere Anwendung für jedes dieser Mittel zu erlernen, etwa den Unterschied, wann Bären- und wann Menschenschmalz zu einer Salbe zuzusetzen sei. Auch das Verschreiben der ellenlangen Rezepte muß eine große Kunst gewesen sein, die längst verloren gegangen ist. Fabricius Hildanus ist sich all dieser Schwierigkeiten be-

wußt, denn er vermahnt die „Herren Obersten, Feldherren, Rittmeister und Hauptleute, zu ihrem Wundarzte gute, aufrichtige, brave, fromme und wohl erfahrene Personen zu wählen, und nicht einen jeden, der kaum sein Lehrjahr ausgestanden, oder sonst ein grober rauher Schwermer ist."

Die eigentlichen Amputeure waren die Barbiere, was aus ihrer Zunftordnung hervorgeht. Sie trieben nämlich die Chirurgie im weitesten Sinne des Wortes, obgleich ihnen durchweg die nötigen Kenntnisse abgingen. Andere Wundärzte, und mochten diese auch noch so geschickt sein, durften nur dann eine Praxis ausüben, wenn sie zuvor ihre Aufnahme in die Barbierzunft erwirkt hatten. Die Anforderungen, die die Zunft an die „Meisteraspiranten" stellte, waren aber nur sehr geringe. In Danzig mußten diejenigen, die als Barbiere resp. Wundärzte wirken wollten, in dem Hause des „Altersmann" anfertigen: Das Pflaster „Gratia Dei", ein „Graupflaster", „Unguentum fuscum" (eine dunkelbraune Salbe), eine „Leschung" und ein „Beinpulver", von jedem wenigstens ein Pfund; dazu sollten sie „schleifen" und „wetzen" können, was zum Handwerk gehört, „verstehen sie es nicht, so sollen sie noch ein Vierteljahr wandern und besser lernen; andernfalls (d. h. wenn sie genügend Kenntnisse in ihrem Berufe besaßen) zahlen sie 1 Mark zum „Seelgerät" (Leichengerät, mit dem die Mitglieder der Zunft verstorbene Genossen zu Grabe geleiteten). In der Ordnung war dann festgesetzt: „Kein Meister soll Hand, Fuß oder ein Glied abschneiden, ohne daß die Älterleute es auf sich nehmen, für ihn zu zeugen, daß die Amputation notwendig gewesen sei..." „Die Augenärzte," hieß es weiter, „die außer ihrer Kunst auch Wunden heilen wollen, müssen, wenn sie es länger als einen Monat betreiben wollen, ins Gewerk aufgenommen werden, desgleichen sollen die Branntweinverkäufer (!) niemand verbinden, wenn sie nicht Werkgenossen sind und keine Salbe verkaufen, die nicht von den Älterleuten untersucht ist." Die Gewerksordnung

bestimmte ferner: „Der Meister, zu dem der Verwundete kommt, soll ihn mit ganzer Treue behandeln, wenn er gegen den Meister Mißtrauen hegt, so soll man die Älterleute herbeiholen, die dem Verwundeten mit gutem Rate beistehen sollen."

* * *

Wie die Wund- bzw. Blutstillungsapotheke noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts und weit hinein in dasselbe teils von verständiger Empirie, teils von abstrusem, aller modernen Methode hohnsprechenden Aberglauben beherrscht war, ersehen wir aus den nachstehend im Wortlaut mitgeteilten Rezeptzusammenstellungen.

Die erste entnehmen wir dem „Freywillig Auffgesprungenen Granat-Apffel des Christlichen Samaritans oder auß Christlicher Lieb des Nächsten eröffnete Gehaimbnuß viler vortrefflichen sonders bewährten Mitteln usw." von der Herzogin Eleonora Maria Rosalia zu Troppau und Jägerndorff, welches umfangreiche Buch im Jahre 1710 zu Wien „auffs neue vermehrt" erschien; daselbst heißt es im Kapitel „Für das Blüten der Wunden, pag. 177ff.:

No. 1. Nimb Buchene Kohlen, stoß zu Pulver und streue es den Patienten in seinen Schaden, so wird ihm alles Blüten vergehen, wie auch der Afel.

No. 2. Nimb die weiße Woll auß den zeitigen Cardobenedict-Knöpffen, dörrs, leg die Woll auff die Wunden die blutet, drucks mit einem Finger nider, und binds zu. Wann ein Ader nach dem Lassen nicht hafften will, so hilfft dises Mittel.

Nr. 3. Grab Erdbörwurtzen zwischen unser Frauen Tägen, daran noch die Blühn und Bör stehen, wann man sie grabt, müssen selbige mit keiner blossen Hand angerührt werden, darnach thue sie in ein seidenes Säckl, mit einer höllzernen Nadel zugenähet (dann es die eyserne Nadel nicht leydet) hencks an Lufft, damit es nicht verderbe, wann einem Menschen ein Fuß abgenommen wird, oder sonsten blütet, so gibt mans ihm in die Hand, stillet das Blut gewiß, das Säckl, welches man der Persohn gegeben, und das Blut gestellet ist, muß man hinweg thun, denn es keiner andern Persohn mehr hilfft.

No. 4. Item: Nimb einen Staub, siehet wie ein Baumwoll auß, so sich in denen Falten der Hose gesetzt, dieselbe in die Wunde gethan.

No. 5. Im May, oder zwischen denen Frauen-Tägen, nimb grüne Teich-Frösch, tue sie in ein glasirten Hafen, setz selbe in ein Bach-Ofen, laß dörren, und zu Pulver werden, es seyn der Mensch verwundet wo er wolle, das Pulver ein wenig in die Wunden gestreyhet.

No. 6. Item: Nimb Müß („Moos", vgl. S. 223) von einen Todten-Kopff, alsbald man es in die Wunden thut, und in der Hand erwärmt, so ist das Blut gestillet.

No. 7. Item: Man schneide einen Fleck auß einen Filzhut und lege ihn auff das Blut.

No. 8. Item: Nimb die rothe Blumen, so im Korn wachsen, mit Kraut und allen zu Pulver gebrennt, in die Wunden gestreuet.

No. 9. Man nehme Sau Koth, so frisch ist, pulvre es, und streue es in die Wunden.

No. 10. Item: Nimb Ayrschaalen, daraus Hünl seynd gefallen, zerstoß zu Pulver, thue es in die Wunden, die nicht wollen auffhören zu blüten, so stehets von Stund an.

No. 11. Man nimbt Allent-Wurtzen, legts unter die Zungen, stillet das Blut.

No. 12. Item: Singrün-Kraut, die Gipffel oben, unter die Zungen über das Geäder gelegt, biß es verstellet.

No. 13. Kleine rothe Brenn-Nessel und Genßrich durcheinander gestossen gar wohl und leg es auff die Wunde.

No. 14. Man nimbt Pfaben-Füß, der Schwamm, und legt es auff die Wunden.

No. 15. Nimb Bolum Armenum, und Haasen-Haar, die weisse unter den Bauch, und von dem Schweiffel, mische es mit Ayrclar zu einer dicken Massa, und legs auff die Wunden. Wann man aber dises nicht also gleich haben kan, so nimbt man ein leinenes Tuchl, und verbrennt es ob einem Liecht zu einem Zunder, löscht es ab und legt es in die Wunden, und verbindet es. —

Ein Heftpflaster mit gesottenem Pech und Terpentin, endlich sogar Terra Sigillata machen den würdigen Schluß dieser Wundbehandlung nach dem freiwillig, allzufreiwillig „Auffgesprungenen Granat-Apffel".

Verwandten Geistes Kinder sind Christoph von Hellwigs Bücher:

1. „Neu-eingerichtetes curieuses Hauß- und Reise- wie auch Armen-Apotheckgen .... Worbey eine Beschreibung derer zweyen Weltberühmten Medicamenten, dem Theriac und Mithridat us. s. w." aus dem Jahre des Herrn 1730.

2. Armer Leute Sicherer und Geschwinder Hauß-Medicus... Dem anjetzt beygefüget Der allzeit fertige Land-Barbier oder Wund-Artzt (andere vermehrte Auflage, Frankfurt 1719).

3. Geheimer Medicus etc. . . . Anjetzo mit Fleiß revidirt und zum andernmahl gedruckt (Frankfurt 1718).

Wir entnehmen Hellwigs Büchern u. a.:

„Klein gestossene rothe Corallen . . . halte ich, pulverisiret, innerlich vor eine trefflich Blutstillung in allen Blutstürtzungen."

Ein herrlicher Wund-Balsam.
Wunden zu heilen.

Nimm Bärwurtzel mit Blättern und Wurtzel, ehe sie in Stängel schießet, ein halb Pfund, Sanickel ein Viertel Pfund, zerschneide diese Stücke klein, und laß sie in ein Pfund Lein-Oel kochen, und Lohr-Oel ein halb Pfund, biß der Safft die grünen Blätter und Wurtzel eingesotten; Seihe es darnach durch, thue darzu ein Viertel Pfund Terpentin, Galban, so zuvor im Wein gesotten, 1 Loth, und ein wenig pulverisirten Mastix und Myrrhen.

Das gebrandte Wasser von Knabenkraut getruncken, ist gut in Brüchen und Wunden, wo sie auch seyn, inn- und äuserlich.

Nutzet auch in der rothen Ruhr. Die Wurtzel mit Honig und Wein gesotten und getruncken, thuts auch.

So ein Knäblein gebrochen wäre, so lasse mans viel Tage solch Wasser trincken. Es wird diß Kraut auch Donner-Bohnen, Donner-Kraut, Wundkraut, Fettehenne, Fotzwin, Fotzzwang, genennet, Fabaria, Scrophularia media, Crassula major, Faba inversa, Portulaca agrestis. etc.

Ein ander Knabenkraut ist Satyrium, Stendel-Wurtz, welches aber hieher nicht gehört.

Diß Kraut hefftet und heilet allerhand Wunden, Brüche, zerstossen und übergeschlagen, stillet das Blut.

Die zerknirschten Blätter auff die Stirn gebunden, stillet das Nasenbluten.

Ist ein herrlich Gewächs, Schmertzen zu stillen, in allen faulen und frischen Wunden, die geknitschten Blätter übergelegt.

Gut Wund-Sälblein / zu heilen.

Nimm die Blätter von gedachtem Kraut zwey Hände voll, Schaaffgarben-Blätter eine Hand voll, stoß sie zum Brey, thue darnach wohlgeläutert Schweinen-Schmeer darzu, ein Pfund, vermische es, thue es in ein messingen Geschirr, und laß vierzehn Tage im Keller stehen. Schütte alsdann einen Becher Wein drüber, setze es zum Feuer, und laß den Wein und zerstossenen Kräuter-Safft einsieden, drucke es letzlich aus, und säuge es durch, und behalts zur Nothdurfft. Magst, so du wilst, Wachs nach Belieben darzu thun.

Wunden zu hefften.

Das thut das Kräutgen Natter-Zünglein, Ophioglossum, etliche Tage gebraucht, so gut als die Schwartz-Schmeer-Wall-Wurtz.

Denn es ein gut Wund-Kraut, auch im Geschwullst, kalten Brande, Brüchen, etc.

Wenn man, sonderlich das Kraut mit Schweinen-Schmaltz anstösset, und, Pflasterweise, warm über hitzige Geschwulst überschläget, heilet es solche, auch verhütet es den kalten Brand. Innerlich trincke man das Wasser, in dergleichen Zuständen.

In alten tieffen Wunden siede man Angelick in Wein, und schlage sie über.

Wenn einer geschossen worden/den Brand zu löschen.

Es nimmt man grünen Beyfuß, zerstößt ihn mit Wein, preßt den Safft rauß, und giebt täglich zweymahl, drey oder vier Loth ein; Man kann auch davon in die Wunden flössen. Ist kein frischer Beyfuß dar, so nehme man dürren, und brauche dazu halb Wein und halb Wasser, verfahre damit, wie obgedacht. Dosis 5 Loth, und die Wunde darmit zu waschen.

Dorn/Pfeile/Eisen/Kugeln/Nägel/Bein/etc. auszuziehen.

Das gebrannte Wasser von Hagedorn-Blumen kühlet nicht allein, sondern ziehet auch gemeldte Sachen draus, Tüchlein darinnen genetzt, und übergeschlagen.

Kugeln/Eisen/Pfeil und Dornen aus denen Wunden zu ziehn.

Nimm eine Kugel, so einem wilden Schwein stecken blieben, schlage sie breit, legs auffs Loch, da die Kugel, Eisen etc. stecken blieben, lege dich auff selbige Seite, da es steckt, in 24 Stunden, zeucht es aus.

Ein Sälblein, das Pfeil, Schiefer und andere Sachen aus denen Wunden zeucht.

Nimm die Wurtzel von Rohren, die in Teichen wachsen, stosse sie klein, vermengs mit Jungferhonig, mache ein Pflaster und legs auff die Wunden; es zeucht alles heraus, was drinnen ist.

(Für denselben Zweck wird ein Pflaster von Hasenschmalz und Mehl, dann Auflegen von zerstoßenem Knoblauch und gestoßener Schwertel-Wurzel empfohlen.)

Wider Haupt-Wunden sonderlich.

Weil solche fast am schlimmsten zu heilen, so ist folgendes Hauß-Mittel gut: Bibernell zerstossen, und den Safft in die Wunden gegossen, auch das zerstossene Kraut darauff gebunden; Ist ohne dem ein gut Wund-Kraut, inn- und äußerlich. Die Wurtzel dienet auch zu den Wund-Träncken. Das Wasser, sich offt darmit gewaschen, macht hübsch.

Frische Wunden zu heilen.

Brenne Kalbes-Beine zu Pulver, streue es in den Schaden, thut sehr gut.

Gute Heil-Salbe zu machen.

Nimm rein Tannen-Hartz, ungebraucht Wachs, jedes ein Quentlein, ungesaltzene Ziegen-Butter, jedes 2 Quentlein, misch es unter einander, heilet wohl.

Große und tödtliche Wunden zu vertreiben.

Koche Wintergrün samt denen Wurtzeln mit Wein, gibs dem verwundeten etliche Tage nach einander zu trincken, so wirstu sehen den Wein aus den Wunden gehen, merckstu aber, daß zerbrochene Beinlein, Holtz oder dergleichen drinne sind, so gehts gleicherweise heraus, und wird der Patient, nechst Gott bald gesund.

Vor alle Wunden eine leichte Artzney.

Nimm Griechisch Pech, Schwefel, weißen Weyrauch, jedes nach Belieben, zerstoß es wohl unter einander in Eyerweiß, zeuch die Leffzen derer Wunden fein zusammen, wisch das Blut ab, streich dis Pflaster auff ein lein Tüchlein, leg es auff die Wunden, bind ein Tüchlein drüber, und laß ein Tag oder etliche drauff liegen, ist eine herrliche Sache, so viel probirt worden.

Wenn einer geschossen/die Kugel herauszuziehen.

Wasche und hacke Bimpinellwurtz klein, brate sie ein wenig in Mayen-Butter, geuß es nachmahls durch ein Tuch auff frisch Wasser, so wirds eine Salbe, legs auff den Schoß, es zieht Pantzer, Ringe, und Kugeln heraus, will es noch nicht fort, so hacke ein wenig Melissen-Kraut drunter.

Ein mehrers von äußerlichen Wunden; Wund-Balsam.

Nehmet Terpentin, Lein-Oel, jedes lbiij. Croc. Martis, Flor. äris, geflossen Saltz, jedes 2 Loth; Coqv. fec. art.

Gut Pflaster zu allen Wunden.

Nimm Baum-Oel lbj. Wachs anderthalb lbj. Glett lbj. laß sieden, thue darzu Weyrauch, Myrrhen, jegliches 5 Loth, laß überschlagen, und wiege darein 6 Loth Mumeen, thue Campher darzu, so ists fertig.

Eine Wund-Salbe.

Lerchen-Hartz lbj. genommen, 20 Eyer-Dotter, klopffs und schlags wohl durcheinander, so wird ein gelb-farbenes Sälbgen draus, in das lege klein gestossene Wallwurtz 1 Loth, Hollwurtz gestossen 2 Loth, Gersten-Mehl, anderthalb Loth, klopffs alles durcheinander, und machs in eine Salbe; darmit kann man die Wunden heilen.

Wund-Oel.

Nimm Königskertzen-Blüte, Johannis-Blumen, Adermennig, gesotten Wallwurtz, jedes 1 oder 2 Handvoll, 100 gereinigte Regenwürmer, laß zusammen gehackt und gemischt, an der Sonnen, den Sommer über, wenns heiß, stehen. Ist vortrefflich in Wunden. Ja, die Königskertzen, it. Johannis-Blumen, thuns alleine.

Wundsucht von dem verwundten Glied zu wenden, als Frost, Hitz, Unruhe, Schmertz.

Nimm Bilsenkraut-Wurtzel, laß sie an der Sonnen, oder gelinden Wärme stehen, mit Rosen-Essig, schlage es offt in Tüchern warm über das verletzte Glied.

Pflaster zu den Schneiden, Aufreißen, und Wunden.

Nehmet Rosen-Oel lbj., subtil-pulverisiret Bleyweiß 1 halb Pfund, weiß Wachs 8 Loth, mischet alles wohl untereinander, in einem zinnern Geschirr, über einen gelinden Feuer, biß es zu einem Pflaster wird; Man muß es immerdar umrühren, biß es fertig ist.

Es heilet die Versehrung und Schrunden an den Brust-Wartzen, Händen und Versen an Füßen, und heilet auch allerley Schnitt und Aufreißen, oder Versehrung.

Eine Salbe zu Wunden.

Nehmet Pappel-Kraut und Weiden-Blätter, jedes eine Hand voll, wohl zerstossen, den Safft ausgedruckt, und auf die Wunden mit Tüchlein geleget.

Item.

Nehmet Toback, grün, eine gute Hand voll, dürr aber 4 Loth Hollunder-Blätter eine gute Hand voll: Solches wohl in Butter gesotten, und durchgedruckt, und die Wunden darmit verbunden.

Das Blut zu stillen.

Nehmet Mooß von einem Todten-Bein, so viel gefällig, und halb so viel Bolus drunter, pulverisiret alles, und streuet es in die Wunden.

Item.

Das verbrannte weiße Haasen-Haar, sonderlich zwischen den hintern Beinen, mit Rueß vermischt, thut eben das.

Wider Hitze der Wunden.

Man nehme Chamomillen, Wermuth, Nachtschatten, kleine Pappeln, Krausemüntze, rothe Rosen-Blätter, rothen Mangolt, jedes eine Hand voll, gepulverten Lein-Saamen, Rocken-Mehl, rothen Bolus, jedes 4 Loth, Wall- oder Schwartz-Wurtz 2 Loth, Eibischwurtz 3 Loth, Foenum graecum auch 2 Loth; Gepulvert mit gutem Weine zum Brey gemacht, und wohl warm, wie man pfleget, übergeschlagen.

Ein köstlich Pulver zu allen Wunden, auch zu den Löchern der Weiber-Brüste.

Nehmet Sinau, Sannickel, jedes 2 Loth, Holderwurtz 1 Loth, Mastix, weißen Weyrauch, Gold- oder Silber-Glett, jedes anderthalb Loth, Tobacks-Asche, 1 Quentl.

Alles zu reinem Pulver gemacht, in ein Tüchlein gethan, und in die Wunden gebracht. Dergleichen thut auch das Pulver von Cardobenedicten, und sonderlich heilet es den Krebs.

Ein Herrlich Wund-Pulver.

Brennet in einem wohl zugemachten Topffe Wacholderbeere zu Pulver, streuet davon in die Wunden. Wenn man davon in die Augen bläßt verzehret solches die Flecke und Felle, und heilet auch die Blattern darinnen.

Wund-Tranck.

Nehmet die Mittel-Rinde von Wallwurtzel, Sanickel, braune Betonien, jedes eine gute Hand voll, Poley, Chamomillen, jedes eine halbe Hand voll; Diß alles in einem Nössel oder mehr, guten Wein, und so viel frischem Wasser gesotten, jedoch wohl verdeckt, biß die Helffte eingesotten, laßt es zugedeckt, und von selbst erkalten. Dos. Morgens und Abends, ein halb Trunck-Gläßgen voll jedes mal. Man kann auch die Wunden warm damit auswaschen, so dann verbinden.

Wenn geronnen Geblüt in Wunden.

Nehmet Pfennig-Kraut, Salbey, Schwalbenwurtz, jedes eine Hand voll. In ein Nössel Wein gesotten, oder mehr, und dem Verwundeten offt ein wenig davon zu trincken gegeben.

Ein anderer Wund-Tranck.

Nehmet Stern-Leber-Kraut (Waldmeister), Wintergrün, Heydnisch-Wundkraut, Hirschzunge, Rothen Beyfuß, Erdbeer-Kraut, Sinngrün, jedes 1 Hand voll. In einem Maß Wein und Wasser wohl gesotten, biß auf die Helffte. Davon Morgens und Abends 1 halb Gläßlein getruncken.

Item.

Nehmet braune Betonien, Sanickel, Sinau, Ehrenpreiß, Bibernell-Wurtz, jedes eine gute Hand voll. Wie voriges gesotten, und innerlich auch äußerlich gebrauchet.

Im Fallen kann man das pulverem contra casum (Pulver widers Fallen, etc.) brauchen, wovon allbereit vorne gedacht dieses Tractätleins.

Ein Wund-Tranck auf alle Glieder gerichtet.

Nehmet rothen Beyfuß, Epheu-Blätter, Wintergrün, Sanickel, Sinau, Heydnisch-Wundkraut, Maßlieben, jedes 1 Hand voll. Darüber gießet ein halb Maaß guten Wein, und ein halb Maaß Wasser, in einem wohl verdeckten Topff biß auf die Helffte eingesotten.

Ist nun die Wunde am Haupt, mag man zwey Hand voll Betonien darzu thun; Wo an der Brust, Engelsüß und Isop, jedes eine Hand voll; Bey großer Schwachheit thue man Rosen und Borragen so viel drunter; in großer Hitze, etwa Violen, See-Lilien- oder Blumen- und Erdbeerkraut; Bey Seiten-Wunden, edel Leber- und Cardobenedicten-Kraut mit Waldmeister; Zur lincken Seiten sonderlich Hirschzungen-Kraut; Bey Weydwunden, 1 Hand voll Schwalbenwurtz. Wird g. G. sehr vortrefflich thun.

Im Jahre 1700 veröffentlichte A. Glorez das Eröffnete Wunderbuch v. Waffensalben, zauberisch. Krankh., ägypt. Geheimn., Glücksruthen, sympathet. Pulvern usw. aus handschr. Klosterschätzen. Zum Beweise für den in diesen Büchern enthaltenen Unsinn hier zwei Rezepte, wie sie sich zu Hunderten finden: Vor die rote Ruhr pulverisiere kleine Rippe von erhängten Dieb (!) und gib dem Patienten ein Quintlein in Wein oder Essig ein. Hilft zur Stund. — Wenn man auf den ersäuften Fliegen Kreide schabt, erlangen sie das Leben völlig wieder usw. — Interessant sind ferner die von deutschen Chirurgen im 18. Jahrhundert herausgegebenen Bücher; so erschienen 1788 „Der rechte und wahrhaftige Feldscherer" von Purmann und 1768 „Chirurgische Wahrnehmungen" von Bilgner, dem Kriegschirurgen Friedrichs des Großen.

Ein Deutsches Haushilfsbuch aus der Zeit Karl des Sechsten*) teilt folgende Vorschriften mit:

Die berühmte Wund- oder Waffen-Salbe / damit man einen Verwundeten ohne Pflaster heylen / und helffen kan.

Bärenschmaltz / Wildschwein-Schmaltz / eines so viel als des anderen / pulverisirter Regen-Würmer eine Eyerschalen voll / zarten abgeriebenen Blutstein 1 halb Unz / pulverisirtes Todten-Kopffsgemöß / einer Haselnuß groß / mische diese Stuck alle in beyde Schmaltz / daß es eine Salbe werde / und brauch dieselbe wie folget: Wann dir die Waffen zugebracht wird / so erfahre / ob die Wunden gehauen oder gestochen / so du es nicht kanst in den Waffen erkennen / so frage den / der dir das Waffen bringet / dann so gebrauche diese Salbe also: Salbe die Waffen von dem eusseren Theil an / es seye von der Spitzen oder Schneyden und ist der Patient mit beyden Seiten verwundet / so solle es von der Seiten an / biß zum Mittel / oder noch sicherer / wann du ja nicht kanst erkennen wie der Schaden geschehen / so salbe die gantze Klingen damit die Wunden gehauen oder gestochen / biß auff den Hefft. Kanstu aber erkennen / wie die Waffen eingegangen / so darffstu nicht die gantze Kling schmieren / sondern nur die Spitzen / darmit es gestochen / und die Schneiden / darmit es gehauen. Du sollst auch die Waffen mit Fleiß verwahren / an einer reinen Stell / da kein Staub hinkommet / noch kein Windt / noch keine Hitze / nur eine ziembliche Wärme / und die Waffen solltu mit einem reinen Papier umwinden /

*) „Bohemia", Prag, 1. Januar 1915.

und wann du willt die Waffen schmieren / so enthalte dich der Weiber. Du darffst auch die Wunden nicht hefften / nur schlecht mit einem Tuch verbinden / das Tuch in eigener Netz geduncket / und Eyter heraus gewaschen / wann du nur die Waffen hast / damit einer verwundet / so salbe die Wehre alle Tage einmal / wann es nicht große Wunden seyn / seyn es aber große Wunden / so salbe die Wehre zweymalen / es heylet bald / auch soltu wissen / daß die Wunde ehe heylet / als mit Salben oder Pflaster / giebe die Wehre nicht ehe wieder / der Patient sey dann gantz heyl. Und ist ein Wunder / wann man die Wehre an eine Hitze oder Frost / oder Kehricht stecket / so haben sie große Schmertzen / hält man die Wehre an eine Wärme / so wird ihnen besser. Darum siehe / daß du die Waffen nicht heyß / oder zu kalt legest. Dann es bringet Schaden; Ist es aber Sache / daß die Wunde beinschrödig ist / so thue in die Wunden Cosolidam majorem pulverisiret / so zeucht es die Beynlein heraus und heylet.

Ein bewährte Kunst / da einer geschossen / die Kugel aus einem Arm oder Schenkel 24 Stunden mit Gottes-Hülfe zu ziehen.

So bald einer geschossen wird / so lösche ihm den Brand also: Nimb Jungfrau-Wachs / so man es haben kan / mache Zäpflein daraus / so lange als ein Finger / tuncke sie in eine Lauge / die kalt gegossen seye / auch solle in einer Maas Laugen für 2 Pfennig Venedische Seiffen seyn / stecke solche Zäpfflein in das Schußloch / lasse es so lange darinnen als einer ein Vatter Unser betet / darnach so ziehe es wieder heraus / wasche es in frischer kalter Laugen ab / und lasse es wohl erkalten / nimb dann wieder einen anderen Zapfen / der auch in die Laugen (darinnen die Seiffen) geduncket seye / stecke ihn wieder in das Schuß-Loch / das thue so lang / bis der große Schmertzen geleget / und der Brand gelöschet worden ist / dann schlage im Namen Gottes diß nachfolgende Pflaster über. Das Pflaster darzu. Zwey lebendige Krebse stosse sie klein / darunter thue Haasen-Schmaltz 1 Loth / klein gestoßene Magnetstein 1 Loth / Haasen-Haar so forne an der Brust gestanden / 1 qu. Bocksblut / dieses alles stosse gar wol untereinander so gibt es einen Salben / die streiche auf ein Hänffines Tuch / und halte es über einen Mastix-Rauch / daß es wärmlich werde / schlage es / wann der Brand gelöschet ist / über das Schuß-Loch / jedoch daß das Pflaster einer guten Hand breit hinter den Schuß / und zwey Finger breit dafür gehe / damit es einen starcken Zug haben mag."

Als erprobtes, blutstillendes Mittel wird eine Mischung von Birkenschwämmen, Mutterkorn, gedörrte grüne Frösche, Rosenschwamm, Eisensafran und rote Erde empfohlen, welche Substanz auf ein in Froschlaich genetztes Tüchlein gestreut werden soll. Dieser Verband stillt nach dem Verfasser jede Blutung augenblicklich.

Wann den Constablen- oder anderen Stuck-Leuten von Knallen des groben Geschützet / das Gehör vergehen will.

Die Erfahrung giebet und zeuget es / daß diejenigen Leute / welche offt lang mit dem groben Geschütz umgehen / und feuern müssen / gar hart zu hören pflegen / dieweilen das hefftige Knallen der Stucken und Mörseln / ihnen ein grausames Getöß verursachet: derowegen ist rathsam und nutzlich / daß dergleichen Leute / wann sie das Geschütz gebrauchet haben / ein warmes Brod / wann es noch heiß ist / es seye von Gerst- oder Bohnen-Mehl gebachen / ausgescheiden Wachholder-Oel darein tröpflen / und den Rauch in die Ohren lasset / so zertheilet der warme Dunst oder Dampff von diesem Oel / die zusammen gefallene Flüsse.

Von weiteren Mitteln seien nur die Titel angeführt und bemerkt, daß bei einigen wirklich auch nach dem Stande unserer Medizin eine Hilfe für den erkrankten Soldaten zu erhoffen wäre, währenddem die meisten auf dunkelster Unkenntnis der Stoffe, auf reinem Aberglauben fußen. Nachstehend einige der langatmigen Aufschriften: „Wann einem Soldaten ein Schuß Pulver in das Antlitz geschossen worden / und derselbige verbrennt ist"; „Wann denen Soldaten die Füsse zwischen den Zähen vom Gehen wund werden"; „Wann einem Soldaten durch Flüsse die Augen verschwellen / oder sonsten verdunkeln / daß er möchte blind werden"; „Im Felde die Colica oder das Grimmen leichter Mühe zu curiren".

Um zu wissen / wann ein Soldat durch und durch geschossen oder gestochen ist / und sich sehr verblutet hat / ob derselbige könne curiret / und beym Leben erhalten werden oder nicht, empfiehlt der Autor ein Pulverchen von Agstein (Bernstein). Behält es der Verwundete bei sich, so kann er durch einen guten Feldscheerer geheilt werden, gibt er das Eingenommene wieder von sich, so ist er verloren.

* *
*

Des Arztes Jacob Hieronymus Brand „Aufrichtiger und gewissenhafter Land- und Bauern-Doctor, welcher Gott zu Ehren und dem armen preßhaften Nechsten zu

Nuz, denen Kranken mit guten Arzeneyen und meist geringen Hausmitteln, in allen vorfallenden Krankheiten getreulich an Handen gehet“ (Nürnberg 1747) läßt sein Licht also leuchten:

Ein köstlicher und bewährter Wund-Tranck.

Nimm heidnisch Wund-Kraut, Erdbeer-Kraut, mit der Wurzel, Wintergrün Sanickel, rothen Mangolt, mit der Wurzel, Sinau, Rothbucken, jedes gleich viel; Binds in ein Blechlein, hencks in eine Kanne Wein, setze es in einen Kessel mit Wasser, und lasse es 2 Finger tief einsieden, gib dem Verwundeten Morgens, Mittags und Abends, einen guten Trunck, und netze ein heidnisch Wund-Kraut-Blatt dem Wein alle Tag 2mal, legs über die Wunden: der Patient geneust in Geschwulst, und allen andern Zufällen: Du darfst sonst nichts darzu thun.

Sympathetisches Pulver, und dessen Krafft, bey denen gefährlichsten Wunden.

Dieses wird also präparirt und gemacht: Man nimmt zu Ende des Juli, oder zu Anfang des Augusti; nemlich, wann die Sonne im Löwen ist, so viel von dem Römischen Vitriol, als man will, läßt solchen im Wasser zergehen, darzu das Wegen-Wasser das beste ist. Nachdem filtrirt man solch Wasser durch ein Lösch- oder Fließ-Papier, darauf setzt man das Wasser über ein Feuer, damit es verrauche. Den Morgen darauf findet man den Vitriol auf dem Boden liegend, als kleine Steinlein, in der schönsten grünen Farbe, welches man alsdann an die Sonne sezet, damit es sich calcinire und weiß werde. Mit dieser Dissolution, Coagulation und Calcination, verfähret man zu 3 mahlen, damit die Eigenschafft des Vitriols desto natürlicher werde: Nach diesem allen, sezt man es an die Sonnen-Hize, damit der Vitriol vollends calcinirt und gebleichet werde.

NB. Dieses ist das einfache Sympathetische Pulver; wann man aber das componirte haben will, thut man halb so viel von dem auf das subtileste pulverisirten Gumm. Tragant. oder Arab. darzu. Dieses wunderbare Pulver hält man an einen trockenen Ort, in einem Glas auf. weil die geringste Feuchtigkeit solch Pulver wieder zu Vitriol machen würde: Man darf auch das Vitriol nicht mit einem Messer anrühren, wenn man solches Sympathetisch Pulver präpariret. Dieses Pulver streut man nun nicht in die Wunde, sondern auf die Leinwand, oder auf den Degen, wo Blut und Eyter daran hängt; man hält nur die Wunde mit einem reinen Tüchlein fein zugedeckt, bindet solches täglich auf, und streuet auf die Materie, so auf der Wunden kleben bleibet, aufs neue wieder von diesem Pulver ein wenig, und damit fähret man fort, biß zur völligen Genesung.

Es ist darbey zu beobachten, daß man die Binde, oder das Eisen,

daran das Blut oder Pulver klebet, nicht an einen warmen Ort bringe, weil sonst gar leicht eine Entzündung in der Wunde entstehen würde: muß also der Ort weder zu kalt, noch zu warm seyn.

Dieses Pulver stillet das Blut, die Zähn-Schmerzen, und lindert insgemein alle Schmerzen, es mag der Mensch solche an einem Ort seines Leibes fühlen und empfinden, an welchem er wolle. Ist aber wol zu merken, daß man dieß Pulver nicht auf den schmerzhafften Ort, sondern nur auf das Blut, so heraus gegangen, und an der Leinwand hänget, streue.

Eine fürtreffliche Wund-Salbe.

Nimm weiß Bleyweis 20 Loth. Schäffleins-Bech ein Viertels-Pfund. Weiß Jungfern-Wachs 10 Loth. Reinbälgl. Schmaltz ein Viertels-Pfund. Venedisch Terpentin 4 Loth. Hirschen Unschlitt 1 Viertels-Pfund. Campher 3 Quintlein. Zu erst muß man das Schäffleins-Bech, in einer saubern Pfannen fein langsam zergehen lassen, dann das Hirschen-Unschlitt und Wachs darzu thun, allgemach schmeltzen lassen, nachgehends das Hunds-Schmaltz und Terpentin: Wann nun alles ganz flüssig und heiß worden, muß man das weiße Bleyweiß nach und nach langsam darein rühren, und eine gute Viertel-Stund mit Rühren anhalten, biß es ein klein wenig will dicklicht werden, dann zu allerletzt den Campher darein gerühret, und in Schächtelein gefüllet, oder eingegossen, so ist es fertig.

Ein köstliches Wund-Wasser von Ihro Durchl. Herrn Pfalzgraf Philipp.

Nimm weiß Bleyweis 20 Loth. Schäffleins-Bech ein Viertelssen-Zungen, Sanickel, Große Margarethen-Blumen, Kleine Margarethen-Blumen, breiten Wegerich, langen Wegerich, Betonien, Ottermenig, Eisen-Kraut, Tausendgulden, oder Johannis-Kraut, Wermuth, Fenchel, Braunwurtz, jedes 2 Hand voll. Diese Kräuter muß man alle stossen, und hernach in einen irrdenen Topff thun, hernach 4 Maas guten weißen Wein darüber gießen, und es also 24 Stund stehen lassen. Darauf zieht man es in einem Brandwein-Brenn-Zeug herüber, da man wohl Achtung geben muß, wann es auf die lezt schlecht kommt, daß man es in ein besonder Glaß thue: Wann es nun alles überzogen ist, so stellet man es 40 Tag an die Sonnen, doch so, daß weder Thau noch Regen darzu kommen könne.

Der Gebrauch dieses Wassers.

Wenn man geschossen ist, so wäscht man die Wunden damit aus; ist die Wunden tieff, so sprützet mans hinein. Auf die Wunden leget man ein vierfaches Tüchlein, so in diesem Wasser eingeweichet worden, und über das Tüchlein ein Kohlblat, oder von einem andern Kraut, um die Wunden frisch zu halten; die Wunden verbindet man des Tags zwey- oder dreymal, aber man darf keine Meißel, oder sonsten was hinein stecken. Diß Wasser ist gut vor die Entzündung,

und wird aus der Wunden heraus ziehen alles was mit der Kugel hinein geflogen.

„Eine wunderbahrliche Waffen Salbe" vom Jahre 1770 teilt Busch aus den Ostseeprovinzen mit.

„Nimb Eierschmaltz, Dachsenschmaltz, zerlaß es auff einem gelinden Feuer, und geuß kalt Wasser darauff, so sinkt das Saltz zu Boden und das Fett bleibt oben, nimb Regenwürmer in Moß auspurgirt, brenne sie in einen Backofen zu Pulver und nimm dessen eine Eyerschale voll und so viel rothen Sandel, der schon pulverisirt ist. Moß von einem Todtenkopff einer Erbsen groß, und mache eine Salbe daraus. Wenn nun einer gestossen, gehauen oder geschlagen ist, so salbe nur die Waffen oder Gewehr, damit einer geschlagen worden, mit dieser Salbe auswendig. Den Schaden darfst du nicht verbinden."

An die Wundbehandlung knüpfen sich im Volke noch die abergläubischesten Vorstellungen. So gilt das Rezept gegen Blutungen:

Nimm eine gedörrte Kröte, wickle sie in ein reines Tüchlein und gib es dem Blutenden an jener Seite unter die Achsel, auf welcher er blutet. Sobald die Kröte warm wird, hört das Bluten auf.

Als das kräftigste Mittel bey den schwersten Wunden, das Blut zu stillen wird empfohlen Pulver in Gebrauch zu nehmen, das nichts ist als der Staub (Sporen) des Pilzes Bovist (Lycoperdon Bovista, führt auch die seltsamen Benennungen Pfauwisch, Bubenfist und Wolfsfurz).

Nach viel verbreitetem Aberglauben wird noch heute (!) auf Schnittwunden Spinnwebe (pawcyna) gelegt*). Dagegen kommt „Der einsichtsvolle und wohltätige Arzt nach der Natur usw." (4. Aufl. Graz 1817) beim Blutstillen mit einem einfachen Hausmittel aus: „Ist die Verblutung nicht allzu heftig, so wird sie durch Auflegen eines in Branntwein oder Essig getauchten Stücks Leinwand gehoben." — Wie rückständig und kümmerlich all dies im Verhältnisse zu der so hochentwickelten Kunst von heute, Wunden vernünftig zu behandeln und selbst in den verzweifeltsten Fällen zu heilen!

*) Schulenburg, Wendisches Volkstum, S. 102.

X. Zauberkräuter im Kriege.*)

„Welche Rolle spielt nicht gerade die Pflanze im Aberglauben! Ihn muß man kennen, wenn man die germanische Volksseele in ihren geheimsten Regungen verstehen lernen will.“ (Franz Söhns.) Alt und weit verbreitet ist der Glaube an die wunderbar wirkenden Kräuter, die für sich oder mit bestimmten Zaubersprüchen angewendet werden. Und unausrottbar ist dieser Glaube, der sich selbst über das Sprichwort hinwegsetzt, daß wider den Tod kein Kräutlein gewachsen sei. Denn vom Salbei, dem Heil- und Gesundkraut kat exochen, das von salveo = ich bin gesund (salvus = heil, gesund) seinen Namen hat, heißt es:

Contra vim mortis
Crescit Salvia in hortis.
(Gegen des Todes Macht wächst in den Gärten der Salbei.)
Cur moritur homo
Cui Salvia crescit in horto?
(Weshalb sollte der Mensch sterben, dem im Garten Salbei wächst?)

Die Beziehung auf die die Schlachtenhelden begleitenden Walküren ist nach Chevalier (Der deutsche Mythus im Pflanzenreich) bei der Walkerbeere (Tollkirsche = Walkürbeere), dem Walpurgiskraut (Mondraute), den Walsamen (Besenkraut, damit werden Hexereien und Zaubereien unschädlich), dem Walstroh (Mägdeblume), dem Walgras (kalte Mägde), der Walblume (Katzenklee), der Walkirsche (Vogelkirsche), der Walbeere, der Kürbeere (Teufelsbeere), der Walglocke (Digitalis), der Waleiche, der Walendistel (auch Mordwurz), der Wiesenwale, der Walwurz (S. 251) festgestellt.

*) Man vergleiche zu diesem Kapitel nebst den zwei vorhergehenden die Kapitel III und IV.

In Rudolf Baumbachs „Frau Holde“ wird Frieder, der Geliebte Ilsens, vom Scharfrichter geblendet. Da sagt der Schäfer Florian zu Ilse, als die „Sonnwendnacht“ naht:

„Mach' dich auf und geh' zum Walde.
Für des Kranken Augensalbe
Hole mir die sieben Kräuter:
Augenkraft vor allen Dingen,
Dosten, Dorant und Sanikel,
Beifuß, Baldrian und Attich.
Heut am Tag der Sonnenwende,
Sind die Kräuter doppelt kräftig.
Auch vergiß mir nicht zu graben
Ein Johannishändlein. Segen bringt
Es, wenn's zur rechten Stunde
Aus dem Boden wird gehoben . . .“

Außer dem wissenden Schäfer sind es die klugen Frauen, die mit den Kräutern Bescheid wissen:

Und die gute Mutter mischte,
Kundig all der holden Kräfte,
Die in Frucht und Blüte schlafen,
Sanftes Öl und linde Säfte.

(F. W. Weber.)

Tausende von den weisen Frauen haben freilich ihre geheimen Kenntnisse in der düsteren Nacht des Mittelalters und bis in die neuere Zeit hinein als „Hexen“ auf der Folterbank und dem Scheiterhaufen gebüßt. Die Wandlung der Anschauungen war da überhaupt merkwürdig. Während die Dichtungen der Minnesänger gar viel von wundenheilenden Mägdelein und Schloßherrinnen zu erzählen wissen, die verletzten Kriegern mit kundiger Hand Verbände anlegten und Arzneien einflößten, ohne daß „Zucht und Sitte“ darunter litten, bekämpfen schon die ehrsamen Doktoren des 13. Jahrhunderts heftig und erbittert den weiblichen Wettbewerb.

Zu den bis in die moderne Zeit lebendig gebliebenen Äußerungen des Volksglaubens gehört die Vorstellung, daß bestimmte unter den friedlichen „stillreizenden Naturkindern“, wie Goethe die Pflanzen nannte, das Schicksal des Einzelnen in der männermordenden Schlacht zu be-

stimmen imstande sind. Wie viele unserer Helden auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen mögen ein vierblättriges Kleeblatt bei sich tragen, als sinnige Gabe von zarter Hand, dargeboten in der letzten, der schmerzlichsten Abschiedsstunde!

In den Liebesabenteuern des merkwürdigen Dichters und Helden Cyrano von Bergerac spielt der vierblättrige Klee als Glücks- und Liebeszeichen eine so bedeutende Rolle, daß man den schicksalsreichen „Gascogner Kadetten" beinahe als Entdecker des anmutigen Zaubermittels bezeichnen möchte. Tatsache ist, daß in den Schriften des Cyrano de Bergerac, der bekanntlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte, der vierblättrige Klee ganz im modernen Sinne als Liebesamulett zuerst angeführt wird. Wohl kommen schon früher in Shakespeares „Lustige Weiber" „buttons" als Glücks- und Liebessymbole vor, allein es ist nicht sicher, ob darunter vierblättriger Klee verstanden ist.

Manches, so namentlich der Umstand, daß schon in einem deutschen Märchen der vierblättrige Klee mit seiner Wunderwirkung erscheint, ferner die jedenfalls aus entfernter Vergangenheit stammende Tradition der Teplitzer Gegend, daß vierblättriger Klee nicht mit bloßen Händen angefaßt werden dürfe, scheint für ein weit höheres Alter des Ansehens zu sprechen, das der Glücksklee besitzt. Das eigentliche vierteilige Kleeblatt tritt urkundlich zum erstenmal im Amelungenliede auf. Als nämlich die beiden Recken Wolfhart und Wittich von dem geheimnisvollen Zwergkönig durch einen Trunk bezaubert sind, überreicht ihnen Sinnild ein vierblättriges Kleepflänzchen mit den Worten:

„Hier geb' ich jedwedem zum Lohne grünen Klee;
Wer solch ein Vierblatt hat, dem tut kein Zauber mehr weh!"

Diese seltsame Volksanschauung ist aber auch heute noch im Schwange, denn wer ein vierteiliges Kleeblatt bei sich trägt, ist vor jeglichem Zauber geschützt, noch dazu, wenn dasselbe vor Sonnenaufgang gepflückt wurde. „Man schützt sich vor Behexung, wenn man

vierblättrigen Klee bei sich trägt" — behauptet ein in Deutschland allgemein verbreiteter Satz aus dem Gebiet des Aberglaubens und man fügt hinzu: Die Wirkung ist kräftiger, wenn das Amulett Freunden insgeheim zugesteckt wird.

Einschaltungsweise mag erwähnt sein, daß auf einer Rüstung Maximilians, des „letzten Ritters" in der Wiener kunsthistorischen Hofsammlung das gewöhnliche dreiteilige Kleeblatt als Marke des Hofplatteurs Treytz angebracht ist und das gleiche Kleeblatt als Schmiedzeichen auf Waffen des Wiener städtischen Museums zu sehen ist. Vielleicht war die Wahl gerade dieses Herstellungszeichens mit dem Glauben an glückliche Waffen in Verbindung. (Siehe Kap. IV.)

Die Dreizahl der Blätter an einem Stiele zeichnet den Klee vor vielen anderen Pflanzen aus und war die Veranlassung einer besonderen Beachtung derselben; den keltischen Priestern, den Druiden, war der Klee ihretwegen eine heilige Pflanze und bei den alten Römern waren Kleeblätter ein Symbol des Sommers. In einem Grabmale in der Nähe Roms, wo Gipsfiguren die Jahreszeiten darstellten, trug der Sommer ein Kleeblatt. Fromme Christen fanden in der Dreizahl der Blätter ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit, und im Mittelalter galten Kleeblätter für ein Symbol der in Demut harrenden Minne, sowohl der irdischen als der Gottesminne. In der Ornamentik der gotischen Baukunst hat das Kleeblatt eine ungemein häufige Verwendung gefunden und noch heute wählt man das „Kleekreuz" (ein Kreuz, dessen vier Enden die Form der Kleeblätter haben) zu Leichensteinen. Das Dreiblatt des kriechenden Klees ist das Nationalzeichen der Irländer und wird zu Ehren ihres Schutzheiligen St. Patrick, der es dazu erhoben, viel getragen. Wie in früherer abergläubischer Zeit jede unregelmäßige und auffallende Bildung im Pflanzenreich für ein Fingerzeichen Gottes auf die der Pflanze eigene Wunderkraft galt, so wurde auch das vierblättrige Kleeblatt als eine in die Augen fallende Abweichung von der

Regel als ein solcher Hinweis angesehen. Das vierblättrige Kleeblatt stand im hohen Ansehen und gilt überall noch heute als ein glückbringendes Zeichen, an welches sich mancherlei Aberglauben knüpft. Wem es unbewußt vor Antritt einer Reise in die Kleider genäht wird, den bewahrt es vor Unfall und Gefahr und dem gibt es Heil und Segen zu seinem Vorhaben. Auch der Spieler suchte sich die geheimnisvolle Kraft zunutze zu machen, indem er es beim Spiel bei sich trug. Um die Wunderwirkung des Krautes noch zu erhöhen, muß man es im Gesangbuch sonntäglich mit in die Kirche nehmen. Daß das vierblättrige Kleeblatt auch in der Hexerei und allen sonstigen Zauberkünsten eine Rolle spielt, ist bei dem hohen Ansehen, in dem es stand, nicht zu verwundern; es galt für ein wirksames Mittel, solche zu offenbaren oder aufzuheben. So wird von Rottweil in Schwaben folgendes erzählt: Einst hatte sich daselbst ein sogenannter Schwarzkünstler eingefunden, er verrichtete vor der versammelten Menge Staunen und Grausen erregende Taten. So schlüpfte er durch eine Eiche und beschritt ein hohes Seil, während er einen ungeheuren Baum auf der Nase balancierte. Es war unter den Zuschauern kein Zweifel, er stand mit dem Teufel im Bunde, wie sollten ihm denn sonst solche Sachen gelingen. Zufällig kam eine Magd mit einem Korbe Klee an dem Schauplatz vorüber, sie hatte auf dem Felde ein vierblättriges Kleeblatt gefunden und trug es stolz in der Hand; als sie die staunenden Gesichter der Zuschauer sah, konnte sie nicht anders, als herzlich laut über ihre Täuschung lachen; denn der vermeintliche Baum auf der Nase war nur ein schwankes Gertchen. Sie klärte die Leute über den Betrug auf und schon drohte sich der Unwillen des Volkes gegen den Künstler zu wenden, als dieser der Magd geschickt das Kleeblatt entwandte und dieser nun vorzauberte, sie müsse durch einen tiefen Bach waten. Die Magd gebärdete sich mit einem Male ganz unverständlich für alle Umstehenden und traf so eigentümliche Veranstaltungen, daß der Zau-

berer alle Lacher auf seiner Seite hatte. (Rehling und Bohnhorst.)

Zum Schloß Bellevue, von dem aus die Gemahlin des deutschen, jetzt im Felde stehenden Kronprinzen als Braut im Juni 1905 den Einzug nach Berlin antrat, gehört ein schöner alter Park. Hier gedieh der vierblättrige Klee in unwahrscheinlichen Mengen. Die Prinzessin Viktoria, die spätere Kaiserin Friedrich, scheint in Bellevue die erste Zeit ihrer Ehe verlebt zu haben und sie fand hier im Schloßpark eines Nachmittags von dem glückbringenden Kräutlein nicht weniger als dreizehn Exemplare. Das Glück machte sich den Spaß, mit dieser Unglückszahl zu spielen. Die dreizehn Vierblätter existieren noch, sie sind, im gepreßten Zustande natürlich, im Reliquienmuseum des preußischen Königshauses zu sehen und daneben liegt der Brief der Kronprinzessin Viky, mit dem sie den seltenen Fund ihrem „lieben Papa", dem König Wilhelm, zuschickte.

Die Hohenzollern hüten aber noch ein anderes vierblättriges Kleeblatt als segenbringendes Amulett. Es war Ende Juli 1870. Im Park von Babelsberg ging der alte Hofrat Louis Schneider*), der frühere Schauspieler und nachmalige Vertraute des Königs Wilhelm I., mit seiner Tochter spazieren. Am Rasenrande stand ein vierblättriges Kleeblatt, welches die Tochter pflückte. In diesem Augenblick erschien König Wilhelm I. und begrüßte die beiden. Es war kurz vor der Abreise des Königs zur Armee. „Darf meine Tochter Eurer Majestät ein vierblättriges Kleeblatt, einen Glücksklee, mit auf den Weg geben?" fragte der alte Schneider, und in seiner schlichten Art nahm der König aus den Händen des Mädchens das Kleeblatt entgegen, zog aus seinem Rock ein Notizbuch, riß eine Seite heraus, legte vorsichtig das Kleeblatt hinein, das Ganze dann wieder ins Notizbuch und steckte es in seine Brusttasche. Monate waren vergangen, glänzende Siege errungen und die Truppen nach Berlin zurückgekehrt und jubelnd emp-

*) Vgl. S. 56.

fangen worden. Da wurde eines Tages der Hofrat, der übrigens die Feldzüge von 1866 und 1870/71 im preußischen Hauptquartier mitmachte, mit seiner Tochter ins Palais des Kaisers Wilhelm gerufen. Der alte Heldenkaiser des geeinigten Deutschlands begrüßte herzlich Vater und Tochter, zog aus der Brusttasche das bekannte Notizbuch, in dem das vierblättrige Kleeblatt lag. „Mein liebes Fräulein", begann der Kaiser, „Ihr Glücksklee hat mich während des ganzen Krieges nicht verlassen, er hat mir Glück gebracht und nun gebe ich ihn Ihnen wieder; möge er Ihnen jetzt Glück bringen!" Der Kaiser trat an den Schreibtisch, nahm die Papierschere und schnitt sich vor dem Spiegel stehend eine kleine Strähne seines silbernen Haares ab, legte diese zum Kleeblatt und übergab es in seiner ritterlichen Art dem Fräulein Schneider. Viele Jahre später war Taufe im Hause des Burggrafen Dohna; ein kleines Komteßchen wurde getauft und Patin war Fräulein Schneider. Als Patengeschenk gibt sie dem kleinen Täufling jenes Notizblatt mit dem Vierklee und der silbernen Haarsträhne des alten Kaiser Wilhelm. Und wieder sind Jahre vergangen! Wir halten im August 1914! Im Schlosse zu Berlin empfängt die Kaiserin die Witwe des Burggrafen Dohna und ihre erblühte Tochter, Fräulein Schneiders Patenkind, die Besitzerin des Kleeblattes, des Talisman von 1870. Die Damen wollen das vierblättrige Kleeblatt dem Kaiser geben, denn jetzt gibt jedermann gern sein Liebstes dem Vaterlande. Aber der Kaiser ist zu sehr beschäftigt; da hat die Kaiserin es übernommen, dieses den Hohenzollern so bedeutungsvolle Amulett in die Hände des Kaisers zu legen, den es vermutlich in die Schlachten und Siege des gewaltigen Krieges 1914 begleitet hat.

Vom englischen General Lord Roberts wird erzählt, daß er während des Feldzuges gegen die Buren in einem Garten von Bloemfontein vierblättrigen Klee pflegte, um Glück in seinen weiteren Unternehmungen zu gewinnen.

* * *

Im Mittelalter gaben die Mädchen ihren Liebsten das Johanniskraut oder Hartheu (Hypericum perforatum) mit, wenn sie gegen den Feind zogen. Reibt man die Innenwand des Büchsenlaufes mit Johannisblut, dem aus den gelben Blumenblättern quellenden, an der Luft rot werdenden Saft ein, so geht keine Kugel fehl. Das wunderbare Kraut, das (infolge lichter Drüsenpunkte) wie durchstochen aussieht, soll aus des Täufers Johannes Blut entstanden sein. Sollte das Kraut kräftig sein, so mußte es am Johannistag um 12 Uhr mittags gepflückt werden, stumm und ohne daß man nach rechts oder links schaute. Wer es bei sich trug, war hieb- und kugelsicher und gewann, wie er wollte, die Freundschaft und Liebe. Im Jahre 1601 wurde in Erfurt ein Bürger mit dem Schwert hingerichtet. Als er niederknien sollte, sprach der Scharfrichter zu ihm: „Ich schwöre, du seiest fest, darum rate ich dir, mache dir und mir keine weitere Mühe und Ungelegenheit.“ Der arme Sünder antwortete: „Ja, es ist wahr; siehe allhier steckt's unter meinem rechten Arm, nimm es hin!“ Da nahm er es und sagte nachher, es wäre „gedorret St. Johannisblüte“.

Den Namen Johannisblut bringt Simrock mit den aus dem Blut des Adonis und nach einer Sage auch aus anderem Blute entstandenen Blumen in Verbindung und meint, Johannis sei hier der Nachfolger eines mythischen Wesens.

Die Russen legen auf Wunden Blätter und Blüten vom Johanniskraut, die Esten die Blüten.

In der heiligen, zauberkräftigen Johannisnacht, auf Kreuzwegen, mit völlig nacktem Körper und mit höchster Gefahr der Seele und des Leibes mußte der wunderbare Farnsamen gewonnen werden, denn nur in dieser Nacht blühe das Kraut und reife seinen Samen. Farnsamen, über Schußwunden gestreut, macht „des geschozes âne, das geschoz vert uz“ (fährt heraus!). Im Jahre 1702 sah sich ein Offizier veranlaßt, Farnsamen zu erwerben, doch hatte er damit nach der gemütlichen Darlegung des anonymen Autors einer im Jahre 1703 erschienenen

Schrift kein besonderes Glück: „Der Saame war ihn nun sehr lieb, und also zweifelte er nicht, daß er damit Universalglück haben würde, trug derohalb solche Blätter (Farnwedel!) fleißig bei sich, ließ sie in die Hose einnähen, nahm allerhand Proben damit vor. Allein er hatte damit kein Glück bei Frauenzimmern, kein Glück im Spielen gehabt, in summa gar nichts daran mehr befunden." Die aus dem Wurzelstock hergestellten Johannis- und Glückshändchen, an denen die uhrfederförmig in der Knospenlage befindlichen Wedel („Blätter") die Finger vortäuschen, schützten gegen alles Unglück, förderten alle Unternehmungen und waren bei Bereitung der alles treffenden Freikugeln, von denen sechs oder sieben sicher trafen, unentbehrlich. (Vgl. Kap. IV.)

Die Johannishändchen wurden namentlich aus dem Wurzelstock des männlichen Wurmfarns (Dryopteris Filix mas) und weiblichen Wurmfarns (Athyrium Filix femina) geschnitzt. Diese Händchen sollten als Glückshändchen, am Leibe getragen, Körper und Seele vor Leid bewahren. In Brentanos Märchen liest man:

„Der Täufer zeigt mit seiner Hand
Auf Gottes Land am Jordanstrand.
Wir schnitzen Johannishändelein
Und tragen's an einem Bändelein,
Gott schütz' uns auf Wegen und Stegen
Und führ' uns dem Lamm entgegen."

Nach der deutschen Sage „blüht" das Farnkraut nur in der Johannisnacht und erzeugt Samen, seltener in der Christnacht. Wer Farnsamen haben will, muß auf einem Kreuzweg bis Mitternacht warten, sich nicht rühren (ansonst ihn der Teufel zerreißt!), dann kommt der finstere Jäger und gibt ihm eine Tüte voll. Wer Farnsamen besitzt, ist stark in der Arbeit, glücklich in seinen Unternehmungen, selbst unsichtbar, so er das Verlangen danach trägt! In Shakespeares „Heinrich IV.", 1. Teil, zweiter Akt, erste Szene, sagt Gadshill: „Wir besitzen das Rezept zum Farnsamen, womit man unsichtbar um-

herstreift". Nach galizischem Glauben öffnet die „Blüte" des Farnkrautes jedes Schloß und hilft Schätze entdecken. Nur der Glückliche vermag jedoch das blühende Farnkraut in der Johannisnacht zu finden.

Johannishändchen nennt man in Thüringen das gefleckte Knabenkraut (Orchis maculata). In der Nacht vor dem Johannistage geht man auf Wiesen, wo Knabenkraut wächst. Sorgfältig gräbt man die Wurzeln aus, die oft aussehen wie Hände. Sie haben zwei, drei, vier, ja fünf Finger. Hat man eine solche Hand gegraben, so säubert man sie und legt sie in seinen Geldbeutel; denn die Wurzeln bringen nach dem Volksglauben Glück, und wenn man sie immer bei sich in der Börse führt, so bringen sie auch Geld. Die Tasche füllt sich immer wieder, sobald sie leer ist, und man wird dadurch sehr reich. Die beliebtesten dieser Glückshändchen sind die, welche die meisten Finger haben. In Leipzig werden die Wurzeln am Johannistage vor den Toren der Friedhöfe feilgeboten. Man kauft sie gern. Sie sollen an Stelle der Alraunen, ehedem Hecke- oder Glücksmännchen genannt, getreten sein. Johannishändchen liefern wohl auch andere Orchideen der Heimat mit geteilten Knollen, so: Orchis maculata, latifolia, conopea, albida. In der Gattung Platanthera unterscheidet sich Pl. bifolia von Pl. viridis auch dadurch, daß erstere ganze, letztere geteilte Knollen hat.

Vom gemeinen Knabenkraut (Orchis Morio) gibt man die am Johannisabend gepflückten Pflanzen zerschnitten und mit Salz bestreut dem Vieh, um dasselbe gesund zu erhalten.

Die Knollen des gefleckten Knabenkrautes (Orchis maculata) werden um Mariazell in Steiermark am Johannistage gegraben, um als „Glückswurzeln" im Geldbeutel das Geld nicht schwinden zu lassen und Gewinn in der Lotterie zu bringen. Die handförmigen Knollen des Knabenkrautes gaben Anlaß zu abergläubischer Deutung. War die Wurzel weiß, so nannte man sie „Marienhand" oder „unserer lieben Frauen Händ-

lein"; war sie aber schwarz, so hieß man sie „Teufelshand" oder „Satansfinger". Wenn man beide Wurzeln zu gleicher Zeit unter einer Orchidee fand, so legte man sie wohl aufs Wasser, wobei man mit Grausen sah, wie die weiße Wurzel schwamm, während die schwarze unterging. Diese Erscheinung erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß die Orchideen neben der frischen diesjährigen, vollsaftigen Wurzel noch die zusammengeschrumpfte vorjährige haben. Den alten Kräuterkundigen war aber dieser natürliche Unterschied der beiden Knollen nicht bekannt, sie glaubten deswegen, zwei verschiedene Eigenschaften in dem Safte der Knollen entdecken zu müssen, die in ihrer Wirkung einander entgegengesetzt waren wie Gift und Gegengift.

* * *

Königskerze oder Himmelbrand (Verbascum Thapsus). Wunden berührte man mit den Blüten des Himmelbrands und sprach dreimal dazu:

„Unsere liebe Frau geht dreimal über das Land,
Sie trägt den Himmelbrand in der Hand."

„Das Blut zu stillen. Wollkraut (Königskertzen-Blätter, von Verbasco) Blätter gequetscht, und aufgeleget." (Hellwig.)

Beinwell (Symphytum officinale), auch Beinwurz, Wallwurzel (vgl. S. 241), Schwarzwurz, eine Asperifoliazee, deren knotiger, schwarzbrauner Wurzelstock früher offizinell und zu Breiumschlägen bei Knochenbrüchen sehr geschätzt war. Ahd. pein, mhd. bein kommt dem Begriff Knochen gleich. „Well" wäre nach Simrock auf die heilkundigen Walen zu beziehen, nach Hofer würde es Walze, Welle, vom Rundmachen, Zusammenheilen der Knochen entsprechen. Darauf bezieht sich auch dem Wortsinne nach das dem Griechischen entnommene Symphyton. Hieher gehört auch die Vollwurz (S. 93).

Der gerade Ziest, auch Beschreikraut genannt (Stachys recta), ist das erste oder herakleische Eisenkraut

des Dioscorides, das alle Eisenwunden schnell heilen soll. Ehemals führten daher die Soldaten und Gladiatoren das angeblich vom Herakles, dem Gotte warmer Heilbäder, entdeckte Wundkraut bei sich.

Das überall wild vorkommende Eisenkraut (Verbena officinalis) hieß nach dem Griechischen Hierobotane, d. i. heiliges Kraut. Auch das Mittelalter kam der Verbena, die deutsch „Isenkraut" genannt wurde, und den Mann, der sie trug, stich-, hieb- und schußfest machen sollte (Kap. IV), mit besonderer Achtung entgegen. Von Pfeiffers alten deutschen Arzneibüchern widmet das zweite, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammend, der „edelin wurz verbena ... daz für manich dinch nutze unde guot" ist, ein eigenes Kapitel. Mit einer Beschwörungsformel angesprochen, mußte das „chrout verbena" mit einem goldenen oder silbernen Werkzeug ausgegraben werden. „Des selben nachtes solt du lazen ligen bi der wurz silber unde golt unz des morgens, e diu sunne ouf ge, so grab die wurzen, daz du si mit dem isen nime rüerest. So wasch si danne mit wine und wihe si danne an ant Marien tage der ereren unde gehalt si danne mit michelem flize ... Swer die verbenam bei im hat, der gedart nimmer dehein zouber gefurten." Betreffend die besondere Vorsicht, die beim Graben der Verbena gebraucht werden soll, ist auch an den alten Spruch zu erinnern:

Verbeen hilft dir sehr,
Daß dir die Frawen werden hold,
Doch brauch kein eisen,
Grabs mit goldt.

Thurneysser schreibt in seinem Kräuterbuche: Historia und Beschreibung influentischer, elementischer und natürlicher Wirkungen aller fremden und heimischen Erdgewächse, auch ihrer Subtilitäten usw., 1578 folgendes:

Verbeen, Agrimonia, Modelger, Charfreytags graben
Hilft dir sehr, daß dir die fraven werden hold,
Doch brauch kein eisen, grabs mit goldt!

Eisenkraut war den alten Germanen bei Kriegs- und Friedensschlüssen ein wichtiger Talisman. Es sollte auch Eisen zu Stahl härten können, wenn man ersteres mit dem Safte behandelte.

Das von Annette Droste-Hülshoff und Theodor Storm so stimmungsvoll besungene Heidekraut (Erica vulgaris) wird in Eberhardt Gockels „Traktat von Beschwörungen und Bezauberungen" als vortreffliches Mittel gegen das Berufen gerühmt. Es soll aus dem Blute erschlagener Helden stammen, die in den Hunnengräbern liegen. Daher die rote Blumenfarbe, daher ist es auch „Schlangen und Wölfen" zuwider. Wo deshalb solche Tiere hausten, band man ein Büschel Heidekraut der Elster zu Ehren auf einen hohen Baum, damit diese durch ihr Geschrei das Nahen des Wolfes ankündige. Die Erica sollte ferner die wunderbare Kraft besitzen, mit ihren Wurzeln das Eisen aus der Erde an die Oberfläche holen zu können. Vielleicht hat zu dieser irrigen Ansicht der in der Heide an vielen Stellen sich vorfindende Raseneisenstein Anlaß gegeben.

Der Kreuzenzian (Gentiana cruciata) galt einst für ein sehr kräftiges Kraut. Das Sprüchlein

Modelgeer
Aller Wurzel eer.

war viel im Schwange. Für die der Pflanze mit auffällig ebenmäßig im Kreuz gestellten Blättern zugemuteten Wunder sprechen die alten Namen: Speerenstich, Heil aller Schäden usw. Wenn der Jäger des Schusses sicher sein wollte, mußte er den Flintenstein mit Kreuzwurz „füttern" (vgl. Kap. IV). Der deutsche „Vater der Botanik", Hieronymus Bock, der schon darauf aufmerksam macht, daß der Querschnitt des Wurzelstockes aussieht, als ob er mit einem Speere kreuzweise durchstochen wäre (daher „Speerenstich"), fügt die treuherzige Bemerkung hinzu: „Es muß aber an allen Orten Zauberei sein, niemand ist, der solches mit Ernst widerfechtet." Modelgeer hat vom Vater des Riesen Heime seinen Namen. Vom Ger (Speer) des Götterhelden rührt der Kreuzstich in der

Wurzel. Die Pflanze kommt in Beschwörungsformeln vor. An die Stelle Modelgeers trat St. Peter, der die Wurzel der Legende nach mit seinem Stabe dreimal gestochen haben soll. (Vgl. S. 252.)

Ehrenpreis (Veronica*). Ein König von Frankreich litt einst drei Jahre an einem bösen Aussatz, von dem ihn kein Arzt befreien konnte. Zu dieser Zeit machte ein Hirt die Beobachtung, daß ein Hirsch, der von einem Wolf gebissen war, seine Wunde durch dieses Kraut binnen acht Tagen heilte, indem er dieses Kraut fraß und sich mit der Wunde auf dasselbe legte. Als der Hirt von der traurigen Lage seines Königs hörte, bereitete er aus dem Ehrenpreis einen Saft und bot ihn dem Könige an. Der König erprobte das Mittel zunächst an einem Fuße, den er mit dem Safte einrieb. In der Nacht empfand er an demselben so gewaltige Schmerzen, daß er seinen Dienern zurief, nach dem Fuße zu sehen. Zu ihrer Verwunderung gewahrten sie, daß der Schorf von dem Fuße gefallen war. Der König rieb nun den übrigen Körper mit dem Safte ein und wurde wieder gesund. Zum Andenken an diese Heilung bekam die Pflanze den Namen Ehrenpreis. Auch ähnliche Namen, wie „Grundheil", „Heil aller Schäden", „Heil aller Welt", wurden der Pflanze beigelegt. Der botanische Name der Pflanze lautet Veronica. Diesen Namen soll sie zu Ehren der heiligen Veronika führen, von der die Legende erzählt, daß sie ihr Schweißtuch dem Herrn dargereicht habe, als er nach Golgatha hinaufging, damit er sich sein Antlitz darin kühle. Zum Danke für diesen Liebesdienst soll sich des Herrn Angesicht darauf abgebildet haben. Die Jungfrau aber wurde vera unica virgo, d. i. die wahrhaftig einzige Jungfrau genannt. Aus diesem vera unica soll veronica entstanden sein.

Ehrenpreis.

Ehrenpreis ist eine Pflanze, die trägt Ehr'
An jedem Reis;

*) Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen, 3. Aufl. Gotha 1898, S. 389.

Die soll mir wachsen immer mehr,
Nichts ihr bringe Fahr und Sehr!
Lüfte leis,
Wieget mein Ehrenpreis! (Fr. Rückert.)

Der holzige Wurzelstock des Tormentills (Tormentilla erecta) zeigt im Querschnitt einen blutroten Stern, wonach die Pflanze auch den Namen Blutwurzel führte.

* *
*

Die Salbe aus Hexenkraut — unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut — die Wallensteins Soldaten preisen (vgl. Kap. II und IV), machte den Feldherrn hiebsicher und wundfest. Sie entstammt einer bei uns überall vorkommenden Waldpflanze mit kleinen weißen Blüten, der Circaea lutetiana. Der Name Circaea erinnert an Circe, die Zauberin aus Homers Odyssee.

Gustav Adolf, der Unverwundbare, trug im Wamse einen Sieglauch oder Allermannsharnisch. Seit dem Mittelalter war die Zwiebel des Sieglauchs (Allium Victorialis) als Amulett für Kriegsleute im hohen Ansehen, weil sie von Fasern kettenhemdartig umstrickt ist*). Der Siegwurz wurde wohl auch die Gestalt eines Alraunmännchens gegeben und dieselbe dann um teures Geld verkauft. Zwei solcher unechter Alraune aus der Sammlung Rudolf II. befinden sich noch in der Wiener Hofbibliothek. Diese „Alraune" schenkte ein „Magus" (Tycho Brahe) dem Kaiser Rudolf II. in Prag; sie heißen Marion und Thrudacias; deutlich unterscheidet man an ihnen einen Kopf mit Augen, platter Nase und breitem Munde, einen Rumpf mit zerfaserten Gliedern. Sie wurden dann in Wien in der Raritätensammlung der Stallburg aufbewahrt; es wurde vielfach erzählt, daß man sie monatlich in Wein baden mußte, sonst schrien sie jämmerlich wie kleine Kinder, wenn sie trotz guter Pflege

*) In einem alten Kräuterbuche heißt es von dieser Pflanze: „Sie wird Siegwurz oder Allermannsharnisch genannt, weil ihre Wurzel überzogen ist von Härlein in Gestalt eines Panzers."

wimmerten, bedeutete es einen Unglücksfall für das Herrscherhaus. Bei der Belagerung Wiens 1683 durch die Türken taten sie ihr letztes Wunder. Einer der Stallburgknechte steckte sie in sein Lederkoller, um sich bei einem Ausfalle unverwundbar zu machen, und wirklich tat er Wunder der Tapferkeit, ohne daß ihm die Haut geritzt wurde. Als er aber sich später in der Schenke prahlen wollte, ward ihm plötzlich die Zunge gelähmt, die Alraune aber waren aus dem Koller verschwunden und an ihre frühere Stelle im Museum zurückgekehrt. Schon Nessel erwähnte sie in seinem „Cathalogus codicum etc. bibl. caes. Vindob." im Jahre 1690 und gibt an, daß sie früher im physikalischen Kabinett Kaiser Rudolfs II. aufbewahrt waren, wo sie mit Samtmantel und einem Hemde aus der Haut eines ungeborenen Kindleins bekleidet waren... Clusius bemerkt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, daß Sieglauch, in unseren Alpen „Lanlauch" genannt, zur Vertreibung der Bergnebel verwendet wurde. Noch gegenwärtig hört man am Ötscher die Bezeichnung „Lanawurzen". Auf dem Harze wollte einst ein böser Geist ein Mädchen entführen. Diese aber hielt ihm Allermannsharnisch entgegen, worauf der Böse davonfuhr und wütend schrie:

Allermannsharnisch, du böses Kraut,
Hast mir genommen meine junge Braut.

Bezeichnend für die Rolle, die Alraun im Volksglauben spielte, ist die Tatsache, daß man in Wien noch heute, wenn einer im Spiel auffallend gewinnt, sagen hört: „Der hat einen Alraun in der Tasche!" Nebst Allermannsharnisch wurden auch andere und ganz unedle Surrogate statt des Alraun den guten Leuten aufgeschwatzt. So wurden aus den Wurzeln der allverbreiteten Zaunrübe (Bryonia) „Alrauns" geschnitzt und um schweres Geld verkauft. Im Jahre 1534 warnt Leonhard Fuchs vor den betrügerischen Alraunhändlern: „Dazu lügen sie noch viel mehr, das man solche wurtzel muß unter dem Galgen graben mit etlichen ceremonien

und teufelsgespenster, das ich hab sie wöllen anzeygen damit sich eyn yeglicher vor sölchen buben wisse zehuten (zu hüten)". Im Landesarchiv zu Graz befindet sich ein den Prozeßakten als corpus delicti beigelegter falscher Alraun, den der Landprofoß Glöckerl im Jahre 1609 zwei Landsknechten zu Kaindorf bei Pöllau abgenommen hat. Beim Verhör wurde der schwunghafte Handel mit falschem Alraun bekannt. Die Gefoppten sind zumeist Bauern. Nach dem Arreste folgte als Strafe für die Alraunfälschung die Landesverweisung.

Mit weitgehender „poetischer Freiheit" nimmt J. Wolff für Mandragora „Bilsenkraut" zum Liebeszauber seines Rattenfängers:

„Bilsenkraut war's, das er aushob
Aus der Erde, mit dem Messer
Schnitzt' er aus der starken Wurzel
Einen Menschenleib und ritzte
Auf die Brust verschlungne Zeichen,
Murmelte geheimen Segen
Aufs Gebild und steckt' es zu sich.
‚So schön Jüngferlein, nun wahr dich,
Wenn du kannst, vor Zaubers Walten!
Wird sich bald ein süßes Gift dir
In die blauen Adern schleichen,
Wirst dein Herzchen pochen hören,
Wirst dich heimlich nach mir sehnen
Und ein wonnig heiß Verlangen
Wird dir wie ein lüstern Schlänglein
Schmeichelnd um den Busen spielen.'
Grade vor dem hölzern Trepplein,
Das hinauf zur Krone führte,
Wo er wußte, daß Regina
Tag für Tag darüber hinschritt,
Kniet er nieder, Sprüche murmelnd,
Lockerte etwas die Erde
Und vergrub den Liebeszauber,
Den er auf dem Basberg formte
Aus des Bilsenkrautes Wurzel.
Sorglich jede Spur vertilgend
Des geheimnisvollen Werkes,
Ebnet' er den Weg und streute
Trockne Blätter auf die Stätte."

Frankenau nennt die Siegwurz auch Allermannsharnisch, Oberharnisch, Neunhämmerlein, Siebenhämmerlein und sagt von ihr recht aufgeweckt: „Sie pfleget angehangen zu werden und soll Gespenster, Poltergeister und Bergmänner vertreiben, auch die Wunden zusammenheilen, doch hat ein jeder von dergleichen Alfanzereien Macht zu glauben, was er will.“ Des Allermannsharnisch oder wilden Alraun bedienen sich die Bergknappen, um gegen die Bergmännchen und deren Tücken gesichert zu sein. Glücksmännlein im Riesengebirge, sonst auch Neunhäuterwurz, Siegwurz, Hilfwurz (Tirol). In der Volksmedizin verwendet man an manchen Orten die faserige Hülle des Wurzelstockes, um das Blut von Schnittwunden zu stillen (eine Art „Scharpie“, die nicht ganz unvernünftig ist).

Im Juli 1870 kam eine Frau in den Berliner botanischen Garten und verlangte die Wurzel, die unverwundbar macht, die hätte ihr Sohn schon im Dänischen Krieg und 1866 mitgehabt und wäre dadurch unversehrt geblieben. Ein Gärtnerbursche kam darauf, daß die Frau Allermannsharnisch wollte und holte die Pflanze. Damit eilte die Frau zum Bahnhof, kam aber zu spät. Der Truppenteil, dem ihr Sohn angehörte, war eben nach dem Kriegsschauplatz abgegangen. Der Mann fiel dann bei Gravelotte, was die unglückliche Mutter gewiß nur in ihrem Aberglauben bestärkte. Im Warenhaus Wertheim in Berlin ist Glücksalraun aus dem Wurzelstock von Allium Victorialis für 1,75 Mk. zu haben*).

Die echte Alraunwurzel hat die Jungfrau von Orleans als untrügliches Amulett bei sich getragen. Die Richter der Jeanne d'Arc befragten sie im Verlaufe des Prozesses, was aus ihrem Alraun geworden sei. Johanna bestritt, je eine solche Mandragorawurzel besessen zu haben, obgleich sie wohl wußte, daß es ein kostbares Zaubermittel sei, sein Glück zu machen.

---

*) Hegi, Illustr. Flora, II., S. 219.

Wie aufrichtig und stark der Glaube an die Zauberkräfte der Alraune war, mit welchem die Nachrichter einen einträglichen Handel trieben, mag nachstehender Brief eines Leipziger Bürgers an seinen Bruder in Riga aus dem Jahre 1575 beweisen:

„Brüderliche Liebe und Treue und sonst alles gutes bevor, lieber Bruder. Ich habe dein Schreiben überkommen und zum Teile genug wohl verstahn, wie daß du lieber Bruder an deinen huse oder Hove schaden gelitten hast, daß deine rinder, schweine, Kühe, pferde, Schaafe alles absterben, dein wein und Bier versäure im Keller und deine Nahrung ganz und gar zurückgeht und du ob dem allem mit deiner Hausfrauen in großer zwietracht lebtest, welches mir von deinetwegen ein groß Herzeleid ist zu hören. So hab ich mich nun von deinetwegen höchlich bemühet und bin zu den Leuten gegangen, die solcher dingk Verstand haben, hab rath von deinetwegen bei ihnen suchen wöllen und hab sie auch darneben gefraget, woher du solches Unglück haben müßtest. Da haben sie geantwortet, du hättest solches Unglück nicht von Gott, sondern von bösen Leuten und dir könne nicht geholfen werden, du hättest denn ein Alruniken oder Ertmänneken, und wenn du solches in deinem Haus oder Hove hättest, so würde es sich mit dir wohl bald anders schiken. So hab ich mich nu von deinetwegen ferner bemühet und bin zu den Leuten gangen die solches gehabt haben, als bey unserm Scharfrichter und habe ihm dafür geben als nemlich mit 64 Taler und des Budels Knecht ein Drinkgeld. Solches soll dir nu aus liebe und Treue geschenkt seyn. Und so sollten es lernen wie ich dir schreibe in diesem Brieve. Wenn du den Erdmann in dienem Hause oder Hove überkömmest, so laß es drey Tage ruhen ehr du dazu gehest, nach den drei Tage so hebe es uff und bade es in warmen Wasser, mit dem bade sollst du besprengen dein Vieh und die sullen deines Hauses, da du und die deinen übergehen, so wird es sich mit dir wol bald anders schicken und du wirst wol wiederum zu dem deinen kommen wenn du dieses Ertmänneken wirst zu rate halten und du solt es alle Jahr viermal baden und so oft du es badest, so solt du es wiederum in sein Seiden kleidt winden und legen es bei deinen besten kleidtern die du hast so darffst du Ihme nicht mehr tun. Das Bad darinn du es badest ist auch sonder sich gut, wenn eine Frau in Kindsnöten ist und nit geberen kann, daß sie ein Löffel voll davon trinket, so bärt sie mit Freuden und Dankbarkeit und wann du für richt oder Rat zu tun hast so steke den Ertmann bei dir unter rechten Arm so bekömmst du eine gerechte Sach, sie sey recht oder unrecht. Hiemit Gott befohlen. Datum Leipzig Sonntag vor Fastnacht 1575. Hans N."

Im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich

auch der „Allermannsharnisch“ unter den Heilmitteln. Diese Pflanze hat schwertförmige Blätter und ihre Zwiebel ist äußerlich mit netzartigen Häuten wie mit einem Harnisch umgeben. Die Germanen trugen eine solche Wurzel gern im Kampfe bei sich. Sie waren der Meinung, daß die geharnischte Wurzel nicht nur vor Verwundungen und Tod schütze, sondern auch als Siegwurz sicher den Sieg herbeiführe. Im festen Vertrauen auf dieses Mittel fürchteten die Krieger keine Gefahren, und durch diese Suggestion bewirkte die Siegwurz gewiß nicht selten eine erhöhte Tapferkeit. Noch mehr Vertrauen hatte man zu dem „Alraunmännchen“, welches in der Sammlung des Museums in einem kleinen, vorne mit einer Glasscheibe abgeschlossenen Häuschen zu sehen ist. Die Alraunwurzel hat in ihrer Gestalt einige Ähnlichkeit mit einem Männchen. Man war der Ansicht, daß sie nicht nur Unverwundbarkeit und langes Leben, sondern auch Reichtum, Liebesglück, Gewalt über das Wetter und dergleichen verleihe. In früheren Jahrhunderten glaubte man, daß jeder, der die lebende Alraunpflanze berühre, sofort sterben müsse. Man wendete also beim Ausgraben der Wurzel eine sonderbare Methode an, von der im Germanischen Museum eine bildliche Darstellung vorhanden ist. Die Alraungräber banden an die Wurzel einen ausgehungerten Hund und hielten ihm ein Stück Fleisch hin. Es hieß, daß der Hund in seiner Freßbegier dann die Wurzel aus der Erde hervorziehe. Sobald die Wurzel ans Tageslicht käme, müsse der Hund sterben. Es ging auch die Sage, die Wurzel beginne beim Herausziehen so fürchterlich zu schreien, daß derjenige, der es hört, sofort vor Schreck sterben müsse. Die Alraungräber verklebten sich deshalb die Ohren mit Wachs und bliesen in ein Horn, um das tödliche Geschrei zu übertönen.

Wer die botanische Abteilung des Stuttgarter Naturalienkabinetts besucht, wird zweier weißer Kästchen mit phantastisch gestalteten, dicken, roten Pflanzenwurzeln gewahr werden. Wie die Bezeichnung ausweist, sind

es zwei aus der Levante bezogene Alraunchen, gefertigt aus Wurzeln der Mandragora, der in den Mittelmeerländern wild wachsenden Solanee. Da die dicke, spindelförmige Wurzel 2 bis 4 Ausläufer treibt, so gehörte nicht allzuviel Phantasie dazu, darin ein menschenartiges Gebilde zu erblicken, das geradezu eine weitere Zustutzung zu einem solchen herausforderte.

Ein Rufer in der Wüste gegen den Alraunaberglauben war schon das ungenannte Mitglied des Collegium Curiosorum, welches sich im Jahre 1703 wörtlich äußerte: „Die Historien von solcher Alraunwurzel oder Kobolden, welche meistens von alten Weibern und einfältigen Leuten geglaubt werden, weil sie wider alle Vernunft, Billigkeit und Ordnung der Natur streiten, halte ich vor unmöglich, abergläubisch und bloße Einbildungen." Vollends verdient der Freimut jenes Martin del Rio Bewunderung, der Anno 1595 schrieb: „Als ich anno 1578 das Richterliche Ampt anoch verwaltet, ist mir unter eines beklagten Licenciaten confiscierten Schriften, neben einem mit wunderlichen Charakteren und Zeichen erfüllten Zauberbuch auch ein Lädlein, wie ein Totensarg formieret, zur Hand gekommen, in welchem ein alt schwarz Alraun-Männlein gelegen, mit sehr langem Haar, aber ohne Bart, welches zur Zauberei und Vermehrung des Goldes gebraucht worden. Ich habe die Arme von dem Alraun weggerissen. Die, welche das gesehen, haben gesagt, es werde mich zu Hause ein großes Unglück angehen. Ich hab aber darüber gelacht und gesagt, wer sich fürchte, der könne wohl weggehen. Ich hab endlich das Buch, Lädlein und Alraun-Männlein in das Feuer geworfen und hievon keinen Geruch, als den einer verbrannten Wurzel gerochen*)."

Und wenn sich der Aberglaube trotz aller Aufklärung und Kultur bei uns so festsetzt, darf man sich nicht wun-

*) Zu Alraun und Galgenmännchen vgl. auch Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, S. 253ff.

dern, daß er bei den halbzivilisierten Völkern Asiens eine herrschende Rolle spielt. So wirkt nach dem Glauben der Eingeborenen von Java die Pflanze Sarcobolus narcoticus zwar auf Tiger und Wildschweine giftig, nicht aber auf Menschen. Wer also die Pflanze als Tigergift sammeln will, muß das Gewächs zu dem Wahne bringen, daß es von einer wilden Bestie, nicht aber von einem Menschen gepflückt werde. Der Sammler nähert sich also nachts der Pflanze, auf allen Vieren kriechend und Tierlaute nachahmend. Ist dann die als Gift benützte Rinde eingesammelt, so muß man sich hüten, dieses Gift in die Nähe einer Leiche zu bringen, weil sonst der Sarcobolus denkt, daß er seine Schuldigkeit bereits getan hat und die Giftigkeit verliert.

Die Zwiebel des in unseren Bergwäldern heimischen Türkenbundes, Lilium Martagon, die mit ihren Schuppen entfernt an einen Schuppenpanzer erinnerte, galt wie die Siegwurz als ein Schutzmittel gegen Verwundung, Zauberei und Geisterspuk. Die stattliche wilde Lilie kommt auch unter dem Namen „Goldlilie" vor.

Die Chinesen schätzen noch heute die mit Gold aufgewogene Ginsengwurzel von Panax quinquefolia, die wie die des Alraun oder Allermannsharnisch entfernt menschenähnliche Gestalt hat.

Die Wurzel wird tatsächlich mit Gold aufgewogen. Ginseng heißt zu deutsch „Weltwunder", und die wunderbare Wurzel soll auch tatsächlich ein Heilmittel gegen so ziemlich alle Krankheiten sein. Selbst Europäer, die in China leben, bestätigen, daß Ginseng erschlaffte Lebenskräfte hebt, die Verdauung fördert und Wunden heilen hilft. Die Wurzel wächst wild an den Abhängen und in den Schluchten des Hang-go-Gebirges Koreas; die von dort stammenden Wurzeln sind am wertvollsten und kosten bis 4000 Kronen per Stück. Die Koreaner behaupten, daß nur tugendhafte Leute mit reinem Herzen imstande sind, die Pflanze, welche allerdings sehr unscheinbar ist, zu entdecken; wenn man die Wurzel aus der Erde zieht, läßt sie einen starken dumpfen

Ton hören und muß hierauf schnell eingewickelt und geborgen werden, weil die bösen Geister darauf lauern, ihren bösen Einfluß auf sie geltend zu machen. Erfolgt das Sammeln in Korea selbst nicht gerade systematisch, so suchen die Chinesen planmäßig ihr Land nach der kostbaren Wurzel ab, die dann bei ihnen auch ungeheuere Umsätze erzielt. Der Ginseng, den nur der Kaiser sammeln darf, wird alljährlich durch eine kaiserliche Armee von 10000 Soldaten eingeerntet, für die eine peinliche Ordnung besteht, und die während der sechs Sammelmonate im Freien kampieren müssen, so berichtet Grosier 1787 aus China.

Gemäß ihrem Werte werden auch die Wurzeln sorgfältig verpackt, sorgfältiger als Perlen und Edelsteine. Die kleinen Körbchen sind, so berichtet Schumacher, in wasserdichte Seidenstoffe gehüllt, auf denen als einem kaiserlichen Gut das Siegel des Herrschers prangt. Im Kistchen findet man zunächst eine Schicht wohlriechenden Holzpulvers mit Seidenraupenkokons vermischt, dann eine Lage von Goldpapierpaketchen mit Kalkpulver, zur Abhaltung jedweder Feuchtigkeit gefüllt; die Pflanzen selbst sind in Goldfischhaut oder Seide eingeschlagen. Die Hauptwurzel wird von den Nebenwurzeln durch Abschaben befreit und dann in irdenen Gefäßen, die ihrerseits in eisernen stehen, 24 Stunden lang gedämpft, dann über Holzkohlenfeuer und schließlich an der Sonne getrocknet. Verschenkt man die wertvolle Panazee, so sendet man stets einen silbernen Kessel mit Kupferhülle dazu. Darin wird sie mit Reis zusammen gekocht, die klebrige Speise in Reiswein getaucht und genossen. Durch Kochen der Wurzel quillt der in ihr enthaltene Schleim auf, wodurch sie hell und durchscheinend wird; die Stücke, welche daraus geschnitten werden, sehen aus wie transparenter Bernstein mit milchigen Trübungen, haben charakteristischen aromatischen Geruch und schmecken etwas bitter; die ungekochte Wurzel hat die Form einer menschlichen Gestalt in Miniatur ohne Kopf, ganz ähnlich wie die Alraun-

wurzel, bei welcher der Kundige allerdings auch ein Gesicht sieht*).

* *
*

In Shakespeares „Heinrich V." begegnen wir dem Lauch als bedeutungsvollen Feldzeichen des Kriegers. Da Pistol Fluellen grollt, sagt er mit Bezug auf den wällischen Kämpen:

> So sag' ihm doch, ich würde seinen Lauch
> Ihm um den Kopf am Davidstage schlagen.

Offenbar weiß der „prafe" Kapitän nichts von der geheimnisvollen Nebenbedeutung dieses Kopfschmuckes; er hat wohl nie davon gehört, daß er von den Kelten und den Nordgermanen bereits im Kampfe angesteckt wurde. Dieser Lauch, Gunalauko, gehört zu derselben Pflanzenfamilie wie der nur in höheren Berglagen wachsende Bergalraun, der Allermannsharnisch (Allium victoriale) und bezeugt, aus wie grauer Urzeit der Glaube an das Festmachen stammt. In Szene 7 apostrophiert Fluellen den König Heinrich und erinnert ihn an die Herkunft des seltsamen Helmschmuckes, den die Walliser annahmen, nachdem sie unter König Cadvallo (640) über die Sachsen einen großen Sieg errungen hatten. Am Davidstage (1. März) trug sodann jeder Walliser sein Lauchsträußchen, und man verkaufte an diesem Tage künstliche Lauchsträußchen in den Londoner Straßen.

Als Helgi geboren ward, ging Sigmundr, sein Vater, aus der Schlacht, „dem jungen Helden edlen Lauch zu bringen".

Die Springwurzel sollte mit dem Wurzelstock des Maiglöckchens, aber nicht der bekannten weißblühenden duftenden Frühlingspflanze, sondern dem nahe verwandten Salomonssiegel (Polygonatum officinale) identisch sein, dessen randwärts grünliche Blüten nach

*) G. Schuhmacher, Prometheus, XV. Jahrg., Nr. 748.

bitteren Mandeln riechen. Die Pflanze hat den Namen von ihrem Wurzelstock erhalten, einem unterirdischen Stengelteil, der wagerecht in der Erde liegt und auf seiner Oberfläche runde Narben trägt, welche die Stellen bezeichnen, wo die früheren Stengel standen. Man wußte für diese Male keine Erklärung, auf natürlichem Wege waren sie jedenfalls nicht entstanden, es mußten Hinweise auf die geheimnisvollen Kräfte der Pflanzen sein, und zwar sollten sie von keinem Geringeren als dem weisen Könige Salomo herrühren, der die Pflanze zum Zerspalten der Felsen bei dem Tempelbau benutzt hatte. Die Narben des Wurzelstockes wurden in der Phantasie des wundersüchtigen Volkes in Abdrücke des Siegels vom Könige Salomo verwandelt. Die sympathetische Volksmedizin wandte den Wurzelstock wegen der Narben prosaisch gegen Hühneraugen an. Die Radix sigilli Salomonis wurde früher in den Apotheken als Heilmittel gegen Quetschungen und Entzündungen geführt.

Die sagenberühmte Springwurzel öffnete verschlossene Türen und Schlösser, machte aber auch stich- und schußfest. (Vgl. Kap. IV.) Nur der Specht konnte sie finden, und man mußte sie ihm abnehmen, indem man ihn mit Lärmen überraschte, wenn er mit der Springwurzel im Schnabel das Nestloch öffnen wollte, das man ihm insgeheim verspundet hatte. Ein Gelehrter erzählt darüber vor 200 Jahren: „Ein Vogel, heißet zu latein merops und heißet zu deutsch Baumhäckel (Specht) und nistet in den hohlen Bäumen, und wenn man seine Kinder verschlägt (das Nestloch verspundet), so bringt er Kraut und hält es vor dem Zwickel, so fährt der Zwickel heraus. Das Kraut heißt Herba meropis, d. i. Baumhäckelkraut.“ Er fügt hinzu: „Es wäre nicht gut, wenn man es allgemein kennte, denn es gehen alle Schlösser damit auf.“ Dieses Kraut, das den Dieben sehr willkommen wäre, ist eine Art Wolfsmilch, Euphorbia. In Italien nannte man es Sferra cavallo, weil man glaubte, daß sich selbst von den Pferden, welche darauftreten, die Hufeisen ablösen.

Im Unterinntal verschafft man sich eine Springwurzel, die alle Schlösser und Riegel öffnet, indem man ein Schwalbennest mit einem starken Faden umwickelt und so den Eingang verschließt. Dann kommt die alte Schwalbe mit der wunderbaren Wurzel, öffnet das Nest und läßt sie auf den Boden fallen*).

1.

Der Schwarzspecht ist ein Kräutermann,
Kennt manches Zauberkraut im Tann,
Das im Verborgnen sprießet.
Er hält ob einer Wurzel Wacht,
Die alle Schlösser springen macht
Und jede Tür erschließet.

Komm, Meister Specht, heran geschwind,
Bring' mir die Wurz zum Angebind;
Ich will sie nicht mißbrauchen.
Will stehlen keinen Heller nicht
Und selbst zum Klosterkeller nicht
An jedem Abend tauchen.

Doch kenn' ich eine feine Magd,
Die hält — dem Himmel sei's geklagt —
Ihr Herzlein fest verschlossen.
Ich weiß, es wohnet einer drin',
Doch weiß ich nicht, ob ich es bin;
Das hat mich oft verdrossen.

Der will ich mit der Springwurz nahn,
Dann wird ihr Herz mir aufgetan,
Und find' ich einen andern,
So schnüre ich mein Bündel schnell
Und will, ein fahrender Gesell,
Mit Sonnenaufgang wandern.

(R. Baumbach.)

2.

Es wächst ein Kraut im Kühlen,
Wo Vollmondstrahl geruht.
Und wer es trägt, muß fühlen,
Wie Lieb' im Herzen tut.

Und käm' er dann zur Linde
Im Dorfe, wollt' ich sehn,

*) Zum Sagenkreis der Springwurzel vgl. u. a. Vernaleken, a. a. O. S. 140, 141.

Wie's mit dem Angebinde
Dem Knaben würd' ergehn.

Wüßt' ich den Platz, den rechten,
Vom Kraut im grünen Wald,
Wollt' ich's ins Sträußlein flechten
Einem stolzen Knaben bald.

Ein Blättchen, abgerissen,
Trüg' ich wohl auf der Brust,
Möcht' selber gerne wissen,
Ob's Leid bringt oder Lust.

Schwarzspecht, mit deinen Gaben
Schaff' mir das Kraut heran
Und zeig' mir auch den Knaben,
Dem ich es schenken kann.

(J. Wolff.)

Das Schöllkraut, auch Schwalbenwurz genannt, ist wegen seines gelben, giftigen Saftes jedem Landmanne bekannt. Bereits im Altertume hatte diese Pflanze die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der botanische Name Chelidonium ist griechischen Ursprunges und hängt zusammen mit einem Worte, welches Schwalbe bedeutet. Auf zweifache Weise brachte man die Schwalbe mit dieser Pflanze in Verbindung. Einmal hieß es, die Pflanze blüht zu der Zeit, in der die Schwalben wiederkommen, und welket, wenn sie fortfliegen. Andere waren der Meinung, die Schwalben vermochten ihren geblendeten Jungen durch die Kraft dieser Pflanze das Licht der Augen wiederzugeben. In dem Arzneibuch von Ortolf (1477) heißt es deshalb von ihr: „Wenn du den jungen Schwalben mit einer Nadel in die Augen stichst, so bringt ihre Mutter schnell die Blumen von dem Kraut und hält es an der Kindlein Augen, so kommt ihnen das Gesicht wieder." Unsere deutsche Bezeichnung Schöllkraut ist aus dem griechischen Chelidonium entstanden, so daß es richtiger Schellkraut zu schreiben ist. Die Alchimisten des Mittelalters meinten in diesem Kraute eine ganz besonders kräftige Pflanze entdeckt zu haben; der goldgelbe Saft der Pflanze sollte alle vier Elemente enthalten, und sie vermuteten daher, den Stein der

Weisen darin zu finden. Aus diesem Grunde änderten sie den Namen in Coeli donum um, d. i. Geschenk des Himmels. In der Gegenwart wird der Saft der Pflanze vielfach gegen Warzen angewandt. Betupft man nämlich letztere mit demselben, so sollen sie nach einiger Zeit verschwinden. (Reling und Bohnhorst.)

Die Natternzunge (Ophioglossum vulgatum) war früher als Volksheilmittel gegen Wunden, Brüche usw. im Gebrauch. (Vgl. S. 230.)

Unter dem Kreuze Christi entstanden, galt der Baldrian, Valeriana officinalis, dessen Heilkraft unzweifelhaft ist, als ein glückbringendes und tapfermachendes Mittel. Daher auch der Name St. Jürgenskraut. Baldrian wurde auch Welandswurzel genannt, nach Weland (Wieland), dem göttlichen Schmied.

Die Hauhechel, auch Ochsenbrech genannt (Ononis spinosa), mit starren dornigen Zweigen schützt magisch gegen Verwundungen durch Eisen, wird daher als Amulett getragen. Die Wurzel darf jedoch nur gesammelt werden, wenn der Mond dominiert.

Der Wundklee (Anthyllis vulneraria) und der Steinklee (Melilotus) sind unter den Schmetterlingsblütlern die vorzüglichsten Wundkräuter. Der Steinklee war der Ostara geweiht, weshalb man auch Kränze, die aus seinen Blüten gewunden wurden, in das Osterfeuer warf. Er heißt auch „Siebengezeit", weil seine Blumen siebenmal des Tages ihren Geruch verlieren und wieder gewinnen sollen*).

Die Weide, sonst eine Unglückspflanze — „verliebt wie der Teufel in eine alte Weide" sagt ein polnisches Sprichwort — soll doch auch gegen Verfolgung durch Feinde schützen, wenn ein Zweig unter besonderen Beschwörungssprüchen in die Erde gesteckt wird.

Sanikel („Heil aller Schäden"), Sanicula europaea, hat als Wundkraut und Universalheilmittel guten Ruf.

Die Schafgarbe (Achillea Millefolium). Der latei-

*) Perger, Deutsche Pflanzensagen, 1864, S. 135.

nische Name Achillea erinnert nicht an den bekannten homerischen Helden, sondern an Achilles, einen Schüler des Centauren Chiron, welcher zuerst diese Pflanze als ein Heilmittel bei Wunden in Anwendung brachte.

„Schaaffsgarbenkraut im Wein gesotten und getrunken, auch die Wunden mit ausgewaschen." (Hellwig.)

Zum Blutstillen bei Verwundungen bedient man sich der Kornblumen, die am Fronleichnamstage zwischen zwölf und eins gepflückt werden müssen. Nimmt man die Blumen in die Hand, bis sie warm werden, so hört das Blut auf zu fließen.

Das Kreuzkraut (Senecio) war früher eine beliebte Heilpflanze; es sollte besonders gegen Geschwulst und Wunden heilkräftig sein und hieß aus diesem Grunde auch „Schwulstkraut".

Ruhrkraut. Der Volksglaube beschäftigt sich fast nur mit dem echten Ruhrkraut. War dasselbe am Morgen des Tages von Mariä Himmelfahrt gesammelt, so hatte man darin ein Schutzmittel gegen den Blitz. Auch flocht man Kränze aus diesen Blumen und hing sie wegen ihrer vermeintlichen Heil bringenden Kraft in den Stuben auf. Von ganz besonderer Wirkung erachtete man solches Ruhrkraut, welches an einem Sonntage, der mit einem Feiertage zusammenfiel, stillschweigend ausgegraben war; solchem Kraute schrieb man die Kraft zu, schußfest und unsichtbar zu machen.

Auf Wunden applizieren die Niederdeutschen die Blätter des Wegerichs (Plantago major). „Die Wurtzel von wilder Wegwart, auf Jacobi Tag, des Mittages zwischen 11. und 12. Uhren, mit einem Stückgen Gold ausgegraben, stillet das Bluten, ween man sie bey sich erwarmen läßt. Sie bleibet, wenn man sie recht verwahret, Jahr und Tag gut." (Hellwig.)

Bei Hellwig heißt es ferner: „Wider allerhand Wunden. Osterlucey in Bier gesotten, gantz dick ein, hernach damit die Wunden bestrichen; oder mit Osterlucey-Wasser warm fleißig ausgewaschen." Osterluzei ist die bei uns wild vorkommende Aristolochia Clematitis.

Gegen Wundblutungen werden nach M. Höfler in Oberbayern am Christi Himmelfahrtstage Eschenspäne geschnitten.

Noch sei bemerkt, daß Arnika, Brombeerenblätter, Hundszunge (Cynoglossum officinale), Blätter und Rinde der Erle, Schafgarbensaft (auf offene Wunden), Meerzwiebel in rotem Wein angesetzt (ebenso) von Maria Bayerl-Schweda als volkstümliche Wundmittel des Pflanzenreiches aus dem Böhmerwalde angeführt werden*).

Der Glaube an die zauberische Kraft und Wirkung bestimmter Kräuter im Kriege ist, wie schon das angeführte Beispiel des chinesischen Ginseng zeigt, nicht auf Europa beschränkt. Die Makassaren auf der Insel Celebes verwenden die Samen der mimosenähnlichen Entada Purshaena, die sie auf einem kupfernen Ring um den bloßen Leib tragen, als Amulett, um Glück im Kampfe zu finden.

*) Zeitschrift für österr. Volkskunde, 1903, S. 240.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Date Due

	PRINTED	IN U. S. A.	